

Digitales Brandenburg

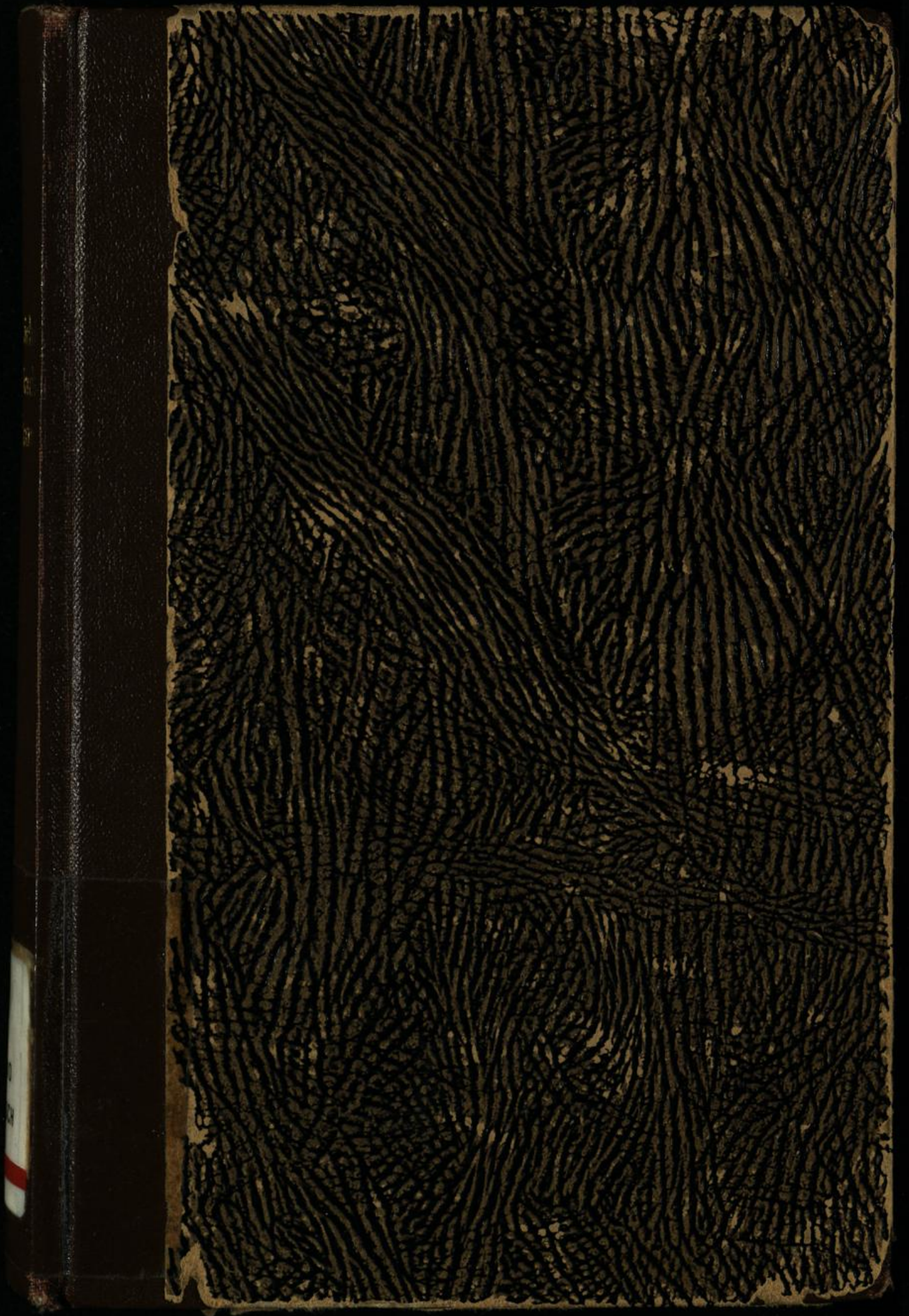
hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Geschichte der Stadt Potsdam

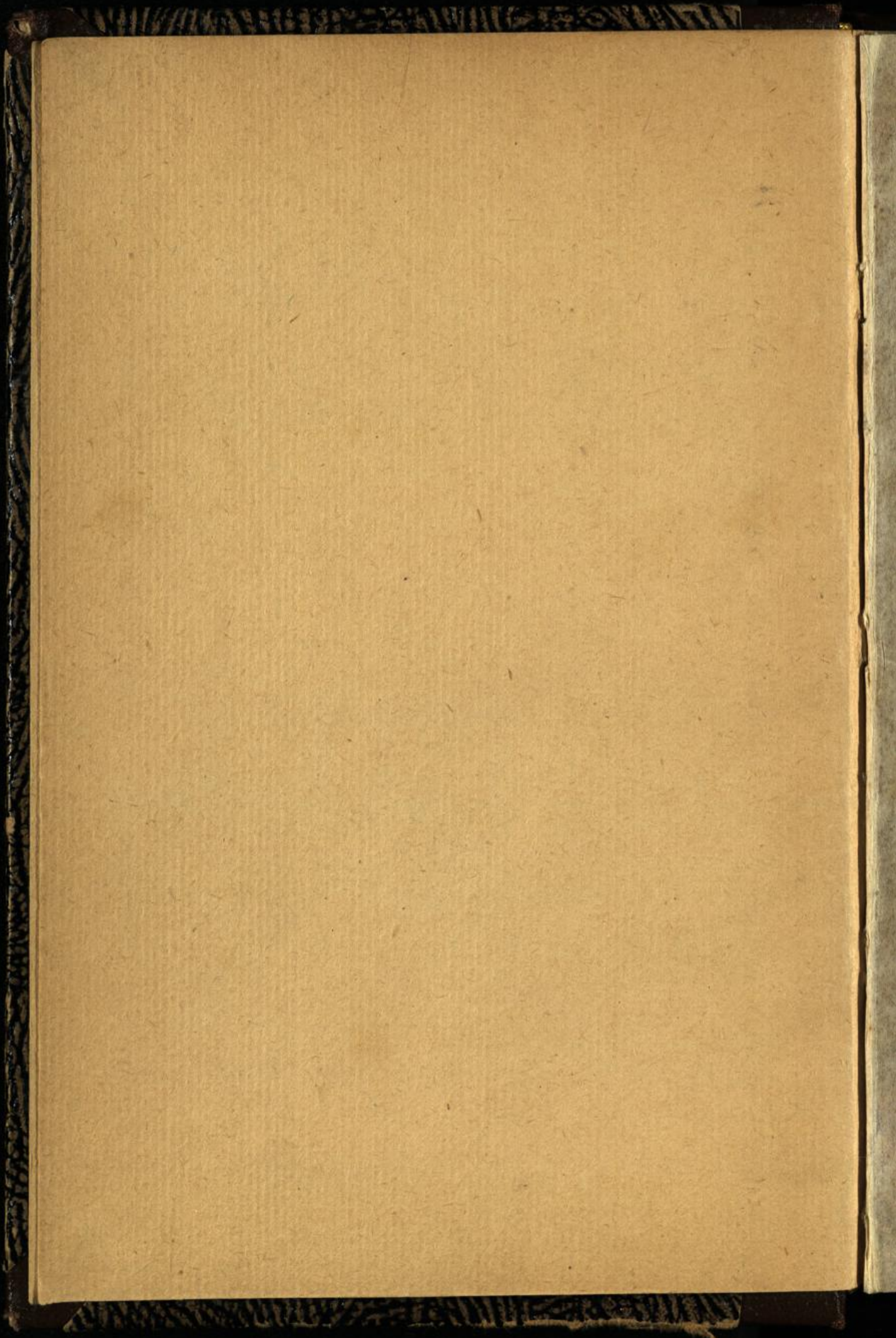
Haeckel, Julius

Potsdam, 1912

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-687



↑ 27



Geschichte
der
Stadt Potsdam



Potsdam 1912

Verlag der Gropius'schen Hofbuchhandlung
Otto Schmidtgall, Hofbuchhändler.

~~Handwritten text, possibly a title or author name, crossed out with a large blue 'X'.~~

1954/259

647398

Präsenzbestand

UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek

64:398	
NR 7040	GESCH
	1000

EDUARD FLÜGGE
POTSDAM, Mittelstraße 14

Vorwort.

Nicht ohne Bedenken übergeben die Verfasser ihre kleine Geschichte Potsdams der Öffentlichkeit. Sie sind sich der großen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wohl bewußt, entnehmen aber die Berechtigung für ihre Arbeit dem großen Bedürfnis, das sich mehr und mehr auf dem Gebiete der Stadtgeschichte herausgestellt hat. Von älteren Werken dürften trotz mancher verdienstvollen Anregungen die Bücher von Schmidt (1825) und Fidicin (1858) kaum noch den gegenwärtigen Anforderungen genügen, und das einzige neuere von U. R. (Agnes Ritter 1883) ist mehr eine Übersicht über die Beziehungen der Herrscher zu ihrer Residenz. Wertvolle Einzeluntersuchungen, wie sie in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams niedergelegt sind und das gründliche Werk Sello's „Potsdam und Sanssouci“ (1888) geben kein rechtes Gesamtbild. Weite Gebiete der Einzel- forschung harren noch der Erschließung und Bearbeitung, daher ist eine erschöpfende Darstellung der historischen Entwicklung zur Zeit nicht möglich. Die vorliegende

Abhandlung, die auf Arbeitsteilung beruht, bedeutet eine Abschlagszahlung auf das Werk der Zukunft, soll gewonnene Ergebnisse festlegen, für weitere Untersuchungen die Wege zeigen. Ihre Hauptaufgabe ist, den gegenwärtigen Stand der Forschung wiederzuspiegeln und weiteren Kreisen die Möglichkeit einer schnellen und zuverlässigen Orientierung zu bieten.

Außer den von Sello S. 455 genannten Quellen sind besonders benutzt worden: 1. die handschriftliche Chronik von 1826 im Stadtarchiv, 2. die Protokolle der Stadtverordnetenversammlungen, 3. die Berichte der Handelskammer, 4. der Soldatenfreund (1833—83), 5. das Hohenzollernjahrbuch, 6. Beschreibung der Garnison Potsdam, herausgegeben von der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums (Berlin 1900), 7. die seit 1904 erschienenen Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte Potsdams, 8. Klöppel, Friedericianisches Barock (1909), 9. Gurlitt, Historische Städtebilder, Bd. V. (1909), 10. Netto und Backschat, die Lange Brücke in Potsdam (1901), 11. Netto, ostasiatische Kunst in Potsdam (1906). Außerdem wurden das Potsdamer Stadtarchiv, das Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin, die zeitgenössische Presse, Biographische Werke und Briefwechsel herangezogen.

Die einführende Darstellung der älteren Zeit durch Dr. Richard Boschan ist absichtlich kurz gehalten, weil das allgemeine Interesse sich naturgemäß mehr den späteren

Jahrhunderten zuwendet. Im zweiten Kapitel hat Amtsgerichtsrat Julius Haackel die Stadt Potsdam als Soldaten- und Manufakturstadt unter dem Absolutismus gewürdigt. Das dritte von Amtsrichter Hermann Rademacher (Tempelburg) gibt ein Bild von der Entwicklung der Beamtenstadt zur Zeit der Selbstverwaltung, reicht also bis in unsere Tage hinein. Kapitel vier, die Kunstgeschichte der Potsdamer Bauten (1660—1910) wird im Zusammenhange von Oberlehrer Dr. Hans Rania (Berlin) geschildert. Ein fünftes Kapitel von Fräulein Marie Heinze schließt mit dem Versuche einer Schilderung der geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung Potsdams ab. Die Einleitung schrieb Dr. Boschan, der Ausblick am Schluß stammt von Amtsgerichtsrat Haackel.

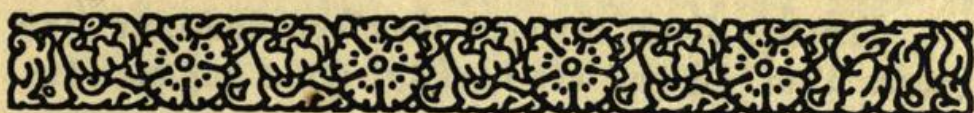
Möge das Werk in seiner Gesamtheit dazu dienen, in weiten Kreisen geschichtliches Verständnis für Potsdam und die Freude an unserer unvergleichlich schönen Heimat zu wecken und zu stärken!

Potsdam, im Oktober 1911.

Die Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Einleitung. Von Richard Boschan.	
Lage	1
Vor- und Frühgeschichtliches	3
Erstes Kapitel.	
Stilleben zur ständischen Zeit. Von Richard Boschan.	9
Zweites Kapitel.	
Politische und wirtschaftliche Entwicklung im Zeitalter des Absolutismus. Von Julius Haackel.	
1. Die Herrschaft Potsdam unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten König (1646—1713)	31
2. Die neue Soldatenstadt Friedrich Wilhelms I. (1713—1740)	50
3. Blütezeit unter Friedrich dem Großen (1740—1786)	76
4. Niedergang und Wiederaufrichtung (1786—1809)	101
Drittes Kapitel.	
Politische und wirtschaftliche Entwicklung unter der Selbstverwaltung (1810—1910). Von Hermann Rademacher.	
1. Innere Sammlung (1810—1860)	119
2. Aufwärtsbewegung mit Preußen und dem Reiche (1860—1890)	141
3. Von 1890 bis zur Gegenwart	149
Viertes Kapitel.	
Kunstgeschichte der Potsdamer Bauten. Von Hans Rania	159
Fünftes Kapitel.	
Aus dem geistigen und gesellschaftlichen Leben Potsdams. Von Marie Heinze	209
Schluß. Von Julius Haackel.	
Ausblick	240
Register. Von Richard Boschan	246



Einleitung.

Die Lage.

Potsdam ist ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Landschaft. In weiter Niederung breiten sich Parks und Gärten, Wälder, Wiesen und Felder aus, sanfte Hügelzüge begrenzen den Gesichtskreis, und wohin der Blick von ihnen schweift, schimmert die Havel mit ihren Seen.

Die eigenartigen Züge der Bodengestaltung der Mark Brandenburg finden sich hier vereint. Das ganze Land nördlich vom Fläming wird durch vielgewundene Flüsse und Fließchen, durch Rinnen und Täler, die früher Wasser führten, in große und kleine Inseln aufgelöst. Auch Potsdam liegt auf einer Insel. Kunst und Natur haben sie im Laufe der Zeiten fortwährend umgestaltet.

Einst bedeckte ein gewaltiger Gletscher die Mark. Als er allmählich zurückwich, und ein Thal nach dem andern freigelegt wurde, suchten die Wasser bald zu diesem, bald zu jenem Tale einen Abfluß. Alle Krümmungen und Seen bezeichnen Versuche des Wassers durchzubrechen. Auch ruhte der Boden nicht unbeweglich, er hob und senkte sich. Neue Wasserscheiden entstanden, alte Flußläufe verödeten, früher von diesem Wasser gespeiste Flüsse schrumpften zusammen und erstickten in Luch und Bruch.

Auch die Havel verfolgte nicht von Unbeginn ihren jetzigen Lauf. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt die höchst eigenartige Bildung von drei parallelen Seenketten: die Kette des Glindower und Plessower Sees, dann die Ketten des Schwielow- und Zernsees und des Jungfern- und Lehnissees. Sie bezeichnen das allmähliche Zurückweichen des Gletschers von Südwesten nach Nordosten. Sie sind die Rinnen des am Gletscher- rande abfließenden Wassers. Eine andere Entstehung haben wir bei einer vierten Seenkette anzunehmen. Der Großglienicker See mit einer Tiefe von 12 Metern, der Sakrower mit einer Tiefe von 37 und der Heilige See mit einer Tiefe von 15 Metern sind bereits unter der Eisbedeckung entstanden durch die ausnagende Kraft des Eises und Vorgänge, wie wir sie bei der Bildung von Gletschertöpfen beobachten können. Welche gewaltigen Wassermassen einst diese Gegenden durchfluteten, davon können wir uns heute nur schwer einen Begriff machen. Damals, als es eine Havel noch nicht gab, als sie noch an der Stelle des heutigen Spandau in den großen Schmelzstrom mündete, der sich von Warschau her durch das Berliner Tal der Gegend der unteren Elbe zuwälzte, war die Nuthe ein bedeutender Fluß, wie ihre weite Bruchniederung noch zeigt. Der Babelsberg und der Brauhausberg bezeichnen wie zwei Pfeiler die Ränder ihres alten Bettes. Jenseits der Hochflächen von Döberitz und Nauen im Norden der jetzigen Potsdamer Insel führte die Nuthe ihr Wasser jenem großen Strom des Berliner Tales zu. Die Nuthe schrumpfte zusammen, als die Spree, die bis dahin ihr Nebenfluß war, an den Müggelbergen nach Norden durchbrach. Der große Urstrom aber verschwand, als der Gletscher weiter nach

Norden zurückwich. Nun grub sich die Havel einen Weg nach Süden durch den Pichelswerder hindurch, und damit war der heute noch vorhandene Zustand geschaffen.

Die seeartig erweiterte Havel hat zwischen Spandau und Potsdam eine durchschnittliche Breite von tausend Metern. Waldgeschmückte steile Hänge begleiten sie zunächst, die Ränder der Hochfläche von Döberitz rechts, die des Teltow links. Unterhalb von Sakrow, wo sich die Ufer auf 200 Meter nähern, flachen sich die Höhen rechts ab, links endet der Teltow im Babelsberg. Mit dem Brauhausberge beginnt dann der hohe Rand der Zauche, den man weiter bis zu Bergen von Ferch verfolgen kann. Aus Sand und Sumpf ist Potsdam hervorgewachsen. Die Vereinigung des Nuthe- und Haveltales und die geringe Breite der Havel an dieser Stelle (50 Meter) sind die Gründe, weshalb sich hier eine Siedelung entwickelte.

Vor- und Frühgeschichtliches.

Viele Funde beweisen, daß die Gegend schon in vorgeschichtlicher Zeit bevölkert war; vor allem die Uferstriche und die Inseln im Sumpfgebiet waren besiedelt. Ob der Mensch schon gemeinsam mit den gewaltigen Tieren der Eiszeit gelebt hat, wissen wir nicht; mannigfache Überreste von ihnen sind in Sand- und Rieslagern gefunden worden. Die Menschen der Steinzeit waren schwerlich germanisch, es ist auch nicht völlig sicher, ob sie schon sesshaft waren. Einer gewissen Kultur entbehrten sie nicht. Für Funde ist besonders Sakorn (nordwestlich von Potsdam) ergiebig gewesen. Tonerde mit grobem Sand durchknetet gab einen festen Stoff, Urnen zu formen.

Sie sind mit der Hand nicht ohne Geschmack gestaltet und mit einfachen Strich- und Stichornamenten geschmückt. Ohne jeden ornamentalen Schmuck, aber durch einen schlicht dekorativ gestalteten Rand merkwürdig ist eine Schale, die in Potsdam gefunden wurde und sich jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindet. Aus Holz, Knochen oder Stein fertigte man Waffen und Werkzeug. Manches davon wird durch Tauschhandel ins Land gekommen sein.

Um 500 v. Chr. wurde die Mark mit der Bronze bekannt. Man hat öfters ganze Lager eingeführter Geräte gefunden. Mehrere Male hat die Pfaueninsel solche Lager kostbarer Ringe und Spiralen hergegeben. Bronzene Waffen, beim Bau der Chaussee nach Baumgartenbrück gefunden, sind in das Museum für Völkerkunde übergegangen. Von sonstigen Funden sei nur ein edelgeformter Krug aus Bornim und ein schöner Halschmuck erwähnt, der in der Stadt selbst ausgegraben wurde. Allmählich wurde die Formgebung und Linienführung schwungvoller, wenn auch bei dem Massenbetriebe die feinere Durchführung manchmal vernachlässigt wurde. Von Glasgefäßen hat man in der Pirschheide ein grünliches gefunden. Eisen wurde erst in der römischen Kaiserzeit häufiger eingeführt. Daneben blieb die Bronze weiter geschätzt, wie gefällig gearbeitete Griffe und Beschläge beweisen, die man in der Stadt gefunden hat. Öfters trifft man auch Münzen als Beigaben an; Niemezt und Buchow-Karpzow sind in der weiteren Umgebung als Fundstätten besonders zu nennen. 1768 grub man beim Neuen Palais einen Urnenfriedhof aus und fand dabei einen Denar von Antoninus. Quintus Scilius mußte dem Könige genau darüber berichten. Viele Urnen

sind auch innerhalb der Stadt ans Tageslicht gefördert worden. In ihnen barg man die Asche der Verstorbenen; während man früher die Toten in der Erde begrub oder in Steinkammern beifetzte, ging man in der Bronzezeit zur Verbrennung über.

Die Urnenfriedhöfe der Bronzezeit, erst 1910 hat man auf der Gemarkung Bergholz wieder einen aufgedeckt, beweisen, daß die Bevölkerung sesshaft geworden war. Sie war germanisch und gehörte wahrscheinlich zu den Semnonen. Dieser große Stamm folgte im ersten nachchristlichen Jahrhundert dem allgemeinen Zuge nach dem Westen und wurde der Kern des sich bildenden Alemannenstammes. Geringe Reste hielten sich in der Heimat noch bis ins dritte Jahrhundert.

Über ihre Siedlungsweise haben uns die Ausgrabungen auf der Römerschanze am Krampnitzsee erwünschten Aufschluß gebracht. Der Name Römerschanze ist entstellt aus Röwer- d. h. Räuberschanze; leider ist der früher übliche Name Königswall außer Gebrauch gekommen. Es ist eine Befestigung, die einige Jahrhunderte vor Christus angelegt ist, eine Zufluchtsstätte für die zahlreichen Ansiedlungen am Ufer jenes Teiles der Seenkette. Der Wall, der den Platz umschließt, war ursprünglich sechs Meter hoch und beinahe vier Meter breit. Planken außen und innen hinderten das Erdreich abzurutschen. Bei der Ausgrabung fand man noch Spuren dieser Planken und auch der Bohlen, durch die sie miteinander verankert waren, als dunkle Streifen in dem umgebenden helleren Erdreich. Ganz besonders wichtig war die Entdeckung, daß im Innern des Platzes auch die Pfosten eines altgermanischen Hauses im Boden ähnliche Spuren

hinterlassen hatten, und so der Grundriß deutlich erkennbar war. Dieser Grundriß erweist sich als altes indogermanisches Stammgut, als derselbe, den der altgriechische Tempel hatte, ein quadratischer Raum mit Hallenvorbau. Die Befestigung auf der Römerschanze ist durch Feuer, wohl bei einem Ueberfalle, zerstört worden. Später haben sich Slawen da angesiedelt: auch von ihnen sind Spuren nachzuweisen gewesen. Die Slawen haben aber, wie sich noch feststellen ließ, auf die Wiederherstellung bei weitem nicht die Sorgfalt verwendet, wie die Germanen auf die Anlage.

Ungehindert rückten die Slawen in das von den Germanen geräumte, herrenlose Land ein. Die Geschichte meldet keine Einzelheit darüber. Um 750 hatten sie das ganze Gebiet bis zur Elbe und Saale besetzt. Zwischen dem mecklenburgischen Hügellande und dem Fläming saßen die Ljutizen oder Wilzen. Von ihren vielen Stämmen sind gerade die des Havellandes den Deutschen besonders bekannt geworden.

Von einer Überlegenheit slawischer Kultur über die germanische kann keine Rede sein. Die Herstellung der Tongefäße auf der Töpferscheibe, die von den Slawen eingeführt wurde, bedeutet nur eine Erleichterung, keinen künstlerischen Fortschritt. Bald kamen Kaufleute aus dem Ausland. Magdeburg war besonders wichtig für den Handel aus dem Süden und Westen, Elbe und Havel waren von Schiffen belebt, von Osten kamen Händler bis aus Byzanz und dem Orient. Viele arabische und byzantinische Münzen sind in der Mark gefunden worden, aus dem 10. Jahrhundert zahlreiche in Pares. Die Wilzen konnten außer getrockneten Fischen und den Erzeugnissen ihrer Bienenwirtschaft wenig bieten.

Die Slawen waren kriegerischen Geistes wie ihre germanischen Nachbarn, und so ruhte an der Elbe selten der Kampf. Bis auf Heinrich I. galt die Elbe als östliche Grenze, erst er trat als Eroberer auf. Otto I. bemühte sich, die Slawen dem Christentum zu gewinnen. Aber er fand, wie es scheint, nicht die rechten Männer; die Heveller trugen mit Ingrim die Abgaben, die sie an Brandenburg und das Moritzkloster in Magdeburg zu entrichten hatten. Der große Aufstand von 983 vernichtete mit einem Schlage wieder die Herrschaft der Deutschen jenseits der Elbe. Im Jahre 1000 war der Osten wieder frei und heidnisch.

Aus jener Zeit stammt eine Urkunde, die als erste Potsdamer Urkunde gelten kann. Am 3. Juli 993 übertrug, wie wir in ihr lesen, Otto III. seiner Tante, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, zwei Orte, Poztupimi und Geliti, in der Provinz Hevallon und zwar auf der Insel Chotienvizles mit allen Gerechtigkeiten. Der große Philosoph und Historiker Leibniz hat zuerst Poztupimi als Potsdam gedeutet; Geliti ist als Geltow zu erklären. Großen Wert hat der Erwerb für die Äbtissin auf keinen Fall gehabt. Der rasche Demonstrationszug, den Otto III. im Jahre 993 durch das Slawenland machte, blieb ohne nachhaltige Folge. Es ist für uns nicht mehr verständlich, weshalb sich Mathilde, die nach allem, was wir von ihr wissen, mit den slawischen Verhältnissen wohl vertraut war, um einen so unsicheren, weitentlegenen Besitz bemühte. Wir müssen es uns auch versagen, aus dem Wortlaut der Urkunde, die von Höfen, Häusern, Aekern usw. spricht, etwas über die Beschaffenheit der Gegend herauslesen zu wollen; sie ist ganz in dem üblichen Stil der kaiserlichen Kanzlei nach bestimmter

Vorlage abgefaßt. An der Richtigkeit der Deutung Poztupimis als Potsdam kann ein Zweifel kaum bestehen, nur so erklärt sich die im Mittelalter übliche, bis ins 17. Jahrhundert auftretende Schreibung Potstamb u. ä. Den Namen Poztupimi hat man, abgesehen von manchen andern, zum Teil phantastischen Erklärungsversuchen, übersetzt „unter Eichen“. Diese Deutung erscheint aber nicht verträglich mit den Gesetzen slawischer Ortsnamensbildung; man wird vielmehr nach der Ansicht gründlicher Slawisten an die Ableitung von einem Personennamen (Podstub) zu denken haben.





Erstes Kapitel.

Stilleben zur ständischen Zeit.

Im Beginn des 12. Jahrhunderts brach die Macht der Wilzen zusammen, überraschend schnell erlagen sie den Deutschen. Albrecht der Bär ist bis zur Havel-Nuthe-Linie vorgedrungen. Er erbt 1150 den Gau Heveldun vom Fürsten Pribislav. Heveldun ist ungefähr das Havelland und die Zauche. Nur einmal (1157) hat ihn noch ein Aufstand Jaczós, eines Verwandten Pribislavs, zu schaffen gemacht. An diese leicht niedergeschlagene Erhebung knüpft sich die unhistorische Fabel von einer Schlacht bei Großglienicke und der abenteuerlichen Flucht Jaczós durch die Havel bei Schildhorn.

Ein ruhiger Ausbau des Gewonnenen konnte nur erfolgen, wenn die Havel-Nuthe-Linie gesichert wurde. Es ist anzunehmen, daß auch die Burg von Potsdam schon dem 12. Jahrhundert angehört. Zwar hören wir in unserer sehr lückenhaften Überlieferung 1217 nur von den Burgen Spandau, Saarmund und Trebbin, aber es ist unwahrscheinlich, daß die Potsdamer Burg erst später gebaut worden sein sollte, weil in den nächsten Jahrzehnten die Grenze weiter nach Osten vorrückte.

Zum Schutze der Befestigungen waren deutsche Siedelungen nötig. Kolonisten, meist aus den dichtbevölkerten Ländern am unteren Rhein, wurden ins Land gerufen. Die Wenden mußten aus ihren Dörfern weichen und wurden größtenteils an weniger wichtigen Stellen angesiedelt. Von Widerstand hören wir selten, zumal die Zahl der Slawen nicht bedeutend gewesen sein kann. So wurde auch Potsdam deutsch. Es ist ungewiß, ob der Markgraf selbst die einzelnen Kolonisten angesetzt hat oder dies Geschäft, wie es meist geschah, einem Unternehmer übertrug; beide Formen der Besiedelung lassen sich in der Gegend wahrscheinlich machen.

Potsdam wird in einer Urkunde von 1317 eine Stadt genannt; es besaß also eine Ratsverfassung und Gerichtsbarkeit. Das Stadtrecht von Magdeburg war vorbildlich für die neugermanisierte Mark; es wurde auf Brandenburg übertragen und ging als Brandenburger Recht auf Potsdam über.

Wir haben uns die Stadt als sehr unbedeutend vorzustellen. Der Boden war durchsetzt von Sümpfen und Lachen, zumal das Grundwasser früher höher stand als jetzt. Ob schon damals durch einen Graben für Entwässerung gesorgt war, wissen wir nicht. Jedenfalls war die Burg von einem Graben umgeben. Sie lag etwa an der Stelle des jetzigen Stadtschlosses, war aber weiter an die Havel vorgeschoben und dehnte sich weniger weit nach Norden aus. Erwähnt wird die Burg zum ersten Male 1375, einen Grundriß besitzen wir erst aus dem 17. Jahrhundert, wir können uns daraus aber ungefähr ein Bild der alten Zustände machen. Wir sehen ein ganz unregelmäßig gestaltetes Mauerviereck; an den Ecken runde Türme, an der Havelseite, weit vorspringend,

den viereckigen Bergfried, im Innern das Wohngebäude und Gartenland.

Die Burg schützte die Brücke von der 1307 zum ersten Mal die Rede ist. Sie verlief wohl nicht im Zuge der heutigen Langen Brücke, war wohl auch um ein geringes weiter flussaufwärts über die Havel geführt. Im 14. Jahrhundert verfiel die Brücke, und man war auf eine Fähre angewiesen.

Die Urkunde von 1317 ist die einzige, die aus der Zeit der Askaniern bekannt ist. Die kräftige Entwicklung der Mark unter ihrer Regierung wird nicht spurlos an Potsdam vorübergegangen sein; aber die Stadt lag doch abseits von der großen Verkehrsstraße von Brandenburg nach Berlin; sie trat weit zurück hinter Saarmund. Die Bewohner lebten von bescheidenem Ackerbau und Fischfang.

Die deutschen Fischer hatten dazu noch die Konkurrenz der Riesfischer zu bestehen. Der Riez lag als ein Ort für sich unter eigenem Schulzen neben der Stadt am Ufer unterhalb von der Burg. Solcher Orte lassen sich viele in der Mark nachweisen, sie stammen aus slawischer Zeit. Ihre Bewohner waren Leibeigene der Slawenfürsten, sie blieben auch Leibeigene unter den Askaniern. Albrecht der Bär legte Wert darauf, in allem als Rechtsnachfolger der Slawenfürsten zu erscheinen; daher auch seine Erbeinsetzung durch Pribislaw.

Die Verpflichtung der Riesfischer zu persönlichen Diensten bis zum Zimmerreinigen hörte selbst unter den Hohenzollern nicht auf. In ihrem Erwerb aber waren sie fast unbeschränkt. Das war aber nur geeignet, Mißgunst bei den Deutschen zu erwecken und das Gefühl

der Abneigung zu verstärken. Die Riezffischer waren in Potsdam eingepfarrt, Deutsche und Wenden haben aber nicht auf denselben Bänken in der Kirche gesessen.

Einblick in das städtische Leben gewinnen wir erst von etwa 1500 an. Die aus früherer Zeit erhaltenen Urkunden betreffen zum überwiegenden Teile Verpfändungen der Stadt. Schon unter den Askaniern waren viele Besitzungen und Rechte von den Landesherren an die Kirche, Städte und einzelne Personen ganz veräußert oder vorübergehend als Pfandschaft vergeben worden; auch ihre Nachfolger haben sich fortdauernd zu solchen Finanzoperationen verstehen müssen. Durch Verpfändungen und Verkäufe sicherte sich der Landesherr Einkünfte, die er bei dem Mangel an Beamten nicht selbst pünktlich erheben konnte. Sämtliche Urkunden über Verkäufe und Verpfändungen bedurften regelmäßig der Bestätigung der nachfolgenden Herrscher, die natürlich dafür auch eine Zahlung forderten. Erst im 17. Jahrhundert hat die Regierung diese abschüssige Bahn verlassen können. Es liegt nahe, bei einer Verpfändung aus der Höhe der geliehenen Summe auf den Wert der Pfandschaft und aus dem üblichen Zinsfuß auf die Erträge aus der Pfandschaft zu schließen, doch eine solche Vermutung ist irrig, da wir nicht alle Beweggründe kennen, die bei der Vergabung einer Pfandschaft mitgespielt haben. Zudem erfahren wir nur selten die Höhe der Geldzahlung sowie die Frist und Einlösung.

Unsere Ueberlieferung ist sehr lückenhaft. Wir erfahren wohl, daß im Anfang des 14. Jahrhunderts wichtige Fischereigerechtsame auf der Havel vergeben wurden, unterhalb von Potsdam bis zum Schwielowsee an das Kloster Lehnin, oberhalb an das Benediktinerinnen-

Kloster in Spandau, doch sind die Veräußerungen noch viel weiter gegangen. Kaiser Karl IV. hat die landesherrlichen Finanzen zu regeln versucht und dafür 1375 ein Landbuch d. h. eine Uebersicht über die Burgen, Städte und Dörfer der Mark, mit sorgfältiger Angabe ihres Umfanges und ihres Ertrages angelegt. So erfahren wir auch von dem Zustande in Potsdam. Es ist gewiß schon Beweis, wieviel zur Zeit unmittelbarer, landesherrlicher Verfügung entzogen war, wenn im Landbuch als Zubehör zur Burg Potsdam außer der Stadt, dem Riez und der Potsdamer Heide nur das entlegene Dorf Kammerode im Westen vom Schwielowsee genannt wird. Andererseits waren dem Markgrafen hier, wo ihm im Burghauptmann ein fest besoldeter Beamter zu Gebot stand, manche Rechte erhalten geblieben, die ihm an anderen Orten schon entfremdet waren. Dahin gehört vor allem die Urbede, eine feste stehende Abgabe, die freilich aus unbekannten Gründen stark zurückgegangen war (von acht auf drei Mark), und zwei Drittel aus den Einkünften der Gerichtsbarkeit, die als Lehen vergeben war. Die Zölle waren verpachtet, der an der Fähre an den Rat, der Zoll am Stadttor an einen von Blumenhagen, nur der am Rieztor war in marktgräflicher Verwaltung geblieben. Als Obereigentümer alles Bodens verlangte der Landesherr auch eine Abgabe von den Hofstellen, die allerdings auch eine recht niedrige Einnahme darstellte. Ferner wurden Abgaben für Holznutzung und Bienenwirtschaft in der Potsdamer Heide, auf dem linken Havelufer, erhoben. Sehr wichtig hätte das Wasserregal sein können, doch auch hier war im Laufe der Zeit sehr vieles veräußert worden. Kaufleute aus Berlin-Köln, Kirchen in Spandau, Köln und Fahrland hatten es an

sich gebracht. Fast nur die Gewerbesteuer der Riezffischer und Abgaben für Fischkasten waren übrig geblieben. Auch Potsdam nahm, wie wir aus dem Erwerbe so mancher Rechte sahen, an dem Aufschwung der Mark im 14. Jahrhundert teil, wenn auch in bescheidener Weise. Feste Mauern und ein stattliches Rathaus dürfen wir hier nicht vermuten.

Die absterbende ritterliche Kultur hat mit dem aufstrebenden Bürgertum im Ausgang des 14. und Beginn des 15. Jahrhunderts verzweifelt gerungen. Zunächst hat das Landesfürstentum die Partei der Städte ergriffen. Am 29. September 1412 hat Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern als Reichsverweser die Huldigung Potsdams in der Stadt selbst entgegengenommen; drei und ein halbes Jahr später, am 28. Februar 1416 wurde sie ihm in seiner neuen Würde als Kurfürst erneuert. Welcher Wechsel war in der kurzen Zeit auf der Burg vor sich gegangen! 1412 war sie im Pfandbesitz Richards von Rochow, 1414 wurde sie sein Gefängnis, als Golzow, die Burg seiner Väter, ihre Tore nach kurzem Widerstande hatte öffnen müssen, 1416 zog der Hohenzoller als Herr in die Burg Potsdam ein. Die Stadt sah nun getroster in die Zukunft. Sie ließ sich von Friedrich I. ihre alten Rechte bestätigen und erwirkte auch die Erlaubnis, wieder eine Brücke über die Havel zu bauen. An einer bequemen Verbindung mit dem Teltow scheint dem Kurfürsten selbst gelegen zu haben, denn er gestattete sogar, abweichend von sonstigem Verfahren, einen Verkehrszoll für die Benutzung zu erheben; von dem nur Priester und Hofleute befreit sein sollten. So erhöhten sich auch die Einnahmen aus dem Zoll, den der Kurfürst erhob.

Potsdam galt als wichtiger Stützpunkt zur Verteidigung; wegen ihres Reichthums an jagdbarem Wild wuchs die Gegend den Kurfürsten auch bald ans Herz. Die Jagd behielten sie sich deswegen auch stets bei einer Verpfändung vor. Noch mit 67 Jahren gedachte Albrecht Achilles der Hezen, Beizen und Jagden mit heller Freude. Bis ins 17. Jahrhundert hat sich die Verpflichtung aller fischereitreibenden Bürger erhalten, bei den Jagden Dienste zu leisten. Joachim I. trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, die Burg stattlich auszubauen, zumal er sie anscheinend in einem wenig guten Zustande übernahm, kam aber wieder davon ab. Erst 1598 begann man sie wohnlich herzurichten, da die Kurfürstin Katharina, die Gemahlin Joachim Friedrichs, sie sich als Residenz ausersehen hatte. Ausgeführt hat sie ihren Vorsatz allerdings nicht, und so ist der Bau auch nie zu Ende geführt worden. Auch von dem Neubau ist nichts erhalten, es war ein dreistöckiges Gebäude, in der Folge hat im Erdgeschoß der Amtschreiber, im ersten Stockwerk der Amtshauptmann gewohnt. Die Schloßkapelle ging durch das Erdgeschoß und erste Stockwerk. Das recht großartig angelegte Gebäude muß einen wenig freundlichen Eindruck gemacht haben, öde Fensterhöhlen gähnten aus dem unvollendeten Dachgeschoß. Gartenland umgab das Schloß bis zur alten Umfassungsmauer.

Karten und Ansichten von Schloß und Stadt liegen erst aus der Zeit des Großen Kurfürsten vor. Von dem Bau Katharinas ist auf ihnen nur der Grundriß zu sehen, ergiebiger sind sie für das alte Stadtbild. Wir können sie auch für das 16. Jahrhundert heranziehen, da die Stadt in den schlimmen Zeitläuften nicht imstande gewesen ist, große Veränderungen vorzunehmen. Wie

das Schloß durch einen Graben inselartig abgeschlossen war, so lag auch die Stadt vollkommen auf einer Insel. Im Norden begrenzte sie der im 17. und 18. Jahrhundert trockengelegte Nicolaussee, der bis in die Nähe der jetzigen Kirch- und Schwertfegerstraße heranreichte. Im Osten und Westen schlossen zwei Gräben das engere Stadtgebiet ab, der eine führte vom Nicolaussee etwa durch die Borkstraße über den Blücherplatz zur Havel, der andere über den heutigen Neuen Markt vielleicht zum Burggraben. Von dieser engeren Grabenreihe, die flussaufwärts die ursprünglich zur Burg gehörige deutsche Fischereisiedelung der Burgsträßer von der eigentlichen Stadt trennte, ist eine äußere zu unterscheiden, aus der sich der heutige Stadtkanal entwickelt hat. Wie heute führte nämlich ein Graben vom Kellertor bis zur Grünstraße zum Nicolaussee, ein anderer etwa vom Endpunkte der Schwertfegerstraße am Neuen Markt quer über die Plantage zum Wassertor. Jenseits dieser äußeren Grabenreihe lag flussabwärts, von der Stadt durch Wiesen geschieden, der wendische Riez. Die Hinweise auf heutige Lageverhältnisse sind zum Teil nur als Annäherungswerte aufzufassen.

In Potsdam erinnert nichts, kein Haus und kein Stein, nicht einmal ein Grabstein an die Zeit vor 1650. Selbst von dem Verlauf der jetzigen Straßen ist, mit Ausnahme der Burgstraße, auf den alten Karten noch nichts zu erkennen. Während die Städte im kolonisierten Slawenlande sonst im allgemeinen nach einem gleichbleibendenden, regelmäßigen Plane gebaut sind, ist man hier durch die Ungunst des Bodens und die Lage der Burg zu Abweichungen gezwungen worden. Zwei Hauptstraßen durchzogen von Osten nach Westen die Stadt.

Die nördliche verlief vom Riegtor zum Grüntor. Das Riegtor haben wir uns etwa an der Stelle des heutigen Rutschstalles auf dem Neuen Markt zu denken, das Grüntor lag wohl in der Nähe der heutigen Grünen Brücke. Zwischen diesen beiden Wegen lag im Mittelpunkt der Stadt die Pfarrkirche umgeben vom Kirchhof, an ihn anschließend der Markt, über den die südliche Hauptstraße führte. Auf dem Markt war ein Brunnen mit hochragendem Schwengel.

Die Stadt entbehrte des malerischen Reizes krummliniger Straßen wie die meisten Kolonialstädte, sie besaß einen durchaus dörflichen Charakter. Nur in der Nähe des hochgelegenen Marktes, er ist nach 1700 um mehrere Fuß abgetragen worden, stand Haus an Haus zumeist mehrstöckig, sonst trennten Ackerstücke und Gärten die einzelnen Anwesen. Eine genaue Fluchtlinie wurde nicht innegehalten. Die Häuser waren leicht gebaut — wegen häufig Feuer ausbrach und leichtsinniges Umgehen mit Feuer bestraft wurde — sie unterschieden sich aber vorteilhaft von den mit Stroh und Rohr gedeckten Behausungen auf dem Riez. Der Zustand der Straßen war im 16. Jahrhundert im ganzen Deutschland für heutige Begriffe noch durchaus unerfreulich. Die Wege wurden wie auf den Dörfern durch Erde aufgehöhht, so daß man bei Hitze durch Staub, bei Regenwetter durch Schmutz sehr zu leiden hatte. Verkehrsreiche Straßen wurden mit einer Sand- und Steinschüttung versehen. Auch in Potsdam begann man mit einer derartigen Aufbesserung; wir hören einige Male, daß der Rat als Strafe verhängte, für einige Ruten „zum Steindamm Steine herein verschaffen und führen“ zu lassen. Doch gab es noch im 17. Jahrhundert

ungepflasterte Straßen, wie der verschwundene Name Petersilienstraße beweist.

Auf den Straßen herrschte manchmal ein Leben wie in einem Dorfe. Viele, auch Kaufleute und Handwerker, trieben etwas Ackerbau oder wenigstens Viehzucht. Ackerstücke und Gärten lagen innerhalb der Stadt und wurden außerhalb gepachtet oder gekauft; die Bürgerschaft besaß gemeinsamen Wald und gemeinsame Weide, hielt sich sogar einen Stadtbullen. Fast jeder Bürger besaß Kühe oder wenigstens Ziegen und hielt sich Schweine. Der Stadthirte sammelte am Morgen seine vierfüßigen Schutzbefohlenen und trieb sie hinaus auf die Weide, der „Schweiner“, wie die amtliche Bezeichnung war, sein grunzendes Volk in die nahrhaften Eichenwälder. Daß bei diesen Neigungen der Bürger die Sauberkeit auf den Straßen litt, läßt sich denken. Trieb das Vieh doch sogar häufig auf dem Kirchhof sein Wesen, ehe er 1600 eingefriedigt wurde.

1536 ist Potsdam durch eine gewaltige Feuersbrunst heimgesucht worden. Leider ging auch das Rathaus und mit ihm ein großer Teil des Archives in Flammen auf, so daß unsere Kenntniss der vergangenen Zeit recht mangelhaft ist.

An heftigen bürgerlichen Unruhen hat es hier wie anderwärts nicht gefehlt. Im 14. Jahrhundert scheint die Gesamtheit der Bürgerschaft neben dem einem engen Kreise entstammenden Rat Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten gehabt zu haben. Allmählich suchte sich aber der Rat allein der Verwaltung zu bemächtigen, doch trotz dem Einspruch des Kurfürsten Friedrich II. setzten es die Bürger durch, daß vier Vertreter Zutritt bekamen. Allgemeine Wahlen waren der Zeit

noch unbekannt, nach Ablauf ihres Amtsjahres wählten die Ratmannen selbst ihre Nachfolger und behielten in dem „neuen oder sitzendem Rate“ noch als „der alte“ Stimmrecht. Der Zeitpunkt des Wechsels hat geschwankt. Erst 1449 wird ein Bürgermeister erwähnt. Außer ihm wurden als seine „Mitherrn“ zur Führung der Geschäfte zwei Rämmerer für das Finanzwesen und ein Baumeister gewählt, dem hauptsächlich die Sorge für die Wege und die Brücken oblag. Abgesehen von der Nutzung einiger Liegenschaften bezogen die Ratmannen, wie es scheint bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, keine Besoldung. Doch veranstalteten sie häufig Schmausereien auf Kosten des Stadtsäckels und Trinkgelage, die aus Gebühren und Strafgefallen bestritten wurden. Die Ratsstube wurde bisweilen auch bürgerlichen Gastereien und Tänzen eingeräumt, bisweilen tagten die Ratmannen, wenn es drinnen zu warm war, vor der Türe im Freien. Die „Stadtknechte“ werden dann wohl unbequeme Lauscher verscheucht haben.

Das 1517 angelegte Stadtbuch gewährt uns einen guten Einblick in die vielseitige verwaltende, verordnende und richtende Tätigkeit des Rates. Vornehmlich Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und leichtere Strafsachen hatte er an sich genommen. Im übrigen war für die Rechtsprechung ein Schöffenkollegium vorhanden, das unter einem vom Landesherrn belehnten Richter stand, dem die Leitung des Prozesses und die Vollstreckung des Urteils oblag. Es war ein Gebot der Rechtssicherheit, wenn die Stadt suchte, dies Amt an sich zu bringen, das von seinem Inhaber meist nur als Einnahmequelle betrachtet wurde. So kaufte sie 1571 einen Anteil der erblich mit ihm belehnten Familie

S. 112
Schulze ab, während die andere Hälfte damals an die Familie Berice überging und erst 1704 an die Stadt verkauft wurde. Die selbständige Gerichtsbarkeit der Städte hatte manche für die Allgemeinheit mißliche Folgen. Naturgemäß scheuten sie Strafprozesse, die mit großen Kosten verknüpft waren. Hier haben die landesherrlichen Gerichte schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eingegriffen. War es doch dahin gekommen, daß die westfälische Behme mit ihrem willkürlichen Verfahren in der Mark Boden gewann. Es beweist die steigende Rechtssicherheit, daß 1434 die Städte der Mittelmark, unter ihnen auch Potsdam, einen Bund zur Verdrängung der landfremden Gewalt schlossen. Aber auch im bürgerlichen Recht haben die Kurfürsten, zumal nach dem Siege des römischen Rechts, Einfluß gewonnen; wir können mehrmals die Tätigkeit des Kammergerichts in Potsdamer Streitsachen wahrnehmen. Die Stadt war nicht in der Lage einen gelehrten Richter zu besolden, man blieb stets darauf angewiesen, sich in schwierigen Fällen beim Schöppenstuhl in Brandenburg Rat zu holen. Der kärglich besoldete Stadtschreiber hatte den Schriftwechsel zu besorgen.

Von großer Bedeutung war die Tätigkeit des Rats für Handel und Gewerbe. Die Satzungen der Gewerke bedurften seiner Genehmigung, ehe sie dem Kurfürsten zur Bestätigung vorgelegt wurden. Die erste erhaltene ist die für die Schuhmacher von 1468, bis 1600 kamen Satzungen hinzu für die Schneider, Leineweber, Bäcker, Schmiede, Kürschner und Zimmerleute. Ein eigenes Versammlungshaus hat wohl keine Innung besessen. Der allgemeine Inhalt der Briefe entspricht dem in anderen Städten. Einen breiten Raum

beanspruchen die meist in Bier zu entrichtenden Strafen, auch bei ungesittetem Betragen. So, wenn die Grob-
schmiede verbieten, in der Versammlung „ernstlichen Muts
mit der Faust auf den Tisch zu schlagen“. Die Innungen sorg-
ten in gleicher Weise für die Käufer wie für ihre Mitglieder.
Sie hielten bei Strafe auf untadelige Arbeit, sie verboten
auffälliges Unpreisen, die Zahl der Meister und Gesellen
war beschränkt, Gleichheit und Brüderlichkeit Grundsatz.
Slawen waren vom Eintritt in die Innung ausgeschlossen.

Wenn der Rat als Gemeindevertretung die Satzungen
genehmigte und schützte, so tat er dies in dem seine ganze
Tätigkeit beherrschenden Gedanken, jedem Bürger seinen
Nahrungsspielraum sichern zu müssen. Man unterband
die Konkurrenz des platten Landes und hinderte im Be-
reiche der Bannmeile Gewerbebetrieb, man legte den
fremden Kaufleuten große Beschränkungen auf. Nur
auf den Jahrmärkten zu Johannis (24. Juni) und Ursulä
(21. Oktober) durften z. B. von Fremden Schuhe und
Stiefel feilgeboten, nur dann Leder und Felle von ihnen
eingekauft werden. Von den „Abendmärkten“ am Sonn-
abend vor Weihnachten, Mariä Lichtmess (2. Februar)
und Palmarum, wurden sie zugunsten der einheimischen
Schuhmacher ferngehalten. Oder es wurde Fremden
der Einkauf von Eisen auf den Märkten erst gestattet,
wenn sich die Potsdamer Schmiede am ersten Tage mit
Eisen versehen hatten. So wurde eine durch Mangel
an Material hervorgerufene Preissteigerung nach Mög-
lichkeit vermieden. Den Käufer vor Übervorteilung zu
schützen, half auch der Marktplatzzwang. Der Händler
stand unter aller Augen, und hatte dazu noch ein
Stättegeld zu entrichten. Ein Marktmeister sorgte für
Ordnung.

Marktplatz

Stetes Augenmerk der Stadt mußte es sein, sich mit genügend Lebensmitteln zu versehen. Viel spendete die Havel. Ihr Fischreichtum, noch jetzt bedeutend, war vor den Regulierungen neuerer Zeit erstaunlich groß und vielartig. Die delikaten roten Krebse der Havel, die dunklen weniger wohlschmeckenden der Nuthe wurden noch im 18. Jahrhundert weit verschickt, während sie jetzt gar nicht mehr angetroffen werden. Den Reichtum an Speisefischen aber den Potsdamern nutzbar zu machen, wurde nur Kleinverkauf gestattet und vor allem von den vier oder fünf Fischern, die mit dem großen Garne fischten, verlangt, wöchentlich zweimal auf der Brücke Markt zu halten. Die Bauern der Umgegend waren darauf angewiesen, ihr Korn in Potsdam feilzubieten. Um sich das lästige Erlegen des Brückenzolls zu ersparen, bezahlten die Dörfer an den Rat eine jährliche Abschlagssumme. Seit 1536 konnte auf die Bauern kein Zwang mehr ausgeübt werden Potsdam aufzusuchen. Aber trotz dem kurfürstlichen Zoll, der von dem Kastner in der Burg erhoben wurde, sind sie nicht ausgeblieben, um so weniger, als für die ganze Mark ein Kornausfuhrverbot von Bartholomäi (24. August) bis Mariä Lichtmeß bestand. Wir besitzen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine ausführliche Zollrolle und sehen aus ihr, daß sowohl ein Verkehrszoll zu Wasser und Land wie ein Warencoll erhoben wurde. Selbst die Potsdamer waren von ihm nicht ganz befreit; nur die Einfuhr von Salz wurde nicht erschwert, sonst mußten sie die Hälfte der Säße bezahlen. Das gleiche Vorrecht besaß Nauen. Ganz befreit von der Zahlung waren die Bürger von Berlin-Cöln, Brandenburg, Treuenbriegen, Belitz, Teltow, Spandau und Königsberg. Bemerkens-

wert ist die Behandlung des Adels. Er hatte seine Lebenshaltung im 15. Jahrhundert geändert und war zur Ausnutzung seines Grundbesizes übergegangen. Er trat in Wettbewerb mit den bürgerlichen Getreidegroßhändlern, wie sehr sie dies auch zu hindern suchten. So sehen wir auch in Potsdam den Adel von dem Durchfuhrzoll für Getreide befreit, nur für den Handel war er zahlungspflichtig.

Die Kampfstellung des Adels gegen die Städte hat auch die Geschichte Potsdams beeinflusst. Es hat gegen die Ansprüche der adligen Amtshauptleute immer seine Rechte zu verteidigen gehabt. Ihnen war das Amt, wie der alte Burgbezirk seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hieß, bis zur Zeit des Großen Kurfürsten meist mit allen oder einem großen Teil der Einkünfte verpfändet. Es umfaßte allmählich nicht nur die Insel Potsdam, sondern dehnte sich im Osten über Neuendorf bis Stolpe, im Westen bis Glindow aus und griff im Süden bis Gütergohz und Bergholz. Die Amtshauptleute waren zum Teil gewalttätige Naturen; so forderte 1559 Abraham von Rochow dem Rat die Schlüssel zu den Toren und der Brücke ab, weil er einmal zu lange hatte warten müssen, und nahm ein andermal den ganzen Rat gefangen, sein Nachfolger Bernd von Spiegel verlangte unter schweren Drohungen unberechtigte Dienste. Und wie die Herren, so die Diener. Die Amtsschreiber, die in Abwesenheit der Hauptleute als „Befehlshaber“ walteten, scheuten sich nicht vor groben Beschimpfungen des Rates; es kam soweit, daß der Bürgermeister zum Treiberdienste entboten wurde. Man versuchte, die Stadt völlig zum Zubehör des Amtes, zur Mediatstadt, zu machen. Es war mißlich, daß, wie wir gesehen

haben, angesehene Bürger wegen ihres Fischergewerbes zu manchen persönlichen Diensten verpflichtet waren. Nur mit Mühe konnte die Stadt das Recht behaupten, auf den Landtagen vertreten zu sein; zur „Hauptstadt“ mit einem eigenen Abgeordneten ist sie auch als Residenz nie emporgestiegen, sie blieb, ein Zeichen früherer Bedeutungslosigkeit, stets die siebente Stadt der „Sprache“ Brandenburg.

Über Brandenburg erfuhr der Rat, wieviel Abgaben zu zahlen seien. Zu der schon erwähnten Urbede trat im 15. Jahrhundert eine indirekte Steuer, das Biergeld, im 16. Jahrhundert eine direkte, der Schoß; sie wurden von der Stadt umgelegt und nach Berlin in die Biergeldklasse und den Städtelasten abgeführt. Einen Teil des erhobenen Biergeldes behielt die Stadt für sich zurück, außerdem verlangte sie noch andere Steuern. Zu Martini (10. November) hatte jeder Bürger zwei Groschen zu zahlen, den sog. Märtensschoß, auch Bürger- oder Stadtgeld genannt. Man erhob auch Grundsteuer; von den Hausbesitzern ein „Fenstergeld“, das rutenweise nach der Ausdehnung ihres Anwesens an der Straße bemessen wurde. Andere Einnahmequellen waren der Zoll an der Langen Brücke, der Nedlizer Fähre, den Toren, Pachtzinsen von Grund und Boden, von Scharren und anderen Verkaufsständen. Die Fischer hatten für das Aufhängen des großen Garns an den Ricken (Stangen) den „Rickzins“ zu entrichten. In Erbpacht ausgetan war die Badestube der Stadt. Der „Badstübner“ besorgte nicht nur die warmen Bäder, er war auch Barbier, ließ zur Ader und spielte den Wundarzt. Mäßige Preise waren ihm zur Pflicht gemacht. Einen studierten Arzt scheint Potsdam im 16. Jahrhundert noch nicht besessen zu haben.

Von tiefgreifenden Folgen war die religiöse Bewegung im 16. und 17. Jahrhundert. Potsdam gehörte zur Propstei Spandau der Diözese Brandenburg. Die Pfarrkirche, auch St. Katharinenkirche genannt, ist das einzige Gebäude aus der Zeit vor dem großen Kurfürsten, dessen Aussehen wir aus Bildern kennen. Als Feldsteinbau reicht ihre Entstehung höchstwahrscheinlich ins 13. Jahrhundert zurück, in der Folge wurde die Kirche allmählich erweitert und machte einen recht stattlichen Eindruck. Im Osten wurde das Schiff durch einen viereckigen Chor abgeschlossen, im Westen war ihm ein massiger Turm vorgelagert. Vielleicht hatte er einmal durch Brand Schaden gelitten oder wegen Baufälligkeit oben abgetragen werden müssen; ein zierliche Laterne, in der die Glocken hingen, wuchs über einem Walmdach aus ihm empor. Das Innere war schlicht, wenn auch Wandgemälde nicht fehlten. Aus der Zeit vor der Reformation stammte wohl die mit den Bildern Christi und der Apostel bemalte Kanzel, vielleicht auch die Orgel. Einige Seitenaltäre wurden frommen Stiftungen verdankt; wir kennen vier: Corporis Christi, Sancti Spiritus, Sanctae Crucis und Exulum. Die beiden letztgenannten wurden durch die Schützengilde und die Elendsgilde unterhalten. Von den Gilden wurde kirchlicher Sinn genährt, christlicher Liebestätigkeit dienten vor allem die Elendsgilden, ursprünglich gegründet zur Pflege und Bestattung von Geistlichen und Pilgern in der Fremde, im „Elend“. Der Beschützerin christlicher Liebestätigkeit, der heiligen Gertrud, war ein Spital geweiht, das 1486 von dem Magdeburger Domherrn Dr. Moriz von Schönnow gestiftet wurde. Es lag in der Gegend der heutigen Priesterstraße, 1618 brannte es ab. Der Grabstein des

Stifters ist 1882 in der alten Golmer Kirche gefunden worden. Von Unruhen aus Anlaß der Reformation ist uns nichts bekannt. 1541 besuchte der kirchliche Visitationsschuss unter dem kurfürstlichen Räte Johann Weinslöben die Stadt und ordnete die neuen Verhältnisse, untersuchte vor allem das Kirchenvermögen. Dabei ergab sich auch, daß ein eigener Schulmeister damals am Orte nicht vorhanden war, er war zugleich Stadtschreiber und Küster und hatte dazu die Turmuhr zu stellen. Auch später war von der Schule nicht viel rühmend zu machen, noch im Anfang des 17. Jahrhunderts gab es nur zwei Lehrer an ihr, den Schulmeister und den Baccalaureus. Die Mädchen wurden um 1600 von der Frau des Diakonus unterrichtet. Diese Zustände werfen auf die Vermögenslage der Stadt kein günstiges Licht; immerhin war man wohlhabend genug, die Kirche um 1591 mit einem prächtigen Flügelaltar zu schmücken, dessen Hauptbild Maria mit dem Jesusknaben zeigte. Unter dem Altar standen die vier großen Propheten. Die Kirche verlor aber dadurch, daß gegenüber der Kanzel drei Chöre eingebaut wurden, auf denen die Männer saßen, während die Frauen im Schiff ihren Platz hatten. Viele angesehene Leute wurden in der Kirche beigesetzt; die Gewölbe waren voll von Särgen, rings an den Wänden und auf dem Fußboden sah man Grabtafeln. Von dem Gesange der „Schulgellen“ wird manches wenig Erbauliche gemeldet.

Die Potsdamer Geistlichen hatten keinen leichten Dienst. Sie hatten außer der Stadt und dem Riez noch die Dörfer Bornstedt, Nedlitz, Neuendorf, Glienicke und Stolpe zu versehen, und Ärgeris blieb auch nicht aus. Das 1593 angelegte Kirchenbuch führt uns die oft recht unerquicklichen Zustände

anschaulich vor. Die Verhältnisse spitzten sich zu, als die reformierte Lehre Eingang fand. Die Bürgerschaft spaltete sich in zwei Lager, auch Pfarrer und Diakonus waren oft nicht eines Sinnes. 1612 gelang es zwar dem beredten Pfarrer Thomas Horiz scheinbar eine Ausöhnung zustande zu bringen, man nahm wieder gemeinsam das Abendmahl. Aber der Friede währte nicht lange. Horiz, ein hitziger Lutheraner, verkätzerte häufig von der Kanzel aus die Reformierten auf das ärgste. Das benutzten einige Bürger, mit denen sich der lebenslustige, leichtaufbrausende Pfarrer persönlich verfeindet hatte, ihn sogar beim Kurfürsten zu verklagen, als habe er von ihm in einer Predigt mit Schmähworten gesprochen. Johann Sigismund war ja am Weihnachtstage 1613 zur reformierten Kirche übergetreten. Als Horiz die Potsdamer Verhältnisse unleidlich wurden, tauschte er mit dem Pfarrer Martin Franke in Putliz seine Stelle. Der Rat war über den Wechsel durchaus nicht erfreut. Denn der neue Geistliche war einige Jahre vorher schon in Potsdam als Diakonus gewesen, und man wußte von ihm, daß er in seiner persönlichen Art wie in seinen kirchlichen Anschauungen eines getreues Abbild seines Amtsvorgängers war, ihn eher noch übertraf. Der Streit, in dem die Bürger häufig im Unrecht waren, ließ nicht nach. Da geschah etwas Unerwartetes: im April 1638 flüchtete Franke nach Böhmen. Er flüchtete in den Katholizismus, 1640 ist er als Priester gestorben. Er war mürbe gemacht worden. Nicht nur der ständige Hader mit seinen Pfarrkindern hatte ihm zugesezt, er hatte die Schrecken des Krieges und die Greuel der Pest durchleben müssen; der Tod seiner Frau im Juli 1637 hatte ihn ganz gebrochen. Sicher war er aber eine charakter-

volle Persönlichkeit, davon zeugen die Blätter des Kirchenbuchs.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges haben Stadt und Umgebung schwer heimgesucht. Im März 1626 vor der Schlacht an der Dessauer Brücke hausten 200 Mann vom Heere Mansfelds acht Tage sehr übel in Potsdam, als aber nach der Niederlage Mansfelds wieder ein versprengter Trupp Dragoner Quartier begehrte, zog man die Brücke auf und wies sie ab; auf dem Riez kam es zu einem regelrechten Kampf, der mit einem Siege der Bürger endete. Im April wagte man sogar einen Quartiermeister Mansfelds geradezu mit Schimpf fortzuschicken. Der Kurfürst legte nun zum Schutz des Passes vom Teltow zum Havelland eine kleine Besatzung in die Stadt. Der Fährbetrieb bei Nedlitz wurde eingestellt. Die unverwahrten Dörfer, namentlich Neuendorf, Bornstädt, Bornim und Golm, hatten die Not des Krieges über sich ergehen lassen müssen.

Wir sehen, daß es den Potsdamern an kriegerischem Mut nicht gebrach. Schon 1393 finden wir sie in einem märkischen Landfriedensbündnis. Allerdings waren die militärischen Pflichten früher gering, mit den heutigen verglichen. 1583 stellte Potsdam zum allgemeinen Aufgebot nur 12 Mann und zwei bespannte Wagen. Bisweilen erschien ein ständischer Beamter, der Musterer, den Potsdam mit anderen Städten gemeinsam zu besolden hatte. Für die Verteidigung der Stadt galt der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder Hausbesitzer mußte für seine Bewaffnung sorgen und auf dem Musterungsplatze erscheinen; außerdem unterhielt der Rat eine Rüstkammer. Eine Schützengilde läßt sich seit 1466

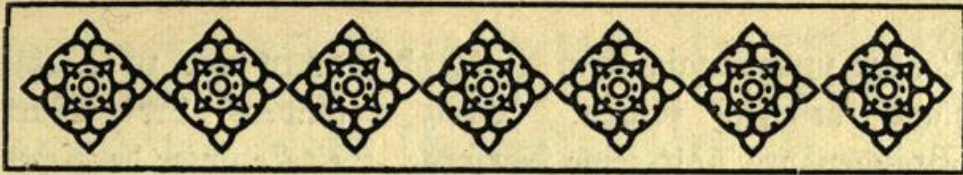
nachweisen; sie hatte ihren „Schützenbaum“ vor dem Grünstor auf dem Wege nach dem Heiligen See. — Aber so leichten Kaufes wie 1626 kamen die Bürger später nicht fort. Im November 1627 erschien Wallenstein in der Mark, da mußten sie außer der Einquartierungslast monatlich 40 Taler Kontribution aufbringen, in den nächsten Jahren steigerte sie sich auf 200 Taler monatlich. Dazu war fortwährend Mißwachs und Teuerung. 1621 fehlte vielen das Saatkorn, da erschienen die Schweden und plünderten und raubten in der Stadt und auf den Dörfern. „Gott tröste die Seinen“ schrieb Franke aus gepreßtem Herzen in sein Kirchenbuch. Auf dem Brauhausberge vor der Stadt war das schwedische Feldlager, hier erwartete Gustav Adolf im Mai mit Spannung, ob sich der Kurfürst von Sachsen ihm anschließen würde. Erst als Kurbrandenburg seit 1640 entschieden bewaffnete Neutralität beobachtete, war Potsdam der Kriegsnöte ledig.

Was aber war aus der Stadt geworden! Sie war völlig verarmt, sie lag zum großen Teil wüst. 1573 gab es nach einem Schopregister 192 Häuser, 1623 wurden 198 Häuser gezählt. Das läßt auf annähernd 2000 Einwohner schließen. Man gewinnt zu dieser Zahl erst ein richtiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß damals Berlin 14000, Frankfurt a. M. 15000 Einwohner zählte. Nach dem Kriege waren in Potsdam nur 79 Häuser bewohnt, also etwa 800 Einwohner vorhanden. Zum größten Teil rührten die ungeheuren Verluste von dem fürchterlichen Wüten der Pest her. Schon vor dem Kriege hatte sie sich einige Male gezeigt, seit 1621 erschien sie immer häufiger, um erst 1639 zu verschwinden. Am schrecklichsten war sie 1631, wo ihr in der kleinen Stadt

308 erlagen. Sang- und klanglos wurden die Leichen verscharrt, Pestverdächtige wurden auf die Ratsziegelei, wo jetzt die Villa Ingenheim ist, geschafft, ängstlich wich man einander aus. Alle Schwungkraft war gelähmt, mit stumpfer Ergebung sah man in die Zukunft, selbst auf dem Schloß, bei dem Amtshauptmann Wolf Dietrich von Hacke, sah es wie in einer Räuberhöhle aus.

Da ging die Sonne eines neuen Tages auf, als der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm den Thron bestieg.





Zweites Kapitel.

Politische und wirtschaftliche Entwickelung im Zeitalter des Absolutismus.

1. Die Herrschaft Potsdam unter dem großen Kurfürsten und dem ersten König (1640—1713).

Der Ingenieurcapitain und Kammerjuncker Samuel von Suchodoles hat in den Jahren 1683—85 für den großen Kurfürsten einen Prachtatlas der Herrschaft Potsdam in 43 Karten gemalt. Wer auf diesem Kunstwerk Potsdam und seine nächste Umgebung betrachtet, wird Lustschlöffer mit zierlichen Gartenanlagen, breite Alleen, viele Weinberge und einen stattlichen Tiergarten in großem Waldgebiet finden. Das Elend des dreißigjährigen Krieges scheint verschwunden zu sein. So war es auch. Mit starker Hand und unbeugsamer Willenskraft hatte der junge Kurfürst die verödeten Erblände aufgerichtet und durch Zustrom fleißiger Ansiedler bevölkert. Und wie er die zerissenen Länder mit eiserner Faust zum Nationalstaat zusammen geschmiedet, so hatte er sie auch wirtschaftlich gehoben und gekräftigt. Kommerzien und Manufakturen waren es, die neben Landwirtschaft und Handwerk überall die

Länder unabhängig vom Ausland machen und zu Wohlstand bringen sollten. Ganz besonders der Mark Brandenburg galt seine Fürsorge. Seit sie unter deutscher Herrschaft stand, war sie Kolonistenland gewesen. Und jetzt fließt wieder ein Strom frischen Ansiedlerblutes in die verödete Mark, um über 100 Jahre die Bevölkerung zu vermehren und Kultur zu verbreiten. In diese aufblühende schaffensfreudige Zeit fällt die Erhebung Potsdams. Schon lange von den Kurfürsten wegen seiner wildreichen Wälder als nahe Erholungsstätte aufgesucht, wird es jetzt vom großen Kurfürsten als Residenz bevorzugt. Nicht nur die Jagd reizt ihn, für die er den Tiergarten hinter dem Brauhausberg einzäunte, sondern seine gesunde Lebensfreude ließ auch in der Nähe Lustschlösser mit all den modischen Spielereien seiner Zeit, aber auch mit nützlichen Anlagen seltener Obstbäume, mit Gemüsezucht und Weinbergen entstehen, als Vorbild für Obst- und Weinbau im ganzen Lande. Einen großen Frucht- und Tiergarten wollte er aus dem Potsdamer Werder machen, dessen landschaftliche Reize mit Werken der Baukunst harmonisch bereichern. Wir werden sehen, wie weit es ihm geglückt, die Prophezeiung des Prinzen Moriz von Oranien zu erfüllen, der schon 1664 gesagt haben soll: „Das ganze Eiland Potsdam wird ein Paradies werden.“ Vorläufig winkte dies Ziel in weiter Ferne.

Schlimm sah es in der Mark aus, als der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm das Erbe seiner Väter antrat. Noch war der dreißigjährige Krieg nicht zu Ende, der das aufblühende Land gründlich verheert und den Wohlstand zerstört hatte. Auch Potsdam war ausgesogen vom Feind und leider auch vom Freund,

den eigenen kurfürstlichen Soldaten, die rücksichtslos Kontribution heischten. Ganze Dörfer waren verödet, mancher Acker besamte sich mit Riefen, und die „wüsten Marken“ mitten in der Forst sind noch heute die einzigen Erinnerungen an einstige Dörfer. Hungrige Wölfe drangen noch vereinzelt in die Stadt. Von den Häusern des Städtchens, das durch Willkür der fürstlichen Beamten und eigenes Elend von einer kleinen Immediatstadt wieder zum ohnmächtigen Amtsfleckchen hinabgesunken war, lag ein Teil wüst, so daß die Kontribution auf der geringen Zahl leistungsfähiger Bürger um so schwerer lastete.

Auf dem Schloß und dem Amt sah es trostlos aus. Beide waren noch seit 1611 im Pfandbesitz der Haakes, die unter den schweren Kriegslasten genug mit sich zu tun hatten und dem Verfall nicht Einhalt tun konnten. Der Kurfürst war tatkräftig bemüht, wieder Ordnung im Lande zu schaffen, aber doch nicht imstande, den Pfandbesitz gleich einzulösen. Verhandlungen, der Witwe Gustav Adolfs, seiner Tante, die das Pfand einlösen wollte, 1646 hier einen Witwensitz, wie vordem der Gemahlin Joachim Friedrichs eine Wohnstatt, zu schaffen, zerschlugen sich an den hohen Forderungen Haakes, bis endlich 1650 der Kurfürst so weit war, an den Rückerwerb zu denken. Die Pfandsomme von 14000 Talern (6000 für das Potsdamer Amt, 8000 für Phöben) sollte in sieben Jahren aus dem Elbzoll bei Lenzen zurückgezahlt, bei Zahlung der ersten Rate das Schloß zurückgegeben werden. Aber es kam nicht zur ersten Ratenzahlung, so daß die Haakeschen Erben weiter im Besitz blieben. Immer mehr verwahrloste das Schloß, Viehställe und Dungstätten waren längst aus einem Teil

der Wohngemächer geworden, eine Scheune aus der Kirche, der Regen schlug durch die zertrümmerten Dächer ins Innere und verdarb, was noch übrig war. Jetzt berechnete der Kurfürst seinen Schaden höher als die Pachtsumme, so daß er 1660 endlich gegen eine wahrscheinlich geringe Vergleichssumme das Pfand zurück erhielt.

Und nun kommt die Morgenröte für Potsdam. Der junge Kurprinz Friedrich Wilhelm hatte am oranischen Hofe in Holland Vorliebe für die hochentwickelte holländische Bau- und Gartenkunst gefaßt, der Sinn für landschaftliche Schönheit scheint ihm geweckt worden zu sein. Da konnte seinem scharfen Auge die reizende landschaftliche Lage Potsdams inmitten von Seen und hügeligen Wäldern, deren Wildreichtum schon Joachim I. und II. angezogen, nicht entgehen. Er greift Joachims II. Plan, den Potsdamschen Werder in einen großen Garten zu verwandeln, lebhaft auf. Potsdam selbst mit dem Schloß sollte den Mittelpunkt bilden, und seine bevorzugte Residenz werden.

Als nach dem Frieden von Oliva Ruhe ins Land gekommen, geht er frisch ans Werk und kauft von 1660—64 für etwa 115 000 Taler die im Besitz adliger Familien befindlichen Dörfer der Insel Potsdam, nämlich Bornim, Bornstedt, Geltow, Golm, Grube, und in nächster Nähe Drevitz und (1677) Glienicke. Die Ämter um Potsdam vereinigt er zur Herrschaft Potsdam, deren Landwirtschaft gehoben werden soll. (1663 werden z. B. auf die einzelnen Vorwerke 191 Haupt Rindvieh verteilt.)

Gleich 1660 wird der Schloßbau in Angriff genommen. Ein Schloß mit Wassergraben in neuem Geschmack entsteht an Stelle des „alten Hauses“, dessen Türme und Ringmauern fallen. Der dreistöckige Haupt-

bau der heutigen Südfront ist schon 1662 so weit fertig, daß der Kurfürst zur Jagd wenigstens auf einige Tage darin wohnen kann. Eine Wasserleitung von einer halben Meile wird angelegt. Der erste Schloßbau scheint 1666 vollendet worden zu sein. Von 1671 ab hält der Kurfürst jährlich längere Zeit Hof in Potsdam.

Das Jahr 1671 ist auch für die Stadt von Bedeutung. Schon 1660 hatte der Kurfürst ein Ermunterungspatent zum Aufbau der alten Häuser ergehen lassen, auch selbst mit gebaut. Im Oktober 1660 ließ er ein Häuserverzeichnis durch den Rat aufstellen, das den, trotz des beginnenden Baues, traurigen Zustand des Städtchens grell beleuchtet. Von 198 Häusern vor dem Krieg waren nur 50 zutragend (Steuer zahlend), 29 verarmt und 119 wüßt. Zur Verteidigung verpflichtete Bürger gab es 79 (gegen 80 i. J. 1633). Der Rat beklagt sich über die schweren Kontributionen von über 300 Talern monatlich, die sie als Tractement für dreifache Einquartierung zahlen mußten. Artillerie und vorher Dragoner hatten in der Stadt gelegen.

Die Brücken und Tore waren in schlechtem Zustand; da gab es viel zu helfen und zu bessern. Der Rat läßt zwar 1649 und 50 schon das Riez- und Grün-Tor und die Brücken am Riez und an der Burgstraße bessern, verkauft auch fast jährlich einige „im Schoß verstandene“ oder wüßte Häuser (für 2, 6, 9, 12—25 Tlr.), aber nach 1658 muß er 19 Tlr. leihen, um die Geistlichen zu besolden, und 1661 zwei Häuser verkaufen, um Schoß, Besoldung der Geistlichen und Kontributionen zu bestreiten. Da konnte er natürlich die baufällige Lange Brücke nicht erneuern. Der Kurfürst nimmt ihm diese Last ab, baut 1662—64 eine neue Brücke und läßt sich Brücken-Geld

und -Korn von der Stadt abtreten. Als Grundlage für die innere Ordnung des Stadtwesens, die manches zu wünschen übrig ließ, gab er am 25. Februar 1671 eine Stadt- und Kirchen-Ordnung, die an der hergebrachten Ratsverfassung nichts ändert, aber als Polizei-Ordnung in 26 Punkten einzelne Angelegenheiten ordnet und Mißbräuche abzuschaffen bestrebt ist. Brücken- und Mühlenwesen, Viehweide, Pferdehütung, Anstellung eines Feldhüters, Einschränkung der übergroßen Zahl von Gänsen, Instandhaltung von Dämmen, Häusern und Brunnen, Kontrolle der Fleisch-, Brod- und Bierpreise, Festsetzung des Tagelohnes (auf 6 Dreier nebst Essen und Trinken), Ausweisung arbeitscheuen Volkes, Fischerei und Fischmarkt, Nachtwachdienst werden in hunderter Folge behandelt. Die Kirchenordnung regelt Hochzeit, Taufe, Kirchgang, Begräbniß, Kirchhöfe, Gottesacker und Schulen. Neben der lutherischen Stadtkirche wurde 1672 auf dem Schloß auch eine reformierte Kirche eingerichtet, in der u. a. auch ein Türke und ein kurfürstlicher Mohr unter Patenschaft des Herrscherpaares getauft wurden.

So im Innern gebessert, konnte die Stadt erweitert werden. Schloß- und Stadtgraben werden 1673 nach Westen vorgeschoben bis ungefähr zum heutigen Kanal-lauf von der Riezbrücke zur Eisernen Brücke. Der neue Graben beginnt an der heutigen Kellerbrücke, läuft westlich mit einem Absatz zum Nikolaussee, den er bis auf den sumpfigen Faulen See trocken legt, und biegt an der eisernen Brücke im rechten Winkel nach Süden um. Der alte Graben Joachims I. wird zugeschüttet und als Schusterstraße (Borkstraße) bebaut. Der neue Graben umfaßt im Osten die Burgstraße, im Westen die Kurfürstliche Freiheit und die Landwehr — Raum genug

für weitere Ausdehnung des Städtchens. Auf dem zwischen Schloß und Riez gewonnenen Gelände legte der Kurfürst die „Freiheit“ im Zuge der heutigen Mammon-, Breiten- und Priester-Straße an und besetzte sie zunächst mit Wirtschaftsgebäuden und Wohnhäusern für Hofbeamte und am Schloßbau beteiligte Künstler. (Zum Unterschied von der Stadtfreiheit vor dem Grüntor die Kurfürstliche Freiheit genannt.) Hier baute 1667 die Kurfürstin das lutherische Predigerwitwen- und Waisenhaus das heute noch das Bildnis ihres Gemahls trägt.

Die Industrialisierung seines Landes ließ der Kurfürst auch der Stadt Potsdam zu gute kommen. Webe- und Töpferkunst, diese ältesten Techniken der Bekleidung und Ernährung des Menschen, wurden bereits fabrikmäßig betrieben, und dazu ausländische Kolonisten ins Land gezogen. Einen Delfter Fabrikanten läßt der Kurfürst eine holländische Fayence-Bäckerei in Potsdam anlegen, die aber bald nach Berlin kommt. Eine holländische Seidenfabrik entsteht. Holländische Drell- und Damastmacher werden am Riez angesiedelt, vertragen sich aber mit den Riezern schlecht, so daß schon 1662 Streit zu schlichten ist.

In Drevitz und auf dem Sakendamm, der kurz vor der Mündung die Nuthe aufstaut, da wo heute die alte Königstraße nach Neuendorf hinüberführt, gab es bereits Glashütten, die wieder in Stand gesetzt wurden. Bisher für Glasscheiben, wurden sie jetzt für böhmisches Kristallglas neu eingerichtet. Als Pächter der Drevitzer Hütte fand sich 1679 Johann Runkel, ein durch Erfindung des Phosphorsteins und gelehrte chemische Schriften bereits bekannter Alchemist aus der Nähe von Rendsburg, der sich nebenbei auch mit Goldmachen,

hauptsächlich aber mit ernstern chemischen Versuchen, besonders in der Glasmacherei, beschäftigte. Der Kurfürst schätzte ihn wegen seiner chemischen Kenntnisse und unterhaltenden metallurgischen Experimente. Er machte ihn 1678 mit 500 Tlr. Besoldung zum Kammerdiener und wies ihm ein Haus in der Klosterstraße in Berlin, wo heute die Parochialkirche steht, an.

Nachdem er ihm schon 1678 Versuche auf der Dremwizer Glashütte gestattet, verpachtete er sie ihm auf 3 Jahre im Juli 1679 und verlieh ihm schon im Dezember 1679 — ein Zeichen, wie gut seine Gläser waren — ein Privileg (für Kristallinen- und Schock-Glas) im Bereiche der Kurmark. Es ist die erste bekannte Monopol-Industrie in Potsdam, die bald eine europäische Berühmtheit erlangte. Denn Runkel machte nicht nur prachtvolle große geschliffene Kristall-Pokale und Gläser, die guten Absatz fanden, sondern erfand auch bei seinen Goldmacherversuchen schöne Glasflüsse für Perlen und das unübertroffene goldhaltige Rubinglas, das ihn für alle Zeiten berühmt machte. Er hatte inzwischen die Pacht der Dremwizer Hütte aufgegeben und die größere am Sakendamm mit dem Glasmacher Jobst Ludewig geteilt, wo er im großen seine Gläser verfertigte.

Der Kurfürst schenkte ihm dauernd seine Gunst, gab ihm ansehnliche Vorschüsse und schenkte ihm 1685 den Pfauenwerder mit Mahl- und Brau-Freiheit. Dabei bestätigte er ihm und Ludewig das Privileg auf Kristall für die Kurmark und Runkel allein das auf Rubinglas und andere gefärbte Gläser. Die Guinea-Kompagnie erhielt das Vorkaufsrecht auf die Glas-Korallen und Perlen als Tauschwaren gegen Elfenbein und dergl. in Afrika.

Im nächsten Jahr folgte die Schenkung des Lehn-
schulzengerichts im gegenüberliegenden Cladow.

Soviel Gunst forderte den Neid heraus. Nach
des Kurfürsten Tode wurde er als Schwarzkünstler ver-
dächtig, und verlor seinen Posten als Kammerdiener.
Man brannte ihm sein Laboratorium auf der Pfauen-
insel nieder und brachte es dahin, daß er alle früher
erhaltenen Summen (26325 Tlr.) als Verschüsse an die
kurfürstliche Kammer zurückerstatten sollte. Er mußte
froh sein, mit 8000 Talern davon zu kommen und sein
Berliner Haus zur Tilgung verkaufen zu dürfen. Noch
einmal erneuerte ihm Friedrich III. 1690 Pacht und
Privileg auf dem Sakendamm. Doch 1692 folgte Kunkel
einem Ruf an den Schwedischen Hof, wo er als Kunkel
von Löwenstern in den Freiherrnstand erhoben wurde
und wahrscheinlich 1702 starb. Seinen genialen Vor-
schlag, zur Füllung der kurfürstlichen Kasse von den ihre Stelle
wechselnden Dienstboten eine Abgabe einzuziehen, hatte
Kurfürst Friedrich III. nicht angenommen.

Der häufige lange Aufenthalt des Großen Kur-
fürsten in Potsdam ließ eine Erweiterung des
Schlosses wünschenswert erscheinen. Der Plan zur
Verlängerung der Flügel bis zu ihrer heutigen Länge
wurde 1679, als der Friede von St. Germain wieder
ruhige Arbeit erlaubte, gefördert. In diesem Jahre
wurden die Wasserwerke beendet, die von der Nuthe her
mit einem Pumpwerk in hölzernen und metallenen Röhren
durch die Havel hindurch Wasser auf einen Schloßthurm
pumpten. Von dort wurden Spritzwerke im Saal, eine
Fontäne und ein Wasserfall in dem zierlichen, mit
Statuen, Bassins und Lusthäusern geschmückten, in
holländischem Geschack westlich und südlich des Schlosses

angelegten Lustgarten gespeist. Im Norden begrenzte den Garten ein Orangerhaus, das von Friedrich Wilhelm I. in den heutigen Marstall umgewandelt wurde. Die Wasserleitung sollte 1679 zur Fasanerie weitergeführt werden. Nördlich der Stadt, wo heute die Unteroffizierschule steht, war ein Fasanengarten geschaffen, ein großes Gehege für die farbenprächtigen Fasane, (über Jägerallee und Spandauer Straße seitlich ausgreifend.) Langgestreckte, schloßartige, niedrige Gebäude mit der Front zur Stadt zeigt schon die Memhardtische Karte von 1672. Seltenes Geflügel wurde hier im Gehege, auf den Teichen vor dem Schloßchen und mit anderen Tieren zusammen in einer Menagerie gehalten. Von dem Mittelbau mit Speisesaal konnte der Kurfürstliche Hof dem Spiel der seltenen Wasservögel auf den Teichen zuschauen.

Für die Erweiterung des Schlosses, des Lustgartens und seiner Nebenbauten wurden 1679 oder 1683 39 Häuser und Bürgerstellen am Markt niedergerissen und eingezogen, zu deren Ersatz auf der Kurfürstlichen Freiheit 21 Bürgerhäuser wieder aufgebaut wurden. Das 1662 abgebrannte Gertraudt-Hospital auf der Freiheit wurde 1679 an seiner jetzigen Stelle (vor dem Berliner Tor) wieder aufgebaut, sein Acker mit zur Freiheit gezogen. Auf dem Riez hatte der Kurfürst 1683 einen Garten zum Waisen- und Armenhaus gekauft. Der 1679 geplante Erweiterungsbau sollte das Schloß in die Stadt hineinschieben und mußte den Kurfürsten in unmittelbare Berührung mit den Straßen der Stadt bringen. Der Zustand der Straßen war nichts weniger als lockend. Der Knüppeldamm vertrat das Pflaster und nahm allen Unrat der Häuser auf. Da läßt am 29. Juli 1679 der

Kurfürst dem Rat befehlen, daß jeder Bürger vor seiner Thür die Gasse kehren und von Schutt befreien solle. Als dieser Befehl nichts fruchtet, wird er 1681 wiederholt und gleichzeitig die Pflasterung befohlen, die bisher nur gelegentlich als Strafe für Beleidigungen verhängt war. Weil die Bürger zu lässig sind, sollen die Pflasterungen vom Amt vorgenommen, die Unkosten zwangsweise von den Bürgern eingetrieben werden. Doch erst 1684 kommt die Pflasterung in Gang. Jeder Bürger soll unter Aufsicht des kurfürstlichen Baumeisters Dieußart vor seiner Thür pflastern. Die Lehniner Dörfer müssen Feldsteine an den Glindower See schaffen (gegen zwei gute Groschen für das Fuder), von wo sie abgeholt werden. 1684 läßt auch der Rat vor dem neu abgeputzten Rathhaus pflastern.

Es wurde aber noch über den alten Knüppeldamm gepflastert, so daß schon 1689 die Besserung der Steindämme, Wege und Stege höchst nötig ist.

In einen Garten wollte der Kurfürst den Potsdamer Werder verwandeln. Der holländische Planteur Lange-laer legte 1668 Alleen in Potsdam an. Zu allen Zugängen der Stadt und über die Teltower Brücke durch die heutige alte Königstraße zum Hafendamm an der Nuthe. Die merkwürdigste war die Allee nach Pannberg. Im Zuge der Breiten Straße, durch die Riezbucht unterbrochen, führte vom Schloß aus in schnurgerader Richtung eine Eichenallee fünf Kilometer weit bis zum Pannberg bei Eiche, wo ein großer Baum den weiten Prospekt, wie man sie damals liebte, abschloß. Eine Ehrenpforte, die 1688 zum Begräbnis des Großen Kurfürsten vor dem Berliner Schloß gestanden, bildete später den Abschluß, und machte 1702 der Berliner Ehrenpforte,

die 1701 dem Krönungseinzug des jungen Königspaares in Berlin gedient, Platz. Seitdem heißt die Anhöhe noch heute der Ehrenpfortenberg. Nur dieser Name, und die Richtung der Kronprinzen- (früher Feld-) Straße in der als Hintergrund der Turm der Garnisonkirche erscheint, erinnern noch an die stattliche Allee. Von dieser zweigte noch eine andere Allee als landschaftliche Perspektive auf den Eichberg (Pfingstberg) im rechten Winkel ab. Es ist die Lindenstraße und Jägerallee, die noch heute alte Eichen, Rüstern und Linden aus jener Zeit zeigt. An der Allee in der Nähe der heutigen Bäckerstraße hatte der kurfürstliche Leibarzt Dr. Menzel eine Meierei. Die Jägerallee durchschneidet den Fasangarten.

Der Planteur Langelauer schuf seinem Herrn außer den Alleen einen Garten, der sich damals einer Berühmtheit erfreute: den kunstvollen Zier- und Nutzgarten des kurfürstlichen Lustschlosses in Bornim — eine Herrlichkeit, die bis auf einen niedrigen Erdwall ebenfalls verschwunden ist. In länglichem Rechteck am Fuß des Windmühlen-Berges dehnte sich ein von graben Wegen durchzogener Lust- und Baumgarten, der ein Lustschloß, Pavillons und Teiche umfaßte und durch Wasserkünste mit allerlei Spielereien (darunter eine Wasserorgel) belebt wurde. Ein Graben umschloß die Anlage, die durch den Tyroler- und den Landsberger Graben mit dem Schiffgraben und durch diesen mit der Havel in Verbindung stand. Auf Lustbarken soll der Kurfürst von Potsdam aus dorthin gelangt sein. Zu Wasser erreichte er auch die beiden andern Lustschlöffer, die an der Havel erbaut wurden: Glienick (um 1680) und Caputh (1662?). Das Glienicker Schloßchen (etwa wo heute das

neue Schloß sich erhebt) am Ende der Bucht hatte auch einen zierlichen Garten längs des Ufers, an den sich ein Pommeranzenhaus und ein großer Baumgarten mit erlesenem Obst anschloß. Zu dessen Vollendung wurde 1686 der Planteur Heydert aus Holland verschrieben, dessen Familie in mehreren Generationen die Potsdamer Gartenkunst gepflegt hat. Auf der anderen Seite der Bucht lag der kleine Tiergarten, während der große sich von der Nuthe fast bis Caputh erstreckte, zwischen Teufelssee und Tornow, der mit einem Gehege durch die Havel teilweise auch in den Tiergarten einbezogen war. [Hier hatte schon Joachim I. seinen Tiergarten gehabt, ebenso westlich vom Stadtschloß eine Pirschheide.]

Auch das Glienicker Schloßchen ist verschwunden. Nur das Kaputher mit reicher, kürzlich wieder hergestellter Innen-Ausstattung ist erhalten.

Der Kurfürst hatte 1660 Kaputh seinem Baumeister und Kammerherrn Philipp de la Chieze aus Piemont geschenkt, der sich bald das Schloßchen gebaut haben wird. Nach seinem Tode fiel es 1673 an den Kurfürsten zurück, wurde reicher ausgebaut und der Kurfürstin Dorothea verliehen, die es auch als Wittwensitz behielt.

Alle diese Schlöffer hatten Obst- und Weingärten, die nicht nur dem Hof Früchte liefern sollten, sondern auch als Pflanzschulen für die ganze Gegend dienten und guten Ertrag gaben. Der Obst- und Weinbau wurde befördert. Geistliche und Schullehrer mußten eine bestimmte Zahl von Obstbäumen pflanzen.

Der kurfürstliche Wein gährte im Keller unter dem Glienicker Pommeranzenhaus und lagerte dann im Keller am Ende der Burgstraße, wo heute die Heilige Geist-

kirche steht. Der Potsdamer Wein erfreut sich trotz seiner wohl nur geringen Güte einer Berühmtheit und wird trotz hohen Zolles nach England ausgeführt.

Hopfgärten gab es schon früher vor der langen Brücke und dem Grüntor. Jetzt wird auch ein Tabaksgarten am Ende der Burgstraße nach dem Kanal zu angelegt.

Zur Beförderung der Fischzucht und zum Angeln werden die Teiche in den Lustgärten mit Fischen besetzt, von Bornim aus ziehen sich drei große Karpfenteiche in der Richtung auf Potsdam.

Auch die Viehzucht erfuhr eifrige Förderung. Das Potsdamer Amtsvorwerk vor der Teltower Brücke wurde mit Holsteiner Vieh besetzt, eine Stuterei angelegt, in Töplitz und dem Golmer Bruch 1685 eine Schweizer Kolonie gegründet. Zum Teil gingen die Schweizer wieder in ihre Heimat zurück, weil die Wiesen zu naß waren. Zum Teil blieben sie; ihre Nachkommen leben heute noch in dieser Gegend. (Garmatter, Schweinegruber.)

Die Insel Potsdam erhält bessere Zugänge. Die Erneuerung der langen Brücke ist schon erwähnt. Der älteste Zugang bei Nedlitz wurde 1682 von dem Fährtrugsbesitzer Müller, die wichtige Straße nach Brandenburg bei Bomgarde schon 1674 überbrückt, weil ungünstiger Wasser- oder Eisgang manchmal tagelanges Warten verursachten. Auch nach Glienick wurde um 1683 (wenn nicht schon zwischen 1660 und 1663?) am Ende einer Eichenallee eine Brücke geschlagen. Alle diese Brücken waren aus Holz und mit Baumklappe versehen.

Das schon von den früheren Kurfürsten geschätzte Potsdamer Jagdgebiet gewährte auch dem großen Kurfürsten reichliche Erholung in der Jagd. Wildschene,

Füchse, Wölfe und Luchse wurden außer Hirschen gejagt. Auch wird von Tiergefechten im Potsdamer Schloßhof berichtet, mit Wildschweinen und Wölfen, zu denen Elentiere aus Preußen kamen. Wie fast alle Hohenzollern ein eifriger Jäger, gab er kostbare Jagden, hielt auch Reiherbeizen am Reiherberg zwischen Nedlitz und Bornstedt ab.

Immer häufiger und immer länger im Jahr hielt der Große Kurfürst Hof im Potsdamer Schloß, wo er am 29. April 1688 sein tatenreiches und von glänzenden Erfolgen gekröntes Leben beschloß. Potsdam ist ihm großen Dank schuldig. Aus einem verödeten und verarmten Städtchen hatte er wirklich ein kleines Paradies gemacht, dessen Schloß mit Lustgarten, dessen Lustschlösser und Ziergärten in der reizvollen Wasserlandschaft mit ihren wieder wohl angebauten Feldern, Gärten und Weinbergen, Aemtern und Dörfern wie schmucke Edelsteine erglänzten. Er hatte den Grund gelegt zu der verständnisvollen Pflege der Landschaft durch harmonisches Zusammenwirken von Bau- und Gartenkunst.

Als der Große Kurfürst starb, sah man Mahrung und beginnenden Wohlstand im Land und im Städtchen, dem die Hofhaltung Arbeit und Brot gab. Viel größer ist die Stadt noch nicht geworden. Doch sind die wüsten Bürgerstellen zum Teil wieder besetzt, die Häuser gebessert, neue auf der Freiheit, in der Stadt, auch einige vor dem Grüntor entstanden. Vor allem ist durch das Hinausrücken des Stadtgrabens nach Ost und West Platz für eine Stadterweiterung geschaffen, die der Große Kurfürst bei dem Rutschenstall am jetzigen neuen Markt schon plante.

Von Potsdam als Garnison kurfürstlicher Truppen ist nur gelegentlich die Rede. Feste Garnisonen hatten

damals die Truppen noch nicht und wechselten häufig die Quartiere. Der Aufenthalt der Kurfürsten und ihre Hofhaltung in Potsdam führt schon unter George Wilhelm und seinen Nachfolgern Teile der Leibwache, Trabanten und Guardi, als kleine Garnison in das Schloß und wohl auch in die Stadt. Im Jahr 1660 wird längere Einquartierung von Artillerie und Dragonern und 1683 die Garnison eines Teiles des Regiments Guardi (v. Koschenbar) erwähnt. Aber eigentliche Garnisonsstadt ist Potsdam noch nicht, hat auch keine selbständige Bedeutung und konnte sie nicht in einer Zeit gewinnen, in der die Umwandlung der Städte in unselbständige und völlig abhängige Teile des Landesstaats vor sich ging. Es war auch zu klein und unbedeutend gegenüber dem Schloß, dessen Bau sogar in die Stadt bis auf den Marktplatz eindrang und ihr 39 Häuser entzog, und dessen „Freiheit“, auf der auch die Ersatzbürgerhäuser standen, außerhalb der Stadtverwaltung blieb. Sie gehörten mit Riez- und Burgstraßen-Fischern zum Amt. Die neue Residenz war jetzt die Hauptsache. Das Städtchen lehnte sich als unscheinbares Beiwerk an das Schloß.

Von irgendwelchen besonderen Schicksalen der Stadt erfahren wir nichts. Aber sie wird der Schauplatz nicht nur der Hofhaltung, sondern auch bedeutender geschichtlicher Regierungshandlungen.

So datiert das Edikt vom 29. Oktober 1685, das als Antwort auf die Aufhebung des Edikts von Nantes in großherziger Duldsamkeit den vertriebenen Protestanten die brandenburgischen Lande öffnete, aus Potsdam. Hier empfing der Kurfürst auch am 10. Januar 1686 die ersten französischen Flüchtlinge; ein bedeutender Moment, der für die Kultur des Landes in seinen Folgen von größtem

Segen wurde. Potsdam selbst konnte erst nur wenige Flüchtlinge aufnehmen.

Vor allem wird Potsdam jetzt der Ort, wo man, wie nirgends sonst, den Hohenzollern als Menschen, gewissermaßen im Hauskleid, in ihren Liebhabereien und Neigungen, auch in ihren Schwächen, begegnet. So ward schon unter dem Großen Kurfürsten das stille Potsdam der Schauplatz lustiger Jagden und glänzender Hoffeste, z. B. beim Empfange des Prinzen von Oranien (späteren Königs Wilhelm III. von England), den der Kurfürst in goldener Chaise nach Potsdam einholte. Und hier gab er auf dem Sterbebette die letzte Parole: „London — Amsterdam“ aus, die seine große politische Schwendung von Frankreich zu England und Holland bezeichnet. Der Geburtstag des Kurfürsten (5. Februar) wurde alljährlich hier gefeiert, ebenso andere Familienfeste und Hochzeiten. Seinen Hofleuten richtete er Hochzeiten aus und stand mit seiner Gemahlin bei manchem ihrer Kinder Gevatter. — Die Hohenzollern werden Potsdamer Bürger.

Der Große Kurfürst hatte Schloß und Amt Potsdam sowie Kaputh seiner Gemahlin Dorothea, die seine Vorliebe für Potsdam und für Landwirtschaft teilte, als Wittum vermacht. Aber nicht lange erfreute sie sich dieses Besitzes. Am 6. August 1689 starb sie schon, und durch Vergleich vom 7. Juni 1690 erwarb ihr Stieffsohn Friedrich III. von ihren Erben das Wittum für die von seinem Vater als Rückkaufspreis festgesetzten 160000 Taler zurück. Denn auch er bevorzugt Potsdam als Residenz, von dem er schon 1666 als Knabe in einem selbstgebildeten lateinischen Satz seines Schreibheftes gesagt hatte: „Mein Herr Vater hat Potsdam sehr lieb. Es ist auch ein lustiger Ort; Ich bin gerne da und mein Bruder auch.“

Freilich führt er die Stadterweiterungspläne seines Vaters nicht aus. Seine Neigungen zu prunkvoller fürstlicher Repräsentation wendeten sich in Potsdam vornehmlich dem Schlosse und dessen reichem inneren Ausbau zu. An seine Königskrönung erinnert das malerische Fortuna-portal an dem Stadt-Abschluß des Schlosses, dem gegenüber am Marktplatz das vergoldete Gyps-Reiterbild des Schlüterschen Denkmals des Großen Kurfürsten Platz fand. Mit dem Schloß in Zusammenhang stand auch der Durchbruch der Berliner Straße vom Ziegenmarkt aus (1693). Dazu wurde die Allee nach Glienicke durch neue Baumreihen ausgebaut, so daß aus der Nähe des Schlosses jetzt ein gerader Prachtweg bis Glienicke führte und eine neue Straße nach Berlin anbahnte. Für das Schloß und die Fischteiche in Glienicke hatte er eine große Vorliebe; ebenso für das von ihm erbaute, längst verschwundene Lustschloß in Fahrland. Das Gut hatte er 1699 für 50000 Taler gekauft. Nur noch den Anbau vor dem Grüntor setzte er fort in der nach ihm benannten Friedrichstadt (Französische- und Friedrichstraße.)

Auch den inneren Angelegenheiten der Stadt und der Bürgerschaft wendet der König seine Aufmerksamkeit zu. Er erneuert 1703 die alte Schützengilde und erlaubt ihr, sich einen Schützenkrug (jetzt Ecke der Saarmunder- und Alten Königstraße) zu erbauen, aus dessen oberem Stockwerk die Schützen über die Saarmunderstraße fort nach der Scheibe schossen. 1699 schließt der Kurfürst einen Receß mit Stadt und Bürgerschaft, in dem u. a. der Stadt für das entzogene Brückengeld und Brückentorn an der langen Brücke das Markt- und Stättegeld überwiesen, zwei Fischer täglich zum Fischmarkt an der langen Brücke bestimmt, das Brauwesen zugunsten der

Stadt geordnet und der Stadt ihre alten Braukrüge, die das Amt ihnen nach und nach entzogen hatte, zurückerstattet werden.

Im übrigen bleibt der Zustand der Kämmerei dürftig. Als 1701 der König die Stadt zu einem Waisenhausbau heran ziehen will, entschuldigt sie sich wegen der starken Einquartierungslasten, und der Ankauf der zweiten Hälfte des Lehngerichts (1704) für 350 Taler stürzt die Stadt auf Jahre hinaus in lästige Schulden, so daß der König 1710 wegen Ankaufs des ganzen Anteils der Stadt am Lehngericht und dessen Einkünften ($\frac{1}{3}$, das sog.: *judicium infimum*; $\frac{2}{3}$, das sog.: *judicium supremum* standen schon immer dem Kurfürsten zu) mit der Stadt verhandeln läßt; aber ohne Erfolg.

Der König greift schließlich auch selbst in das Wahlrecht des Magistrats ein, indem er 1705 die Wahl des Zollverwalters und Salzfactors Mikisch zum Ratsverwandten und 1711 zum Bürgermeister befiehlt.

Die glänzendsten Tage sah Potsdam außer beim Einzuge des neuen Königs (1701) im Juli 1709, in den Tagen der berühmten Dreikönigszusammenkunft, als Friedrich I. mit Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Sachsen und Polen die für den nordischen Krieg politisch so wichtige Zusammenkunft hielt. Rauschende Feste in dem prunkvollen Marmorsaal des Schlosses, einem Raum, der uns heute die Prachtliebe des ersten Königs noch deutlich vor Augen führt, wechselten ab mit Fahrten auf der Havel nach den Lustschlössern in Glienick und Caputh. Hierfür hatte der König statt der bescheidenen, holländischen Gondeln, die sein Vater benutzt, ein reich vergoldetes Prunkschiff auf dem neu angelegten Neptunsteich liegen. Nach

Angaben des Baumeisters und Malers Madersteg war es in Holland gebaut und mit 22 ehernen Geschützen bestückt worden. Allein die silbernen Geräte des Schiffes wurden auf 100000 Taler geschätzt. Eine große Jagd in dem Tiergarten vor der Teltower Brücke gehörte auch zu dem zehntägigen Feste, auf das mehrere Medaillen geschlagen wurden und an das ein dreifaches Bildnis der Könige im Charlottenburger Schloß erinnert.

2. Die neue Soldatenstadt Friedrich Wilhelms I. (1713—1740)

Der Regierungsantritt des jungen tatkräftigen, noch nicht 25 jährigen, Königs Friedrich Wilhelm I. bildet den großen Wendepunkt im Schicksal der Stadt Potsdam, die bisher nur der bescheidene Vorort der Herrschaft Potsdam gewesen war. Das Schloß tritt gegen die schnell vergrößerte Stadt zurück, die von jetzt ab eine europäische Berühmtheit erlangt. Sie bleibt Residenz, aber nicht als Schauplatz glänzenden Hoflebens, sondern als Wohnstätte eines spartanischen Soldatenkönigs. Am 25. Februar 1713 starb Friedrich I., und schon am 3. Juli 1713 rückten die „rothen Grenadiere“, des jungen Königs bisher heimliches Privatbataillon aus Mittenwalde, in Potsdam ein. Sie sind das Schicksal Potsdams geworden. Denn wie sich bei dem König alles Interesse um diese „langen Kerrels“ dreht, so hängt die ganze Entwicklung der neuen Garnisonstadt mit dem Wohl und Wehe und mit der Vermehrung der Grenadiere

zusammen. Bisher nur gelegentlich eine kleine Garnison für Trabanten, Garde und Schloßwache, wird Potsdam jetzt die Soldatenstadt im eigentlichsten Sinne des Wortes. Und über 80 Jahre lang bleibt die Geschichte Potsdams in erster Linie Baugeschichte.

Zunächst galt es, die zum Teil verwöhnten Lieblinge in dem bescheidenen Städtchen unterzubringen. Es geschah in Bürgerquartieren. Jeder Bürger hatte 2, 4 oder 6 Grenadiere in „ordonnanzmäßigem Quartier“ — ohne Verpflegung — aufzunehmen und ihnen aufzuwarten. Der König geht als Potsdamer Bürger mit gutem Beispiel voran und nimmt sechs Grenadiere ins Schloß. Die nötigen großen Betten mit reichlichen Federn für die „lieben blauen Kinder“ zu beschaffen, war für die Bürger beschwerlich. Der Kreis Teltow mußte sie liefern und seit 1721 mit den übrigen Kreisen der Kurmark die „Potsdamschen Bettgelder“ bis zu 12000 Taler jährlich aufbringen.

Der höfische Prunk verschwindet. Die kostbare Einrichtung des Schlosses wird verschenkt, die Lustschlösser der Umgegend werden vernachlässigt, das in Glienicke zum Grenadier-Lazarett gemacht. Der zierliche, von Friedrich I. französisierte, Lustgarten neben dem Schloß wird 1714 zum Exerzierplatz eingeebnet, das Orangeriehaus zum Reitstall gemacht, der große Tiergarten am Ravensberg, der sieben Dörfer umfaßte, aufgelöst, ein Teil der großen Meute abgeschafft. Den Ersatz bieten eine Meierei und ein Küchengarten (Marly) vor dem Brandenburger Tor, dessen hausväterliche Vergnügungen mit Regelschießen und bescheidenem Abendbrot den Hof wenig begeisterte. Doch war der König ebenso leidenschaftlicher Jäger wie Soldat. In beiden Beziehungen war sein Freund Leopold

von Dessau sein Lehrmeister. Dieser hatte nach französischem Muster in Dessau Parforcejagden eingeführt. Der König baute sich in der Drewitzer Heide 1714 ein Jagdhaus, von dem sternförmig Alleen ausgingen und begte seit 1726 eine große Parforceheide dort ein. Sein Plan, sie mit der Wusterhausener zu einer großen Wildbahn zu verbinden, scheiterte an Seen und Sümpfen bei Gütergos. Eine Meute wurde auf dem Jägerhof, der einstigen Fasanerie, dressiert. Hier wurden an Stelle der seltenen Wasservögel Elche und Auerochsen aus Ostpreußen gehalten, und frei umherlaufende Bären, besondere Lieblinge des zu derben Späßen geneigten Königs, der auch einen alten blinden Bären mit abgehauenen Zähnen zum Schrecken der Bürger frei in der Stadt umher laufen ließ.

Zunächst wurden die Grenadiere, die wegen ihrer, bis auf den offenen blauen Rock, völlig roten Uniform im Gegensatz zu den weißen die „roten Grenadiere“ oder Krongrenadiere hießen, notdürftig im Städtchen untergebracht. Für dessen Erleuchtung wurde 1714 durch 600 Laternen gesorgt, die Friedrich I. einige Jahre vorher von Berlin bis Charlottenburg aufgestellt hatte. Erst eine Epidemie im Jahr 1715 gibt den Anstoß zur Schaffung besserer Quartiere. Und nun beginnt der Bau der Stadt, um fast bis zum Schluß des Jahrhunderts anzudauern. Der König kauft den Bürgern ihre Häuser ab und baut sie in Fluchtlinie neu auf. Die Scheunen werden 1716 vor die Stadt gelegt, wüste Stellen ausgefüllt. Bis 1720 dauert die Erneuerung der alten Stadt, die noch immer durch den Kanal begrenzt wird, doch wird er grade gelegt (wie er heute verläuft) und mit Bohlwerk verschalt. Erst 1721 beginnt die Erweiterung der Stadt, nachdem vielleicht schon einzelne Häuser jenseit des Kanals gebaut

waren. Mit Winkelmaß und Lineal wird eine neue Stadt nördlich des Kanals ohne Rücksicht auf sumpfigen Baugrund abgesteckt. Der faule See, (der Rest des Nicolas-sees) wird mit ungeheuren Kosten trocken gelegt. Ganze Kiefernwälder verschwinden als Pfahlroste für die neuen Häuser in den Sümpfen. Diese waren keine Hindernisse für den ungeduldigen König, der selbst mit knapper Not dem Versinken in dem Faulen See entging. Im Zuge der Pflug-(Charlotten-)Straße wird 1722 die erste Stadtmauer gezogen. In die Neustadt werden auch Burgstraße und Riez (das deutsche und das wendische Fischerdorf) sowie die Freiheit und Friedrichstadt einbezogen. Auf dem Riez werden die Strohdächer durch Ziegeldächer ersetzt; die letzten 31 Stroh- und Schindeldächer von Hintergebäuden verschwinden in der Stadt 1723 zur Hebung der Feuersicherheit.

Die Neustadt war auf eine Vergrößerung der Garnison berechnet. Das Angebot an riesigen „Kerrelß“ war so groß, daß der König, nachdem die roten Grenadiere und ihr Ersatz, die „Unrangierten“ auf den großen Fuß gebracht waren (mindestens 6 Fuß), auch das Leibregiment mit ihnen vervollständigte. Dieses, früher kronprinzliche Regiment bestand 1713 nur noch aus zwei Bataillonen, von denen eins in Brandenburg a. S. und eins in Ruppin (später Nauen und Spandau) lag. Das Potsdamer Grenadierbataillon, bisher vom König aus eigener Tasche unterhalten, wurde 1717 auf Kriegsetat gesetzt und mit dem Leibregiment vereinigt, dessen erstes oder Leib-Bataillon es jetzt bildete. Das zweite und dritte Bataillon aus Brandenburg und Nauen sollten mit dem Fortschreiten des Potsdamer „starken“ Baues nach Potsdam verlegt werden. Als die Stadtmauer

vollendet und ein Schutz gegen Desertionen geschaffen war, begann die Uebersiedelung der Nauenschen Kompagnien bis August 1723. Von da ab waren 2 Bataillons zu 10 Kompagnien in Potsdam und eines zu 5 Kompagnien in Brandenburg. Zum Frühjahrsexerzieren wurde das ganze Regiment regelmäßig in Brandenburg, in Berlin und sonst öfter in Potsdam vereinigt.

Die ausgesprochene Absicht des Königs, Potsdam zur Pflanzschule des Heeres zu machen, in der er alle Neuerungen erprobte, zog noch verschiedene militärische Einrichtungen nach sich. Für die zahlreichen Soldatenkinder Potsdams und Militärwaisenkinder der Monarchie stiftete er 1722 das (Militär-)Waisenhaus, das ihm manchen Nachwuchs an Grenadieren lieferte. Der Bau des Knabenhauses an seiner jetzigen Stelle wurde 1724 fertig; 1725 folgte (in der Heiligen Geiststraße) ein Mädchen-Waisenhaus. Die Baugelder (fast 300000 Taler) wurden durch Landeskollekte, besonders bei den verschiedenen Regimentern, aufgebracht. Auch die Kirchen mußten $1\frac{1}{4}\%$ ihrer Kapitalien oder 10% ihrer Revenüen, im ganzen 12000 Taler beisteuern. Eine schwere Last, wenn man bedenkt, daß die Kirchen gleichzeitig auch zum Bau anderer Kirchen, z. B. zur Potsdamer Stadtkirche 2% ihrer Kapitalien (s. S. 62) abgeben mußten. Und zur Ersparung der Hunderttausende von Talern, die für Gewehre nach Lüttich außer Landes gingen, errichtete der König 1722 die Gewehrfabrik, in der die in Spandau gegossenen Rohre montiert wurden. Lütticher Arbeiter und Büchsenmacher wurden zu diesem Zwecke angesiedelt. Die Kaufleute Splittgerber und Daum erhielten ein Privileg zu der Fabrik. Die Gewehrfabrik und die Heranziehung der Waisenknaben zum Strumpffstricken für ganze

Regimenter legen den Grund zu der später weiter ausgebildeten Verbindung von Industrie und Heereswesen in Potsdam. Gleichzeitig beginnt der Zuzug fremder Manufakturisten stärker zu werden. Potsdam wird Manufakturstadt.

Die Gründung des neuen Potsdam fällt in die Zeit der absolutistischen Stadtgründungen und ist als solche zu verstehen.

Gänzlich verschieden von den Burgstädten und Kolonistenstädten des Mittelalters und ebenso verschieden von den auf elementaren wirtschaftlichen Antrieben beruhenden modernen Großstadt-Gründungen und Erweiterungen waren diese neuen Gründungen der Ausdruck des absoluten Herrscherwillens, der da, wo er seine neue Residenz aufgeschlagen, eine Stadt entstehen sehen will. Mannheim, Ludwigsburg, Karlsruhe, vor allem Petersburg, entstanden so. Vielleicht hat den jungen Preußenkönig das Beispiel seines verehrten Freundes Peter bestimmt, gleich ihm rücksichtslos nach holländischer Art die dem mit Lineal und Zirkel entworfenen Stadtplan im Wege stehenden Sümpfe nicht zu beachten und teilweise zu überbauen.

Potsdam nimmt in der Reihe dieser künstlichen Residenzstädte eine besondere Stellung ein. Während Karlsruhe und Petersburg zugleich Hauptstädte des Landes werden, wird diese Bestimmung bei Potsdam, wenn überhaupt geplant, gleich wieder aufgegeben. Es wird dafür unter Zurücktreten der Hofhaltung zu einer riesigen Kaserne eigener Art. Römische Militärstädte in Deutschland, wie Straßburg, Mainz, Köln und viele kleinere, sind hervorgegangen aus bürgerlichen Ansiedlungen um

befestigte römische Legionslager. Potsdam dagegen wird als eine große Grenadierkaserne aufgebaut und nur, weil der Soldat im Bürgerquartier wohnen soll, müssen notwendig Bürgerhäuser gebaut und Hauswirte mit bürgerlicher Nahrung angesiedelt werden. Die Manufakturstadt ist Soldatenquartier.

Inzwischen war auch 1718 der Neubau des baufälligen Rathauses beschlossen worden. Die im Wege der damals üblichen gegenseitigen Hilfe bei den Rathäusern in der Kurmark, Magdeburg, Halberstadt und Pommern ausgeschriebene Zwangskollekte brachte nur 1041 Taler. Die Kollekte fand nur für zwei Seitenflügel des Rathauses zur Aufnahme der Wage, der Brod- und Fleisch-Scharren und der Ratsdienerwohnung sowie für den Wiederaufbau der Ratsmeierei Verwendung, die beim Bau der Neustadt aus der Lindenstraße vor das Brandenburger Tor verlegt wurde. Den Hauptbau des Rathauses ließ der König für 3000 Taler auf seine Kosten bauen. Er selbst legte am 21. August 1720 den Grundstein. Der Bau (Stein- und Lehm-Fachwerk mit Steinfront und hölzernem Turm) wurde 1721 vollendet.

Der äußeren mußte die innere Aufrichtung des neuen Stadtgebäudes folgen. Schon 1719 hatte der König den hergebrachten jährlichen Wechsel der Bürgermeister als dem Publikum unzuträglich beseitigt und ein beständiges Kollegium eingeführt. Der Anbau der Neustadt, die Einverleibung der bisherigen Amts-Stadtteile (Kiez, Burgstraße, Freiheit, Friedrichstadt), die straffere Unterstellung der Magistrate unter den Steuerrat als Kommissarius Loci, (der Kommissar der Kriegs- und Domänenkammer, der Vorläuferin unserer Regierungen), die

Beseitigung des unmittelbaren Einflusses des Rgl. Amtes auf die Stadt (1721), endlich die Unterstellung der Justiz unter das Kammergericht, erforderten notwendig eine Vermehrung des Magistrats und eine neue Stadtverfassung, die am 26. Oktober 1722 als „Instruktion, wonach das Justiz-, Stadt-, Kämmerer- und Polizey-Wesen der Alt- und Neustadt Potsdam verwaltet und eingerichtet werden soll“, gegeben wurde. Die alte Ratsverfassung wird aufgehoben. Ein Beamten-Magistrat tritt an Stelle des patricischen Rates.

Ein ordentliches Stadtgericht wird über alle Einwohner mit Ausnahme der Soldatesque (und ihrer Familien), der Hofbedienten und Eximirten (Beamte und Adel) eingesetzt. Der erste Bürgermeister ist Stadtrichter, der zweite: actuario. Dazu drei Ratmänner als Schöppen. Der zweite Bürgermeister hat zugleich die Aufsicht über das Polizeiwesen. Ein besonderer Kämmerer wird bestellt. Die Ratsherren unterstützen den zweiten Bürgermeister mit vier bestellten Stadtverordneten auch in der Polizeiverwaltung. Sämmtliche Ratsmitglieder versehen Assessorenstellen bei den Gewerken, die unter schärfere Aufsicht gestellt werden. Die Gehälter werden bis zu der in Aussicht gestellten Aufbesserung der Kämmererei provisorisch sehr bescheiden festgesetzt. Der König verzichtet aber auf das *judicium supremum*, die $\frac{2}{3}$ an den Gerichtsporteln, die ganz für die Gehälter verwendet und in Bruchteilen verteilt werden. Dazu kommen die Zuschüsse des Königs und der Kämmererei.

Die ersten Magistratsmitglieder ernennt der König selbständig, spätere auf Wahl des Magistrats, der drei Personen für jede frei werdende Stelle zur Auswahl

vorschlagen muß. Zu den richterlichen Stellen sollen nur Juristen (Litterati) genommen werden.

Erhielt auch die Neustadt nicht, wie die neuen Stadtteile in Berlin, ein besonderes Gericht, so wurde die Justiz doch noch lange nicht einheitlich. Außer den Militärgerichten und dem Kammergericht (für die Eximirten) hatten einzelne Institute in vielen Beziehungen ihre besonderen Gerichte, wie das Militär-Waisenhaus und die Gewehrfabrik, denen später die französische Kolonie, das Hofbauamt, die Hofgarten-Intendantur folgten. Dazu kam die Justiz des Domänenamts über die Teltower Vorstadt und die zahlreichen Amtsgrundstücke in den übrigen Vorstädten.

Das Jahr 1722 hätte von unberechenbarer Tragweite für Potsdam werden können, wenn der Plan, die obersten Behörden mit dem Fürsten Leopold von Dessau (der ein ebenso tüchtiger Volkswirt wie Soldat war) an der Spitze, nach Potsdam zu verlegen, ausgeführt worden wäre. Aber das neue Generaldirektorium blieb mit den andern Kollegien auf Grumbkows Betreiben in Berlin, dessen Bewohner schon lamentierten.

Das neue Potsdam erhielt bessere Verkehrsbedingungen. Die alte Straße nach Spandau umging als Behlertstraße den Sumpf des Widams. Der Nauensche Damm durch den Faulen See gestattete 1722 eine neue Heerstraße im Zuge der Hohenwegstraße durch das Nauensche Tor (Ecke Nauener- und Charlottenstraße) und den Fasanengarten auf Nedlitz zu. Und 1724 wurde Potsdam in den großen Postkurs einbezogen, der früher von Berlin über Saarmund, jetzt über Potsdam, nach Beelitz und Leipzig ging. Meilensteine zwischen Berlin und Potsdam wurden gebaut.

Die Neustadt war für die Vergrößerung der Garnison berechnet und damit gleichzeitig für die Vergrößerung der Bürgerschaft. Denn nur für die verheirateten Grenadiere wurden Kasernen gebaut, wenn sie nicht eigene Häuser als Gnadenbeweis vom König geschenkt erhielten. Die andern sollten wieder bei den Bürgern im Quartier liegen. Da mußte ein breiter Strom fremder Ansiedler in die Stadt geleitet werden. Zu dem internationalen Durcheinander der Grenadiere kommt ein buntes Gemisch von gewerbfleißigen Kolonisten aus allen deutschen Gauen (besonders Sachsen und der Pfalz), aus Holland, Dänemark und Frankreich. Einheitlich war in diesem Völkergemisch nur die Uniform der Grenadiere, die 1725 statt roter Westen und Hosen solche in Gelb erhielten, nachdem sie schon früher (1714?) die roten Strümpfe mit weißen Stiefeletten vertauscht hatten. Es muß eine wunderliche Stadt gewesen sein mit ihrer babylonischen Sprachverwirrung und ihren roten Riesen in jedem Haus.

Die Häuser für Brauer, Bäcker und Handwerker wurden nach besonderen Mustern gebaut, die 1723 zu Vorbildern für die Monarchie genommen wurden.

Der Charakter der Einwohnerschaft mußte sich gänzlich verändern. Das alteingesessene Kleinbürger-element trat gegen die neuen Bürger zurück. Zwar brachte die schnelle Besiedelung manch unzuverlässigen Zuwachs und manche schlechten Elemente. Aber im großen und ganzen waren es tüchtige unternehmende Handwerksleute, besonders Bauhandwerker, denen lohnender Verdienst winkte. Die angesehensten Bürger waren bisher in dem wasserreichen Fischerstädtchen die Garnherren gewesen, die vier Teilhaber an dem großen Fischgarn,

die im Gegensatz zu den Kleinfischern (Kleintauern) in Burgstraße und Riez die Großfischerei betrieben und zu den Ratsverwandten der Stadt gehörten. Ackerchaft hatte es in den vom Amt eingeschnürten Vorstädten schon vorher wenig gegeben und nach der Vergrößerung der bebauten Stadtfläche noch weniger, weil die Gärten aus der Stadt in das „kommune Stadt-Terrain“ vor der Stadt verlegt werden mußten. Teils mußte die Stadt ihr Terrain auf Befehl des Königs und seines Nachfolgers hergeben, teils duldete sie, daß jeder Bürger sich aneignete, was er wollte. Teils verkaufte sie zu Eigentum, teils gab sie Grundstücke (z. B. die Ratsziegelei und die Ratsmeierei) in Erbpacht. Durch ein Gesetz im Jahre 1851 wurde die Erbpacht in Eigentum umgewandelt. So verlor auch die Stadt Potsdam ihren Grundbesitz.

Handwerk und Fabriken (Manufakturen) beherrschten jetzt die Stadt. Manufakturen wurden von dem jungen König eifrig gepflegt, nachdem er die Kommerzien, den überseeischen Handel, aufgegeben, die westafrikanischen Kolonien und die Flotte verkauft. An Stelle der Marinekasse, in welche die Bewerber um öffentliche Ämter bestimmte Summen zahlen mußten, trat die berüchtigte Rekrutentasse zur Anwerbung der langen Grenadiere, die bis zu 8000 Talern kosteten. Mit der Flotte war auch ihr Abglanz, das höfische Prunkschiff, vom Neptunsteich am Potsdamer Schloß verschwunden. Der soldatenfrohe König hatte es 1716 seinem Gaste, dem Zaren Peter dem Großen, verehrt, der ihm dafür regelmäßig eine Anzahl von jährlich 150 langen Grenadiern liefern sollte. Lange Moskowiter hatte der König schon von Anfang an unter den Krongrenadiern gehabt; jetzt kamen

sie in Scharen, so daß der König ihnen hinter dem neu-erbauten Reitstall (dem „langen Stall“) 1734 ein Gotteshaus baute. Vorher hatte der russische Legationspope aus Berlin ihnen auf dem Rathause Gottesdienst gehalten.

Für die religiösen Bedürfnisse seiner Grenadiere und der fremden Kolonisten sorgte der eifrig religiöse König überhaupt in weitherzigster vorbildlicher Toleranz. Baute er doch für die Katholiken schon 1722 hinter der mit katholischen Lüttichern gefüllten Gewehrfabrik eine Fachwerkkirche, die später den zahlreichen katholischen Grenadieren als Gotteshaus diente, und die er 1738 erneuerte und aus Dankbarkeit gegen den ihm treu ergebenden und bei ihm in hoher Gunst stehenden Militärgeistlichen Pater Raymund Bruns, mit Geräten und Bildern reich ausstattete. Selbst für islamitischen Gottesdienst seiner türkischen Grenadiere sorgte er. Für die religiösen Bedürfnisse der Neustadt reichte die lutherische Stadtkirche nicht mehr aus. Schon für die Bürger des reformierten Bekenntnisses war die reformierte Schloßkapelle, in der auch die französische Gemeinde unterkam, zu eng geworden. Zwei neue Kirchen wurden gebaut: die Garnisonkirche 1721 in der Kurfürstlichen „Freiheit“ für die große Militärgemeinde und die Heilige Geistkirche 1726 (für die Humbold-, Brauer-, Grün-, York- und Burgstraße, das obere Ende des Kanals, die östliche Neustadt und die Berliner Vorstadt) am Ende der Burgstraße an der Stelle des alten kurfürstlichen und königlichen Weinkellers. Während die nüchterne Heilige Geistkirche mit ihrem reichen malerischen holländischen 1732—35 erbauten Turm noch heute in alter Gestalt steht, mußte die Garnisonkirche 1730 wegen des schlechten

Baugrundes wieder abgebrochen und 1731 neu gebaut werden. Der wuchtige Turm nach Gerlachs Plänen mit dem Glockenspiel nach holländischer Art wurde 1735 vollendet. Als dritter malerischer Kirchturm in einer Linie mit den beiden andern fügte sich der schlanke Turm der 1724 erneuerten Stadtkirche (früher St. Katharinen, jetzt St. Nikolai) ein. Wie zum Rathaus war auch hier, wie damals üblich, bei den Kirchen der Monarchie eine Zwangskollekte bis zu 2 Prozent ihres Kirchenkapitals veranstaltet worden, aber auch mit unzureichendem Erfolg, so daß der König wohl das Meiste geben mußte.

Bedeutsam ist, daß der König die beiden neuen Kirchen gleich als Simultankirchen mit je einer lutherischen und reformierten Pfarrerstelle stiftete. Die Reformierten der Neustadt und der Gewehrfabrik gehörten zur Garnisonkirche, die übrigen zur Heiligen Geistkirche.

Der „starke Bau“ kam unter Friedrich Wilhelm I. nie ganz ins Stocken. Teils schenkte der König fertige Häuser an Kolonisten und Grenadiere, teils schenkte er die Baumaterialien und einen Teil des Baugeldes (4 oder 8% des taxierten Baues) als sog. Baufreiheitsgelder; oder er gab statt der Baumaterialien Vorschüsse, die später geschenkt wurden. Er ermunterte seine Beamten und Offiziere zum Bau, wobei mancher sein Vermögen zusetzte und die Erlaubnis zur Veräußerung im Wege der Lotterie nachsuchte (1749 zum letzten Mal der Witwe des Kriegsrats v. Ratsch erlaubt, weil der inzwischen eingeführten Staatslotterie nicht Abbruch getan werden sollte). Am Kanal baute sich nördlich der Etatsminister Boden an und südlich der Rabinetsrat Schumacher (dessen Nefte Betche, der Großvater von August Friedrich Eisenhart

(f. S.139) ward). Nach ihnen wurden die Kanalseiten: Bodensgraft und Schumachersgraft benannt. Aber auch Leute, die von dem König etwas erreichen wollten, bauten ein Haus auf eigene Kosten, wie sie Grenadiere schenkten oder zur Rekrutentasse beisteuerten. So z. B. der Hofbuchdrucker Rüdiger, zu dessen Erlangung eines Buchdrucker- und Buchführer-Privilegiums für Berlin und Potsdam nicht wenig beitrug, daß er in Potsdam ein Haus baute.

Als besondere Gunst verlieh der König vielen Häusern nutzbare Gerechtigkeiten, besonders die Braugerechtigkeit, und zwar nicht nur an gewerbetreibende Bürger, sondern auch an hohe Beamte und Offiziere, die in großer Zahl Hausbesitzer und damit Bürger der Stadt wurden. Vielleicht am reichsten wurde der Kapitän von Einsiedel vom Leibbataillon ausgestattet, nämlich mit Brauerei, Branntweinbrennerei, sowie den Gerechtigkeiten zu Gastwirtschaft, fremdem Bierschant, Weinschant, Material- und Italiener-Handlung und Apotheke. (Noch heute erinnert an den privilegierten Offizier das seit 150 Jahren in diesem Hause betriebene Hotel zum Einsiedler).

Die Brauna hrung war ein wichtiger und angesehenener Nahrungszweig zu jener Zeit, in der die Braunbiersuppe den Kaffee vertrat. Außer für den Hausbedarf wurde für den Verkauf gebraut. Zwölf Dörfer der Umgegend mußten ihre Krugwirtschaft mit Bier der Potsdamer Brauerei versehen. Größere Brauereien gab es noch nicht. Erst 1728, als ihm das Potsdamer Biergesöff zu dünn, sauer und ungesund für seine Grenadiere erschien, legte der König in der späteren Leipziger (damaligen Brauhaus-)Straße die Königsbrauerei an, die im Bunde mit der später stark vergrößerten Bornstedter Amtsbrauerei

den Potsdamer Brauern empfindlich Konkurrenz machte. Trotzdem wurden die Potsdamer Brauhäuser stark vermehrt; von 1720—38 allein um 75. Um 1770 gab es im Ganzen etwa 150 Brauereigerechtigkeiten und Brennereien in Potsdam.

Übrigens wurde viel fremdes Bier daneben getrunken: Bernauer, Krossener, Broihahn, Duckstein.

Auch bildete der aus Potsdams Weinbergen gewonnene Wein bis Ende des Jahrhunderts in steigendem Maße das Getränk und sogar einen namhaften Handelsartikel der Potsdamer. Außer den Königlichen Weinbergen gab es bürgerliche am heiligen See und Jungferensee. Es wurde auch Franzwein (Südwein), Rotwein, Mosler und Rheinwein getrunken, aber diesen Handel hatte nur der Kellermeister Heßert als Privilegium.

Branntwein durfte für den Hausbedarf gebrannt werden, aber zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten in Potsdam bei drakonischen Strafen weder ausgeschenkt noch gehandelt werden, weil der König Excesse der Grenadiere befürchtete. Nur den an Branntwein gewöhnten Lütticher Arbeitern der Gewehrfabrik durfte welcher gegen Barzahlung verkauft werden.

Von großer Wichtigkeit wurde für Potsdam die Französische Kolonie. Einzelne Refugierte waren schon mit dem Hofe des Großen Kurfürsten nach Potsdam gekommen und hatten in der reformierten Schloßkapelle ihren Gottesdienst. Erst die Stadterweiterung von 1719—22 gab Raum für eine größere Ansiedelung. 1723 wurde der französischen Kolonie ein französisches Quartier gebaut und die Schloßkapelle überlassen, auch ein eigener Prediger berufen.

Organisiert wurde die Kolonie jedoch erst 1731 durch das Edit du roi, das den französischen Refugierten und den ihrer Religion wegen ausgewanderten Pfälzern, Schweizern, Holländern und Niederländern, wenn sie sich der französischen Jurisdiktion anschlossen, eine besondere Verfassung gab. Mit eigenem Gerichtsmagistrat, bis 1751 auch eigener Polizei, mit eigener Kirche sowie mit vielen Begünstigungen und Vorrechten bildete die französische Kolonie ein eigenes politisches und kirchliches Gemeinwesen innerhalb der deutschen Stadt.

Nicht jeder Ausländer durfte sich niederlassen, sondern nur tüchtige Manufakturisten oder vermögende Leute. Sie erhielten meist Häuser vom König geschenkt. Die Manufakturisten gehörten meist der feineren Textilindustrie, der Sammet- und Seidenweberei an, deren Einführung der König förderte.

Unter den Industrien damaliger Zeit nahm die Textilindustrie den ersten Rang ein, wie heute die Eisenindustrie. Sie war die führende Industrie, und ihr vornehmster Zweig die Seiden-Industrie. Schon Friedrich Wilhelm I. begann den Seidenbau und die Anpflanzung von Maulbeerbäumen bei Potsdam und gab dem Schutzherrn Hirsch David 1730 ein Privileg für eine Sammetfabrik. Baumwolle verbot Friedrich Wilhelm I. ganz, zum Schutze der heimischen Wolle (1721). Wollmanufakturen gab es mehrere in Potsdam, darunter vier Bandmühlen, die sämtliche Haarbänder für die Zöpfe des ganzen Heeres zu liefern hatten. Tuchfabriken waren an der Herstellung von Militärtuch stark beteiligt. Tuchmacher aus Polnisch Lissa und Schlesien waren 1732—33 angesiedelt, ein Wollmagazin angelegt worden. Vor dem Jägertor war der Tuchrahm-Platz. So war ein Teil der Potsdamer

Industrie, wie auch die Gewehrfabrik und die Strümpferstickerei im Waisenhaus, Militär-Industrie. Dagegen blieb die Verwendung von Soldaten als Industriearbeiter noch auf das Waisenhaus beschränkt und auch nur in mäßigen Grenzen. Des Königs liebe blaue Kinder, die langen Grenadiere, durften keine Arbeit tun; ja, sie waren zum Teil bequeme Herren, die sich das Gewehr zur Parade tragen ließen.

Mochte es die schaffensfreudige Baulust des Königs sein oder seine Absicht, das ganze Leibregiment nach Potsdam zu verlegen: er erweiterte noch einmal das Kleid der Stadt; es war ihr zu eng geworden, weil jenseit der Mauer schon zahlreiche (1723—33: 154) Häuser und ganze Straßen gebaut waren. Die im Jahre 1732 gefaßten Erweiterungspläne der Neustadt die der tätige König mehrere Tage lang selbst mit absteckte, wobei er den Grundstein zur neuen Stadtmauer legte, kamen in den nächsten Jahren zur Ausführung. Die Ansätze der nach Norden gerichteten Straßen sollten verlängert, Querstraßen dazu angelegt, ein Teil des sumpfigen „Widam“ nordöstlich vom Faulen See bis auf ein Bassin in der Mitte trocken gelegt werden. Die erste Stadtmauer fiel 1735, nachdem die neue die Stadt gegen Desertion und Accisefraude gesichert. Die neue Stadtmauer wurde 1733 begonnen und mit neuen Toren versehen, nur das Berliner Tor wurde nicht erneuert, weil hier eine letzte Stadterweiterung geplant war. Im Norden reichte der neue Stadtrahmen bis an das Gelände des Jägerhofes (Fasanerie). Die Mauer ist im Straßenzuge der jetzigen Hohenzollern-, Kaiser Wilhelm-, Kurfürsten- und Moltkestraße zu suchen. Das Brandenburger-, Jäger und Nauener Tor bezeichnen die Richtung. Diese

drei Tore waren fast gleich gebaut in der Art des heute noch erhaltenen, damals an den Zieraten vergoldeten, Jägertores.

Der Anbau der vergrößerten Neustadt wird vom König mit Eifer und Ungeduld betrieben, wenn auch nicht ganz vollendet. Das Bautempo war immer lebhafter geworden. In den ersten zehn Jahren seiner Regierung betrug die Neubauten etwa 130, in den nächsten zehn Jahren bis 1733 etwa 250, in den letzten acht Jahren dagegen 480!

Der König baute immer mehr Häuser zum Vorrat (1724: über 20, 1730: 54, 1733: 23, 1738: 98) und verschenkte sie.

So entstand schnell der Stadtteil westlich der Nauener Straße. Die Bürgerhäuser hatten ein bestimmtes Muster: zwei Stockwerke mit je fünf Fenstern Front, darüber in der Mitte eine ausgebauter Giebelstube für die Einquartierung.

Eine besondere Liebhaberei gewann der König für holländischen Kohziegelbau. Hatte er schon 1731 in der Parforceheide ein neues Haus (das jetzige Jagdschloßchen „Stern“) in diesem Geschmack erbauen lassen, so brachte er von einer Reise nach Holland 1732 den Kastellan Boumann und zahlreiche Bauhandwerker mit, die ihm ein ganzes holländisches Viertel in der Stadt am Bassin erbauen sollten. Den südwestlichen Block des von der Holländischen und der Kreuzstraße in vier Quarees geteilten Stadtviertels konnte der König vollendet sehen, die übrigen wurden erst nach seinem Tode fertig. Zu den holländischen Bauten gehörte auch die reizende Gloriette auf einer Insel im Bassin (fälschlich Tabakskollegium genannt) und das 1734—37 gebaute

Kommandantenhaus (großes holländisches Haus) in der Lindenstraße 54 (jetzt Amtsgericht). Das holländische Bassin war ein in dem trocken gelegten Sumpf des Widam 1737 ausgegrabenes, längliches Bassin mit geschweiften, gemauerten Rändern, von einer Plantage umgeben und mit dem Heiligen See durch einen Zuflußgraben, mit dem Stadtkanal durch einen unterirdischen Abzuggraben verbunden. Der Durchstich des Hasengrabens vom Jungfernsee zum Heiligen See sollte für frischen Haveldurchfluß sorgen, konnte aber bei dem geringen Gefälle das höchst lästige Stagnieren des Bassins nicht verhindern. Das holländische Viertel macht heute lange nicht mehr den ansprechenden und lebhaften Eindruck wie früher. Statt der mit Ölfarbe rot überkleisterten nüchternen Fronten hat man sich die Häuser in kräftigen, rohen Ziegeln mit weißen Fugen, mit lustigen Wetterfahnen auf den Schornsteinen, mit reichlichem, weiß gestrichenen Holzwerk um Türen und Fenstern, mit freundlichen Vorgärten und weißen Stateten, mit symmetrisch verteilten Häusern in reicherer Verzierung, mit malerisch abgetreppten Giebeln und unterbrechenden Feuergassen je vor dem letzten Hause, zu denken.

Man hat das holländische Viertel gern für das eigentliche Grenadierviertel Friedrich Wilhelms I. angesprochen, wohl weil dort am längsten Soldaten in Bürgerquartieren gelegen haben (bis 1878). In Wahrheit werden bei Lebzeiten des Soldatenkönigs nur wenige Grenadiere dort in Quartier gelegen haben. Denn die dort angesiedelten Holländer waren für sich und ihre Nachkommen frei von der Einquartierung. Und gerade diese wohnten in dem schon 1740 vollendeten Teil des Viertels. Dagegen scheinen später viele Häuser des

holländischen Viertels Grenadieren geschenkt worden zu sein. Denn 1742 gehören von 196 fertigen Häusern 48, also $\frac{1}{4}$, Grenadieren.

1739 wurde die große Stadtschule in der Nauenschen Straße vollendet.

Dem erweiterten äußeren folgte wiederum der innere Ausbau der Stadt, die der König bereits 1730, als sie etwa 550 Häuser mit 5600 Einwohnern zählte, aus der Reihe der kleinen Städte ausschied und unter die Hauptstädte rechnete (!). Aber zur Hauptstadt fehlte ihr das Vermögen. Während andere kleine Städte, wie Treuenbriegen, reichen Land- und Waldbesitz hatten, war das kleine Weichbild Potsdams durch das Chatull-Umt des Kurfürsten eingeschnürt und die Stadt ohne größeren eigenen Besitz. Waren die Einkünfte der Stadtkämmerei schon früher kläglich gewesen, so reichten sie jetzt für die vergrößerte Stadt und deren rasch gewachsene Bedürfnisse gar nicht mehr aus. Eigene Steuern hatten damals die Städte nicht. Die Abholzung und Versilberung der kleinen Stadtheide an der Pürschheide untersagte 1725 der König und befahl 1731 der Kämmerei zur Unterhaltung der öffentlichen Bauten und zur Salarirung der Magistratspersonen, (deren Gehälter jahrelang nicht gezahlt werden konnten) einen Fond vorzuschlagen. Wieder wurde eine Zwangskollekte nach dem Grundsatz der gegenseitigen Hilfe ausgeschrieben. Die Städte der ganzen Monarchie mußten 1733 für die Potsdamer Kämmerei 78 051 Taler aufbringen. Für 70 000 Taler ließ der König das Rittergut Falkenrehde ankaufen und als Kämmergeigut für 3000 Taler verpachten. Der Rest konnte mit andern Zuwendungen zusammen in 17 000 Talern Landschaftlichen Schuldverschreibungen angelegt werden. Hierdurch stiegen

die Einnahmen der Stadt von 455 auf 4019 Taler! Hierzu kam 1739 die Beschaffung eines Fonds für die Gassenreinigung (Abgabe auf fremdes Bier in der Kurmark, Magdeburg und Halberstadt kam als „Duchstein-Douceur“ zur Potsdamer Rämmerlei; Jahresdurchschnitt 250—600 Talern). Am 6. Februar 1737 vollzog der König eine Fundationsurkunde über die Ausstattung der Rämmerlei. Diese Urkunde bestätigt zugleich feierlich die bereits durch die Magistratsinstruktion von 1722 begonnene Immediatifikation. Die größere Hälfte der Stadt, nämlich die Neustadt, gehörte gar nicht zum landschaftlichen Städtecorpus, so daß schon deshalb die nunmehr erfolgte Erklärung der Stadt zur Immediatstadt geboten erschien. Das traditionelle Wohlgefallen der Hohenzollern an der Stadt und Umgebung, die Residenz des Königlichen Hofes und die Einquartierung des Leibregiments haben den König bewogen, Potsdam von der Amtsbarkeit (wie wir gesehen, wieder) zu befreien. Die Fundation schließt mit dem Wunsche,

„daß Gott der Wächter Israel diese Unsere liebe Stadt Potsdam forthin vor allem Unfall kräftig schützen und bewahren, sie mit seinem väterlichen Segen fortan überschütten und im beständigen Flor und Aufnahme bis an das Ende der Welt erhalten möge.“

Der Potsdamer Anbau erforderte für damalige Zeit große Mengen von Baumaterialien, deren Beschaffung nicht geringe Schwierigkeiten und dem commissarius loci, über dem das Damoklesschwert der Königlichen Ungnade schwebte, manches Kopfzerbrechen machte. Die Magistrate mußten ihre Siegelstempel flott in Betrieb halten, und Privatleute wurden zum Siegelbrennen ermuntert. Aus der Potsdamer Ratsziegelei und der Töpferkuche (jetzt

die Villen Ingenheim und Alexander), aus Werder, (dessen Ziegelscheune der Ingenieur-Kapitän Gayette, einer der Baumeister des Königs, selbst gepachtet hatte), aus Pezow, Glindow, Berch, Caputh, Fahrland, Brandenburg, Mögeln und Rathenow kamen die Ziegel-, Dach- und Flursteine, (Ziegel zu $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Taler das Tausend, Dach- und Rathenower Ziegel $5\frac{1}{2}$ Taler), aus Rüdersdorf der gebrannte Kalk in besonders mit doppeltem Boden hergerichteten Schiffen und der Kalkstein für die Fundamente. Der König pflegte für den vorrätigen Bau und die öffentlichen Bauten im Januar die Anweisungen zu geben und durch besondere Kabinetsordres den „neuanbauenden“ Privatleuten die erforderlichen Baumaterialien genau zu verschreiben und zu schenken, das Holz meist frei von Schlaggeld. Für das massenhaft gebrauchte Bauholz (und Brennholz) reichten die großen Forsten um Potsdam bald nicht mehr aus. Das Berliner Holzmagazin, das aus der weiteren Umgebung Holz sammelte, mußte aushelfen. Deshalb verlegte der König auch 1737 leider die blühende Potsdamer Glashütte nach Zechlin nördlich von Rheinsberg; sie verschlang zuviel Brennholz.

Die ankommenden Baumaterialien wurden von den Baumeistern Gayette und Stegemann verteilt.

Die Steine zur Pflasterung der neuen Straßen sollten die Kreise der Kurmark beschaffen; auf ihr Lamentieren zahlt sie der König aus der Extraordinarien-Kasse. (1736—38: 4—8000 Taler). Der Oberstleutnant v. Einsiedel, Hofrat Wisßmann und der auch an Ziegellieferungen aus Berch beteiligte Leutnant v. Rochow übernehmen die Beschaffung für 11 Groschen auf das Fuder, bis 1739 Bürger und Grenadiere um ein Viertel billiger liefern.

Die Besetzung der auf Vorrat gebauten Häuser hatte manche Schattenseiten. Nicht immer konnte kapitalkräftiger Zuzug gefunden werden. Oder der Anziehende fand nicht genug Nahrung; zweifelhafte Elemente drängten sich herzu. Die Bettelerei war 1736 zur Plage geworden.

Um diese Zeit wurde auch die Zunftreform Friedrich Wilhelms I. in Potsdam eingeführt. Auf sein Betreiben war 1731 ein Reichsinnungsgesetz zustande gekommen, das die schwersten Mißbräuche verknöchertcr Zunftwirtschaft beseitigte. Von 1732 ab wurde es in Preußen durchgeführt. Die Privilegien der einzelnen Lokal-Innungen wurden nach Generalprivilegien und Güldebriefen, die dem neuen Gesetz angepaßt waren, umgearbeitet und erhielten innerhalb jedes Gewerks gleichen Wortlaut. In Potsdam wurden von 1735 an die neuen Güldebriefe verliehen. Viele alte Förmlichkeiten und engherzige Zunftsitzen und Unsitten, besonders die Gesellenladen mit dem Boykott der Meister, fielen fort. Die Einführung der Rundschaft (des Abzugsattestes für die Gesellen) und das Verbot des Wanderns in fremde Lande unterstellten das Handwerk schärferer staatlicher Aufsicht. Im Interesse des aufblühenden Fabrikwesens blieb dem Staat die Ansetzung unzüftiger Freimeister vorbehalten, deren Konflikte mit zünftigen Meistern auch in Potsdam (z. B. zwischen Tuchfabrikanten und Färbern) nicht ausblieben.

Noch 1792 war es zweifelhaft, ob der Sattelfabrikant Gleisberger die Tischler- und Schlosserarbeiten an den Sattelgestellen selbst oder nur durch die Tischler- und Schlosserinnung machen durfte.

Im April 1738 konnte der König endlich auch das dritte Bataillon seines Leibregiments von Brandenburg nach Potsdam übersiedeln lassen. Er mochte wohl

nicht einzelne Kompagnien in Brandenburg lassen, sondern wartete lieber, bis für das ganze Bataillon Quartiere in Potsdam vorhanden und besetzt waren. Zwei Jahre lang konnte er sich noch daran erfreuen, das ganze Regiment seiner Riesengrenadiere in seiner Soldatenstadt um sich zu haben, in der Zivilisten keine Degen tragen durften. Als Oberst dieses Regiments trug er sich am liebsten und unter seinen blauen Kindern fühlte er sich am wohlsten. Die zum Teil von ihm selbst gemalten lebensgroßen Bilder der größten seiner Grenadiere zierten seine Wohnung im Potsdamer Schloß, aus deren Fenstern er sie exerzieren sehen konnte.

Bis auf die Herbst-Jagdzeit in Wusterhausen, wohin 18—20 Grenadiere kommandiert wurden, wohnte er den größten Teil des Jahres in Potsdam, an dessen Gedeihen er den persönlichsten Anteil nahm. So freigebig er war, wenn er fördern und ermuntern zu sollen glaubte, so un-nach-sichtig und streng war er gegen Nichtstuer und Faulenzer. Er kannte die Soldaten und Bürger meist persönlich und redete sie auf der Straße an, gab wohl auch mit dem Rohrstock unter Umständen seinen Worten und Befehlen Nachdruck. Deshalb war der König, der sich übrigens gern zu Gaste lud bei Offizieren und Bürgern, gefürchtet. Mancher ging ihm in weitem Bogen aus dem Wege. Viele Anekdoten laufen um über seinen Verkehr mit den Bürgern und namentlich mit seinen Grenadieren, nicht minder Erzählungen über die abenteuerlichen, oft recht gewaltsamen, Werbungen der langen Kerrels in aller Herren Ländern. Glaubte er doch ein Anrecht auf alle Riesen der Welt zu besitzen. Die Kosten für die teure Werbung der Leibgrenadiere und den kostspieligen Anbau von Potsdam sollen nach seiner eigenen Angabe über 12 Millionen

Taler betragen haben; — für damalige Zeit eine riesige Summe. — Er ließ alle Rechnungen darüber verbrennen.

So verschwenderisch aber der König auch seine Grenadiere mit Gunstbezeugungen überhäufte und verwöhnte: sie fanden die Freiheitsberaubung und die bei aller väterlichen Milde unerbittliche Strenge des Königs doch unerträglich. Desertionen und Erzeße blieben nicht aus. Sie wurden streng geahndet. Der besondere Militärgalgen stand am holländischen Viertel auf der Wiese, der Pranger als hölzerner Esel auf dem Marktplatz. Abschreckende Hinrichtungen werden auch von Zivilpersonen berichtet, die letzte Folterung 1729 von einer Kindesmörderin. Seitdem konnten die Folterwerkzeuge und die eiserne Jungfrau im Amtshause (Pachhof) am Ende der Burgstraße rosten. Die damals und später häufig aufgefrischten Edikte gegen Kindesmord lassen die sittlichen Zustände jener Zeit in keinem guten Lichte erscheinen. Auch in Potsdam waren die sittlichen Zustände schlecht, trotzdem der König bemüht war, sie durch Heiraten der Grenadiere zu heben. (So mußten nach Eintreffen des dritten Bataillons im Juli 1738 nicht weniger als 70 Grenadiere vor den Traualtar der Garnisonkirche treten).

Bedenklich waren Anschläge gegen die Person des Königs und eine Verschwörung der Kroaten unter den Grenadieren (1730), die durch den Pater Bruns in der Beichte erfahren wurden und rechtzeitig ohne Namensnennung vereitelt werden konnten. Auch Verschwörungen von Ungarn 1736, Russen und Engländern 1736 und Franzosen 1739 wurden im Keime erstickt.

Ob die Pläne des Königs auf eine weitere Vermehrung der Garnison abzielten, ist nicht sicher.

Jedenfalls hatte er für Quartiere reichlich gesorgt und nur der Tod setzte seinen Plänen, die Stadt zwischen dem holländischen Viertel und der Allee nach Glienicke vielleicht bis zur Behlertstraße, noch einmal zu erweitern, am 31. Mai 1740 ein Ziel.

Unter der prunkvollen Marmorkanzel der Garnisonkirche ließ er sich in einem Marmorsarg beisetzen, den er schon 1734 in Amsterdam bestellt hatte. Sein Leibregiment gab ihm und sich die letzte Ehre. Am nächsten Tage, dem 23. Juni 1740, wurde es aufgelöst.

Das Potsdam, in das der rastlos tätige König 1713 eingezogen, war nicht mit dem Potsdam zu vergleichen, in dem er seine Ruhestätte fand. Mit Staunen hatten die Zeitgenossen hier durch unbeugsame Willenskraft eines absoluten Königs eine für damalige Verhältnisse ansehnliche Stadt, (1713: 199 Häuser mit etwa 1500 Einwohnern, 1740: 1154 Häuser mit 11708 Einwohnern) aus Sand und Sumpf entstehen gesehen, die weit über die Grenzen Deutschlands einen Ruf als Merkwürdigkeit erlangte.

Läßt sie sich auch mit modernen amerikanischen und europäischen Großstadt-Gründungen nicht vergleichen, in denen hunderte von Riesenhäusern auf einmal aus der Erde gestampft werden, gegen die sich die ersten Häuschen der Potsdamer Neustadt wie Tagelöhnerkaten ausnehmen würden, so war die Neugründung Potsdams für jene armselige Zeit doch verhältnismäßig eine ebenso große, vielleicht noch größere Leistung. Zu berücksichtigen ist die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Grundlage der Bautätigkeit. Nicht auf großkapitalistischem Wege, wie heute, wurde damals die Stadt gebaut, sondern in einer Zeit des Überganges von Naturalwirtschaft zu reiner

Geldwirtschaft. Was ging, wurde im Wege der Naturalwirtschaft beschafft und nur in zweiter Linie, wenn die Naturalkräfte versagten, tat der König seinen Beutel auf. Privatleute mußten sich Häuser bauen, daneben baute der König aus seiner Kriegskasse oder der besonderen Extraordinarienkasse. Die Baumaterialien erhielten die meisten Neuanbauenden geschenkt; das Holz aus den königlichen Forsten, Kalk aus den Amts-Steinbrüchen in Rüdersdorf, Steine aus den Ziegeleien der Umgegend, Stadtkirche und Rathaus sollen durch Zwangskollekte der andern Kirchen und Städte gebaut werden, und erst zur Ausbülfe springt der König bei, wie bei der Pflasterung. Die Bau-Arbeitslöhne müssen die Neuanbauenden selbst zahlen, erhalten aber nach Fertigstellung des Baues eine Vergütung von 8% aus der Accisefasse.

3. Blütezeit unter Friedrich dem Großen (1740—1786).

Friedrich der Große schenkt der jungen Stadt das Festkleid.

Der Schönheit hatte der praktische und sparsame Vater nicht Raum gegönnt. Der Sohn holt es reichlich nach. Die Altstadt und die erste Neustadt bis zur Pflugstraße (nur einige Straßen und Häuser darüber hinaus) tragen das Gepräge des künstlerisch empfindenden und schaffenden Sohnes. Hinter dem festlichen Friedericianischen Potsdam mit seinen Scheinpalästen tritt die schlichte und anspruchslose Bauweise des Soldatenkönigs zurück. Das alte Potsdam ist uns heute gleichbedeutend mit dem Friedericianischen.

Aber wie der große König im allgemeinen der geniale Vollender seines lange verkannten Vaters gewesen ist, so hat er auch in der Stadt Potsdam eigentlich nur seines Vaters Werk ausgefüllt und zum glänzenden Abschluß gebracht. Das Wesen der Stadt hat er nicht geändert. Residenz-, Garnison- und Manufakturstadt ist es auch unter ihm geblieben, nur in verstärktem Maße.

Die Garnison Potsdam wird vermehrt. Zwar löst der junge König am 23. Juni 1740, dem Tage nach dem Begräbnis des Vaters, dessen Prätorianergarde, das weltberühmte Leibregiment, vielleicht mit des Vaters Zustimmung, auf. Aber er läßt pietätvoll aus den größten Mannschaften ein Bataillon als „Grenadier-Garde-Bataillon“ (Nr. 6) bestehen, das bis zu seiner Auflösung 1806 die alte Uniform trägt. Daneben errichtet er aus seinem eigenem Regiment „Kronprinz“ (Nr. 15) dessen Anfänge bis 1689 zurückgehen und das er seit 1731 mit dem Standort Ruppin führte, eine neue Garde. Aus dem ersten Bataillon suchte er die schönsten Leute und die Offiziere aus und ließ diesen Stamm durch Hergabe ausgesuchter Leute aus allen Regimentern zu drei Bataillonen vervollständigen. Das erste Bataillon war als „Erstes Bataillon Garde“ oder „Leib-Garde-Bataillon“ (ebenso wie das Grenadier-Garde-Bataillon) bevorzugt vor der ganzen Armee. Seine Offiziere hatten eine Rangstufe voraus, sie und die Mannschaften durften nicht heiraten, wohnten bevorzugt im ersten Stock, bekamen Betten rein aus Federn, während die übrige Potsdamer Garnison Matrasen an Stelle der Unterbetten hatte. Das zweite und dritte Bataillon bildeten das „Regiment Garde“. Anfangs 1741 wird die neue Garde in Potsdam vereidigt, um sofort ins Feld

zu ziehen. Nach dem Krieg kehrt sie zunächst nach Ruppin zurück, wo der König einiges bauen läßt, so daß man schon die Verlegung der Residenz befürchtet. Aber ohne Grund. Schon am 5. Juli 1742 siedelt die Garde endgültig nach Potsdam über, das die bevorzugte Residenz des Königs bleibt. Außer für diese vier Bataillone, die als Ersatz wieder ein Corps „Unrangierte“ hatten, hatte die inzwischen fertig gebaute Neustadt (besonders werden die übrigen drei Quarrees des holländischen Viertels vollendet) noch Raum für ein weiteres Regiment. Nachdem 1740—42 vorübergehend die Regimenter Camas (später Dumoulin), v. Münchow und Holstein Potsdam zur Garnison gehabt, rückt 1743 das Füsilier-Regiment Prinz Heinrich (Nr. 35) dauernd in Potsdam ein, das 1740 aus einer halben Leibkompagnie und Resten des Leibregiments gebildet war und zunächst in Brandenburg gelegen hatte. Nach dem siebenjährigen Kriege vertauschte 1764 das Prinz Heinrichsche Regiment die Garnison Spandau mit dem Regiment „Prinz von Preußen“ (auch „Regiment von Preußen“). Hervorgegangen aus der Garde Friedrichs I., 1713 als „weißes Grenadier-Bataillon“ (im Gegensatz zu den roten) formiert, 1716 zum Feldregiment Nr. 18 gemacht, wurde es 1763 dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen verliehen, der es 1786 zum „Königs-Regiment“ erhob und ihm 1790 den Kronprinzen zum Chef gab. Im Jahre 1807 gab dieses Regiment ebenso wie die Garde und das Grenadier-Garde-Bataillon Stamm-Mannschaften für das jetzige erste Garderegiment ab.

Aber noch weiter wurde die Garnison vermehrt.

Eine Escadron der Garde du Corps wurde 1753 nach Potsdam verlegt. Der Kommandeur erhielt ein

stattliches Diensthaus, die Escadron Kasernen und ein Lazarett (jetzt Casino). Gleichfalls in Kasernen, (Jägerkaserne am Berliner Tor), nicht in Bürgerquartiere, kam die 1773 herverlegte reitende Exercierbatterie von zehn Geschützen mit jährlich abgelösten Mannschaften (wie beim Lehrbataillon). So wurde Potsdam die Wiege der reitenden Artillerie.

Im ganzen war die Stadt viermal stärker mit Garnison belegt, als jede andere Stadt in Preußen. Die Infanterie war folgendermaßen über die Stadt verteilt: (Erstes) Bataillon Garde und Korps der Unrangierten: in der Altstadt; zweites Bataillon in der Friedrichstadt und dem holländischen Viertel; drittes Bataillon in der Neustadt und den holländischen Häusern; Grenadier-Garde-Bataillon (sog. alte Garde) in der Neustadt; Regiment Prinz Heinrich zwischen Brandenburger und Nauener Tor; das Korps der AuSrangierten (4. Kompagnie) und Invaliden über die Stadt verteilt. Lazarette waren für das Bataillon Garde in der Burgstraße, für das Regiment Garde und die alte Garde in der Lindenstraße, für das Regiment Prinz Heinrich im Rücken davon an der Kommunikation vom Neustädter zum Brandenburger Tor. Die Beweibten (etwa ein Fünftel) hatten Stube und Kammer in Kasernen, deren es zehn in der Berliner Straße, drei bei der Heiligen Geistkirche, fünfzehn in der Tuchmacherstraße, fünf am Bassin, zehn bei den Garde du Corps-Ställen, acht am Berliner Tor, fünf im Bullenwinkel, drei in der Garde du Corpsstraße, sieben am oberen Kanal, drei im Siefertsgäßchen, acht am Neustädter Tor, zwölf in der Lindenstraße und sieben an der Mauer zwischen Brandenburger und Jäger-Tor gab. Im ganzen hatten die 99 Kasernen 1054 Stuben

und 88 Kammern. Die Montierungskammern lagen auf den Böden der Kirchen und in einem dreistöckigem Hause an der Havel.

Die Mannschaften der einzelnen Bataillone lagen in geschlossenen Bezirken. Noch wurde die Altstadt von der Neustadt getrennt gehalten. Die Kanalbrücken waren mit Gittern und Posten besetzt.

Für Rekrutentransporte hielt die Stadt in der Charlottenstraße (Nr. 33) ein Ordonnanzhaus als Herberge. Hier lag auch ein Kommando von Siethen-Husaren zur Verfolgung der Deserteure, während in der Berliner Vorstadt reitende Feldjäger zum Depeschendienst nach Berlin untergebracht waren.

Potsdam blieb die Pflanzschule des Heeres, besonders durch seine in aller Welt berühmten Herbstmanöver, die meist in einem befestigten Lager bei Gatow endeten. Auch an der Heranbildung des Offizier Nachwuchses war Potsdam beteiligt. Gleich nach 1740 hatte Friedrich der Große einige Kadetten im Militär-Waisenhaus erziehen lassen. Daraus entwickelte sich eine besondere Anstalt bis zu 70 Zöglingen, die 1811 der Berliner Hauptanstalt angegliedert wurde. Dafür kam das Kadettenhaus von Stolp in Pommern nach Potsdam und erhielt 1822 an Stelle des Waisenhauslazarett's eigene Gebäude.

Wie unter dem Vorgänger des großen Königs blieb Potsdam bis auf sommerliche Reisezeit (zu Revüen und Revisionen) die Residenz. Zum privaten Sommeraufenthalt baute sich der Sieger des zweiten schlesischen Krieges das Weinbergschloß Sanssouci mit dem Blick auf die lachende Havellandschaft und die Stadt Potsdam, der Sieger des siebenjährigen Krieges als Abschluß des Parks das mächtige neue holländische Palais für höfische

Repräsentation. Von 1744 ab ließ er die Gegend nördlich des nach Westen ziehenden Potsdamer Grenzgrabens (Teil des dem Waisenhause gehörigen Vorwerks Bornstedt) in einen Obst- und Ziergarten verwandeln, dessen Terrassen von Schloß Sanssouci gekrönt waren. Später kam der urwüchsige Rehgarten dazu, durch die lange Hauptallee mit dem Ziergarten verbunden. Seiner Liebhaberei für Orangenbäume und Obst dienten mehrere Orangenhäuser und große Obsttreibereien. Nur ein Werk gelang ihm nicht: eine großartig geplante Wasserkunst mit Sammelbecken auf dem Höneberg. Künstliche Tempelruinen als malerischer Prospekt für Schloß Sanssouci mußten ihn entschädigen. Im Winter bewohnte der König das Stadtschloß in Potsdam, das er von 1745 ab verschönern und vollenden ließ.

Vom Stadtschloß geht dann die Verschönerung und der allmähliche Umbau der Altstadt und der ersten Neustadt 1748 aus. Die Fachwerkbauten Friedrich Wilhelms I., die bis zur Charlottenstraße reichten, genügten dem Schönheitsfinn des Königs nicht mehr, mochten vielleicht auch zu leicht gebaut sein. Aus der nüchternen Kaserne eines rein praktischen Soldatenkönigs wird trotz allen Waffengegimmels die glänzende Residenz eines die Kunst liebenden und ausübenden Herrschers, dessen Leben in dieser Residenz der kühne Griffel Menzels für alle Zeiten verewigt hat.

Wie die Fachwerkfronten jetzt monumentalen Steinfaçaden weichen müssen, so auch die hölzerne Verschalung des Stadtkanals einer massiven Ausmauerung mit eisernem Geländer und monumentalen Brücken (von 1756 an). Besonders stattlich wurden die Hauptplätze der Stadt umbaut; der Marktplatz, der Bassinplatz, auf dem die

v. J. Gerst
do Fontain
v. Jansen
v. Melan
1843

von m
in Köh. 1/1
Holtz
inlauf
f

Grenadiere des bevorzugten Bataillons Garde Ball spielten, und die Nauensche Plantage (Wilhelmsplatz), die schon Friedrich Wilhelm I. zum Schmuckplatz und zum Schauplatz sonntäglichen Korso's hergerichtet hatte. Aber die „Faule See“ forderte noch manches Häuseropfer. Die ganze Häuserreihe an der Kanalseite des Platzes drohte wegen des sumpfigen Bodens und starker Quellen einzustürzen. Sie wurde abgerissen und, nachdem mit großen Mühen und Kosten ein wahrer Pfahlwald eingerammt, neu aufgebaut.

Friedrich der Große hat im ganzen $10\frac{1}{2}$ Millionen Taler in Potsdam (einschließlich der Schlösser und Parks) verbaut, in erster Linie aus den ostfriesischen Geldern (jährlich 200 000 Taler.) Die Um- und Neubauten von 612 Bürgerhäusern kosteten 3 151 217. 9. 1. Taler. Die Bauten wurden durch das Kgl. Baukomtoir mit einer Immediatbaukasse ausgeführt, die Rechnungen durch die Oberrechnungskammer geprüft. Der König schenkte in der Regel nur den Bau des Vorderhauses, selten von Hinterhäusern.

An der von seinem Vater geplanten Stelle nahm Friedrich II. 1752 nur eine geringere Stadterweiterung durch das Hinausschieben der Stadtmauer mit dem Berliner Thor von der alten Stelle zwischen Berlinerstraße Nr. 1 und Nr. 2 bis zur Türckstraße vor. Die Land-Thore bis auf das Jägertor wurden monumental erneuert, die Wasserthore (das Wassertor am Bassin beim Eintritt des Behlertsgrabens, das Kellertor, das Teltower Thor auf der Langen Brücke und das Altwassertor am Ausfluß des Kanals) erhielten neue Thorhäuser.

Auch als Manufakturstadt nimmt Potsdam einen bedeutenden Aufschwung.

Die rege Bautätigkeit des Königs, die mit Ausnahme der Kriege bis zu seinem Tode anhielt, mußte von den Gewerken in erster Linie das Bauhandwerk und die verwandten Gewerbe fördern, die damals in der Bürgerschaft einen breiten Raum eingenommen haben, begleitet von einem stattlichen Stabe von Künstlern (Baumeistern, Bildhauern, Eiseleuren, Malern) bis hinab zu Maurern und Zimmerleuten, die zum Teil in eigenen Häusern am Abhang des Brauhausberges angesiedelt wurden.

Fabriken und Manufakturen erfreuten sich besonderer Gunst und Unterstützung des Königs. Er verlieh der Stadt 1741 die Rantoufreiheit, um die Störung durch Aushebung gewerblicher Arbeitskräfte abzuwenden, deren die Stadt in immer stärkerem Maße bedurfte. Außer einiger keramischer Industrie (Fayencefabrik in Delfter Art, schwarze Rachelöfen mit Roccoco- und Garbestern-Mustern), einer Fabrik von Drechslerwaren in Elfenbein und Schildpatt (Ratmann Betche) mit Monopol für ganz Preußen (die sich allerdings nicht lange halten konnte), der Tabakfabrik, kleinen Fabriken für Bleistifte, Gold- und Silberdraht, Metallknöpfen, Nähnadeln, Tapeten und nicht unbedeutenden Lohgerbereien überwog die Textilindustrie bei weitem. Neben ansehnlicher Fabrikation von Broderien, Blonden und Ranten und neben Färbereien (darunter eine Türkischrotfärberei im Schloßchen Caputh) spielen die vier großen Textilzweige: Wolle, Leinen, Seide und jetzt auch Baumwolle, eine beherrschende Rolle in dem Erwerbsleben der Stadt und drücken ihr den Stempel einer Textilstadt auf.

Dieses Gepräge wird noch verstärkt durch die Nachbarkolonie Nowawes, die der König 1751 für vorwiegend

böhmische Weber angesetzt und 1756 der Potsdamer Gerichtsbarkeit und Polizei unterstellt hatte. Fleißige Leinen- und Baumwollen-Weber wurden hier in kleinen Doppelhäuschen angesiedelt und arbeiteten zum großen Teil für Berliner Verleger.

In Potsdam hatte der König hauptsächlich an der Südseite des Kanals (zwischen Siefertgasse und Hohenwegstraße, zwischen Kaiser- und Grüner Brücke) Fabrikenhäuser erbaut, die an Fabrikanten mit der Bedingung, eine bestimmte Zahl von Jahren eine Fabrik in bestimmtem Umfang zu betreiben, vergeben und ihnen bei Nichterfüllung ihrer Verpflichtungen wieder abgenommen wurden.

Was dem gewerblichen Leben Potsdams ein eigenes Gepräge gab, das war die nirgends sonst in so starkem Maße durchgeführte enge Verbindung mit dem Militär. Nicht bloß war Potsdam allmählich zu einem bedeutenden Faktor in der mächtigen Industrialisierungspolitik Friedrichs des Großen geworden, sondern hier wurde auch einerseits die Industrie in den Dienst des Heeres, der Soldat andererseits in den Dienst des Manufakturwesens gestellt. Militärindustrien sind in Potsdam: die Gewehrfabrik, Fabriken zur Herstellung von Militärtuch, Zopfbändern (für die ganze Armee sog.: Potsdamer Band), — Metallknöpfen, Borten, — Manufakturen, die schon auf Friedrich Wilhelm I. zurückgehen. Andererseits wird der Soldat selbst als Industriearbeiter verwendet. Das entsprach den damaligen Verhältnissen. Heute wird der Soldat auf wenige Jahre ganz von seinem militärischen Berufe beansprucht, losgelöst von seiner bürgerlichen Existenz. Damals diente er in der Regel auf Lebenszeit. Die Exerzierzeit nahm nur 6 Wochen im April und Mai in Anspruch. Dazu kamen kurze Herbstmanöver

für die geworbenen Soldaten. Die übrigen, die aus festen Aushebungsbezirken des Inlandes (Kantonen) rekrutierten, wurden nach ihrer ersten Ausbildung (1—1½ Jahre) den übrigen Teil des Jahres, also bis zu 10½ Monaten, in die Heimat beurlaubt.

Anders in Potsdam, dessen Garde keine Kantone hatte, sondern aus allen Regimentern der Monarchie rekrutierte. (Bis auf 60 Mann aus den schlesischen Gebirgsgegenden für das Regiment Prinz Heinrich).

Wegen zu weiter Entfernung von der Heimat gab es hier nur ganz wenige Urlauber. Die meisten blieben auch die 10 Monate außer der eigentlichen Exerzierzeit in Potsdam, hatten nur Wachtdienst und Wachtparade und mußten sich im übrigen beschäftigen, was Friedrich Wilhelm I. seinen Grenadieren nicht gestatten wollte. So blieb der Soldat, weil er nicht, wie heute kaserniert und auf kurze Dienstzeit ausschließlich beansprucht wurde, in steter Fühlung mit dem Bürger, bei dem er ja auch wohnte. Er hatte nebenbei den Charakter eines Stadtbewohners, der sich mit bürgerlicher Nahrung beschäftigte. Er leistete dem Bürger und dem Offizier die verschiedensten Dienste und durfte Handwerk treiben, ohne zünftig zu sein, was natürlich dem zünftigen Bürger nicht angenehm war. Meistens wurden jedoch die Soldaten als Spinner für die Tuchweber und sonstigen Textilfabrikanten beschäftigt. Das Spinnrad gehörte zum Soldaten, bei dessen Unterbringung auf das Spinnrad Rücksicht zu nehmen war. Seltsames Bild: der erprobte Krieger des großen Königs und gerade der Mustersoldat — wie Herkules am Spinnrocken sitzend, wo wir Frauen zu sehen gewohnt sind! Wenn wir an einem stillen Sommernachmittag durch die Straßen des Friedericianischen Potsdam wandern

könnten, würden wir erstaunt sein, aus jedem Haus bei offenem Fenster das Surren der Spinnräder zu hören und beim Eintreten in die Quartierstube die Soldaten, die vormittags stolz zur Parade aufzogen, friedlich am Spinnrade sitzen zu sehen.

Selbst der werdende Soldat und das Soldatenkind mußte der Industrie dienen. Die Zöglinge des Großen Militär-Waisenhauses, die schon unter Friedrich Wilhelm I. zum Strümpfestricken herangezogen waren, bei denen aber doch der Erziehungszweck und die Ausbildung in Handfertigkeiten zu späterer Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben im Vordergrund standen, werden jetzt unter Vernachlässigung der Jugenderziehung vorwiegend und unter Ausnutzung ihrer Kräfte in der Industrie beschäftigt.

Die Waisenkneben waren 1740 auf 1400, die Mädchen auf 150 angewachsen, nach dem siebenjährigen Kriege auf über 2000 Knaben und über 500 Mädchen. Die Knaben wurden bei Handwerkern im Hause selbst und in der Stadt beschäftigt, in der Hautboisten- und Tambourschule für den Heeresdienst vorbereitet. Daneben verlangten jüdische und christliche Fabrikanten zahlreiche Waisenkneben als billige Arbeitskräfte, denen sie „aus Patriotismus“ Fertigkeiten beibringen wollten. Außer Wohnung und Holz brauchten sie weder Lohn zu geben noch Unterhaltskosten, die das Waisenhaus trug. In Woll-, Baumwoll- und Leinen-, Strumpf-, Hut-, Mützen-, Handschuh- und Tapetenfabriken und der Weißgerberei wurden sie beschäftigt. Besonders fanden sie Verwendung in der Gold- und Silber-Drahtzieherei des Berliner Münz- und Schußjuden Ephraim, der ein Monopol für ganz Preußen in diesem Zweige hatte. Endlich nahmen seit 1744 der

Seidenbau und die Seidenfabrikation (Sammet) die Knaben in großer Zahl in Anspruch, ja zeitweise stand das Potsdamer Waisenhaus im Mittelpunkt der Seidenbau-Bestrebungen. Neben den eigenen Lazaretten (Gelände des Kadettenhauses in der Teltower Vorstadt) hatte das Waisenhaus eine große Maulbeerplantage mit Seidenhaus und Haspelhaus. Dazu wurde 1750 in der Saarmunder Heide (jetzt Forsthaus-Plantagenhaus) eine 52 Morgen große Plantage mit 6000 Maulbeerbäumen, Haus und Gehege (für 9000 Taler) angelegt. Die Urbarmachung kostete allein 5000 Taler und wurde ebenso wie das Pflanzen und Begießen der in dem schlechtesten Sandboden stehenden Bäumchen von den Waisenknechten besorgt, die in der Sommerhitze den einständigen Weg zurücklegen mußten. Die Plantage machte gänzlich Fiasko. Den Knaben lag auch die Wartung und Fütterung der Seidenraupen mit den selbstgepflückten Blättern und das Abhaspeln in der Seidenbauanstalt des früheren Jägerhofes ob.

Noch trauriger sah es im Mädchenhause aus, nach dessen Verlegung in die Lindenstraße 1753 die Bezeichnung „Großes Militärwaisenhaus“ aufkommt. Waren die Mädchen schon vor 1740 in der Textilindustrie beschäftigt, so gehen sie ganz in der Industrie auf, seit 1743 eine große Brabanter (Spitzen- und) Kantenfabrik, 1749 eine Ausnähefabrik für Batiststickerei (Blonden) von Joel, 1763 eine Gold- und Silber-Klöppelfabrik (wie die Kantenfabrik von Ephraim betrieben) eingerichtet wurde. Im Jahre 1763 waren 320 Mädchen in der Kanten-, 116 in der Ausnähe-, 32 in der Gold- und Silber-Klöppelfabrik beschäftigt. Die Arbeitszeit wurde bis auf wöchentlich 37 Stunden gesteigert, später auf 35 Stunden gekürzt.

Nach siebenjähriger Lehrzeit mußten die Mädchen — und zwar mit Erlaubnis des Königs — noch zwei Jahre „zu ihrer Vervollkommnung“ in der Fabrik bleiben, wofür Ephraim je 1 Taler und 6 Groschen „Pacht“ monatlich zahlte. Später wird die Pacht für 230 Mädchen auf 900 Taler (1783) und 4200 Taler (1789) festgesetzt. Die Sittlichkeit der Mädchen war zudem bedenklich gefährdet.

Für die Industrialisierungspolitik des Königs und für die Taschen der Entrepreneurs war die Ausnutzung der Waisenkinder ein glänzender Erfolg. Fünfzig Jahre lang versorgte das Potsdamer Waisenhaus die Preussischen Lande mit Spitzen und Blondes, für die ebenfalls ein Monopol mit Einfuhrverbot gegeben wurde. Aber das Waisenhaus hatte den größten Schaden. Nicht nur daß seine reichen Einkünfte, zu denen unter andern die der Ämter Bornstedt und Grube, des Alaunwerkes bei Freienwalde, des Berliner Lagerhauses, des Lombards, der Berliner Intelligenzblätter (mit Anzeigenzwang für die Kurmark), die Rekrutengelder der Juden, gehörten, für den Unterhalt der Kinder aufgebraucht wurden, sondern vor allem hatten die Kinder selbst am meisten zu leiden. Von ausgiebigem Elementar-Unterricht konnte, namentlich bei den Mädchen, keine Rede sein. Und die sitzende Lebensweise mußte für Kinder, die sich im Freien hätten tummeln sollen, die größten Gesundheitschädigungen zur Folge haben. Die typischen Waisenhaus-Krankheiten jener Zeit: Skropheln, Krätze, Skorbut, Augenentzündung (Scharbock), Beinfräß und Auszehrung waren denn auch an der Tagesordnung. Die Lazarette waren überfüllt (1777: 4—500 Kranke von 2000 Köpfen). Die Sterblichkeit war von 3% (1725) auf 15% gestiegen. Selbst

bei Berücksichtigung der damaligen Kindersterblichkeit und der mangelhaften Gesundheitsverhältnisse, besonders in solchem Riesen-Internat, reden diese Dinge doch eine erschreckende Sprache, die schließlich ihre Wirkung nicht verfehlte. Freilich konnte man eben noch keinen gewerblichen Kinderschutz, und das Waisenkind mußte sich für das empfangene Almosen die Ausnutzung als Arbeitskraft gefallen lassen. Über der wichtigen sozialpolitischen Maßregel der Erziehung zur gewerblichen Arbeit wurde die sanitäre Fürsorge vernachlässigt.

Ganz besonderer Förderung durch Friedrich II. hatte sich in Potsdam die Seidenindustrie zu erfreuen als das vornehmste Glied in dem Merkantilsystem, dessen Ziel die Stärkung der eigenen Industrie war, um sie vom Ausland unabhängig und zur Ausfuhr kräftig zu machen. Der Wert der Seide ließ großen Gewinn erhoffen. Nach dem Vorbild anderer Kulturländer, besonders Frankreichs (Lyon), führten auch die Brandenburgischen Hohenzollern die Seidenweberei und bald darauf den Seidenbau ein. Die Erzeugung der Rohseide, die von dem Cocon der Seidenraupe abgehaspelt und gezwirnt wird, setzt den Anbau des Maulbeerbaumes voraus, dessen Blätter den Raupen zur Nahrung dienen. Während die Seidenraupe gegen unser Klima empfindlich ist und sorgsamste Pflege erfordert, eignen sich die „Sandschellen“ der Mark sehr für den anspruchslosen Maulbeerbaum. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte 1716 Amtsleuten, Magistraten und Landgeistlichen den Anbau, besonders auf Stadtwällen und Kirchhöfen, befohlen und auch in der Umgebung Potsdams den Maulbeerbaum heimisch gemacht. Doch erst sein Sohn betrieb die Seidenzucht im großen Maßstabe. Er machte das Potsdamer Waisenhaus unter

Potsdamer Fabrikanten die Übersiedelung nach Berlin, auch der besseren Fabrikation wegen, für vorteilhafter halten. Der König, der die Seidensachen meist selbst bearbeitet, hält sie durch Zwangsmaßregeln zurück, um zur Förderung von Potsdam die Zentralisation der Industrie zu verhindern, die sich in Berlin infolge der dürftigen Verkehrsverhältnisse vollzog. Er richtete auch 1771 nach Berliner Muster eine Manufaktur-Kommission zur besseren Ordnung des Seiden- und übrigen Fabrikwesens ein. Unter dem commissarius loci überwachte ein praktisch gebildeter Ratmann als Fabrikeninspektor mit einem amtlichen Schaumeister und einem angesehenen Fabrikanten den Betrieb. Die Seidenmanufaktur war, wie in Lyon, eine zunftmäßig geordnete Hausindustrie. Meister, die 1 bis 4 Stühle nur mit Gesellen und Lehrlingen betreiben durften, arbeiteten für kaufmännische Verleger (entrepreneurs), von denen sie freilich durch Hergabe von Geräten, Rohmaterial, Vorschüssen und Wohnung mehr und mehr zu Lohnarbeitern herabgedrückt wurden.

Außer an der durch hohe Einfuhr-Zölle (bis 25%) und Einfuhrverbote geschützten Versorgung des Inlandes (durch die Potsdamer Sammetmanufaktur wurde z. B. die blühende Hamburger Sammetindustrie stark geschädigt) nahm auch Potsdam an dem Vertriebe von Seidenwaren ins Ausland teil, besonders an der Ausfuhr von Sammet nach Rußland und Polen über Königsberg und Breslau. Der Durchgang der billigeren französischen Seidenwaren konnte aber nicht gehindert werden, ebensowenig wie die Kontrebande, wegen deren der König besonders die Potsdamer Juden in starkem Verdacht hatte.

Nachdem Potsdam den infolge der unsicheren französischen Verhältnisse eingetretenen großen Aufschwung

der Berliner Seidenindustrie in den 1790er Jahren noch mitgemacht hatte, vernichtete der Zusammenbruch von 1806 seine blühende Industrie. Aber der Anteil Potsdams an der großen nationalen Seidenindustrie mit ihrer Erziehung zur gewerblichen Arbeit gibt der Industrie-Stadt Potsdam ebenso wie der Anteil an der Fortbildung des Heeres eine beachtenswerte geschichtliche Bedeutung.

Auffallend ist die starke Beteiligung der Judenthums an der Potsdamer Seidenindustrie. Friedrich II. konnte trotz seiner sonstigen Abneigung gegen die Juden und trotz ihrer Einschränkung (z. B. in Breslau) ihren Unternehmungsgeist ebensowenig entbehren wie sein Vater. Besonders nicht in der mit großem Handel verknüpften Seidenindustrie. X

Die Potsdamer Judenthums besaß übrigens am Schraderberg ihren eigenen Friedhof und zur Synagoge nacheinander die Häuser Kupferschmiede- (Ebräer-)Str. 4, (seit 1748), Jägerstr. 18 (seit 1763) und Wilhelmsplatz 1, wo 1766 auf Königliche Kosten die Synagoge neu aufgebaut wurde.

Im Jahr 1784 waren 307 Juden in Potsdam.

In der Stadtverfassung hat sich in der Regierungszeit Friedrichs des Großen nicht viel geändert. Die Justiz, die im argen lag, erhielt 1749 ein neues Reglement; der Erste und Justiz-Bürgermeister Klinte wurde kassiert. Die sich ebenfalls in Unordnung befindende Polizeiverwaltung mit ihren mannigfachen Aufgaben tritt an erste Stelle. Der Polizei-Bürgermeister wird Consul dirigens. Die eigene Polizeiverwaltung der französischen Kolonie, die mit eigener Justiz im übrigen noch immer ein Fremdkörper in der Stadt bleibt, wird 1751 aufgehoben. Auch die Eximirten werden dem Polizei-

Direktorium, das nach Berliner Muster reformiert wird, unterstellt. Das Magistratspersonal wird bis zum Tode des großen Königs auf 11, das Polizeipersonal auf 19 Köpfe vermehrt. Über die Klagen, daß das Personal und die zum großen Teil auf schwankende Sporeleinnahmen angewiesenen Gehälter unzureichend seien, verstummen nicht. Eine 1776 vorgeschlagene Trennung von Justiz-, Polizei- und Rammereiverwaltung tritt nicht ein. Der commissarius loci leitet immer mehr die städtischen Angelegenheiten, berichtet häufig mündlich dem König und erhält von diesem mündliche Befehle. Denn, wie sein Vater, so kümmerte sich auch Friedrich der Große um die Angelegenheiten der Stadt und seiner Bürger mit scharfem Auge und willigem Ohr. Und wie sein Vater von seinen langen Lieblingen, so nahm auch er (angeblich an der Bittschriftenlinde am Schloß) die Beschwerden und Bitten seiner Untertanen entgegen. An die Gerechtigkeitsliebe des Königs knüpft sich die unaustilgbare Sage von dem Windmüller bei Sanssouci, dessen angeblich störende Mühle der König gewaltsam entfernen gewollt, dessen freimütigen Hinweis auf das Kammergericht er aber beachtet habe. In Wahrheit hat der König die Mühle als malerischen Prospekt nicht missen gewollt und den Müller über Gebühr unterstützt. Die Vermengung mit dem bekannten Prozeß des Müllers Arnold in der Neumark hat dann die Sage veranlaßt.

Ein wichtiger Zweig der Polizei war damals die Überwachung der Versorgung mit Lebensmitteln, nicht nur nach der gesundheitlichen Seite, sondern, was heute dem freien Wettbewerb und der Gewerbefreiheit überlassen bleibt, auch nach der Seite der Preisbildung.

Die ausreichende Versorgung der Stadt mit guten Lebensmitteln zu amtlich, vom Magistrat mit einem Stabsoffizier monatlich festgesetzten, der allgemeinen Marktlage entsprechenden, Tax-Preisen war Sache der Polizei. Aufkäuferei durch Höker sollte nicht geduldet werden. In Potsdam, einer schnell gegründeten, neuen Stadt, die viel größere Anforderungen zu stellen hatte, als ihr bisheriges natürliches Zufuhrgebiet zu befriedigen imstande war, lagen die Verhältnisse besonders schwierig. Für Brotgetreide mußten die Königlichen Magazine sorgen helfen. Die Schlächter mußten sich auf Schlesiſchen Märkten mit Schlachtvieh versorgen und es auf Äckern der Vorstadt weiden lassen, bis es in das Schlachthaus kam, das 1747 von der Stadt in der Burgstraße Nr. 28 gebaut war. Was heute die Riefengründungen moderner Großstädte so erleichtert, ist das vorzügliche Verkehrswesen, das die ausreichende Lebensmittelzufuhr für eine große neue Einwohnerschaft ohne Schwierigkeit ermöglicht. Wie viel schwerer damals! Hierzu kam die ungünstige Nähe von Berlin, einer großen Stadt, die ihre Lebensmittelzufuhr auf Gebiete erstreckte, die eigentlich dem neuen Potsdamer Markt dienen sollten. Fische, Obst und andere Lebensmittel, die in der Umgebung Potsdams von Berliner Händlern und mit Hilfe von Potsdamer Aufkäufern erworben und nach Berlin geschafft wurden, mußten durch besondere Verordnungen und polizeiliche Überwachung zur Versorgung des Potsdamer Marktes zurückgehalten werden. Doch ließ sich der Grundsatz, der Stadt ein Gebiet von 4 Bannmeilen im Umkreis als natürliche Speisekammer zu erhalten, nicht durchführen, weil Berlin im Osten schon an der Grenze lag und vermöge seiner überragenden Größe und

alten Beziehungen in das Potsdamer Bezugsgebiet eingreifen mußte. Erschwert wurde die Überwachung auch durch die Hökerei der Soldaten und Soldatenweiber.

Die Beschaffung der wichtigsten Nahrungsmittel: des Brotgetreides, Mehles und Schrotens zur Bier- und Branntweinbrennerei, war durch Magazin- und Mühlenwesen besonders geregelt. Die Mühlenverhältnisse waren schwierig. Wegen des schwachen Gefälles konnte die Havel zwischen Spandau und Brandenburg nicht aufgestaut werden. Man mußte sich in Potsdam mit der Ruthe und dem Bäckesfließ begnügen, die auf dem Hafendamm zwischen der Teltower Vorstadt und Neuendorf und in Glienicke die Haltung von Wassermühlen zuließen. Für die früheren bescheidenen Verhältnisse von Stadt und Amt Potsdam hatten diese Mühlen ausgereicht. Nicht nur als Schrot- Mahl- und Holzschneide-Mühlen, sondern auch für gewerbliche Zwecke, als Lohmühle für die Rotgerber, Gerbermühle für die Weißgerber, Walkmühle für die Tuchmacher und Schleismühle für die Glashütte. Jetzt reichten die Wassermühlen besonders bei niedrigem Wasserstand im Hochsommer, längst nicht mehr aus, zumal die Amtsmühle am Griebnissee den 21 Lissaer Tuchmachern pachtweise überlassen worden war. Eine Windmühle der Stadt war im dreißigjährigen Krieg wieder verfallen. Bei Beginn des starken Baues ließ Friedrich Wilhelm I. drei Windmühlen errichten, denen bald zahlreiche Wind- und Rossmühlen in den Vorstädten und auf den umliegenden Höhen folgten, so daß 1737 sieben, 1746 vierzehn und 1760 im ganzen 20 Windmühlen, in der nächsten Umgebung vorhanden waren, von denen seit einigen Jahren auch die letzten am Heiligen See verschwunden sind.

Zwischen den Amtswassermühlen am Satendamm, auf denen die Potsdamer Bäcker, Brauer und Brenner zwangsweise mahlen und schroten lassen mußten, und den, ihnen nur bei niedrigem Wasserstand aushilfsweise gestattet, Windmühlen war ein ewiger Streit. Aber auch zwischen den Wassermühlen selbst, von denen die Mahl- und Schrotmühlen eine bestimmte Wassermenge vor den Walk-, Gerber- und Schneidemühlen voraus hatten, so daß Tuchmacher und Gerber oft zu Schaden kamen, wenn ihre Ware nicht rechtzeitig gewalkt und gespült werden konnte. (Wassermangel und Nutheregulierung beschleunigen im 19. Jahrhundert den Verfall der blühenden Potsdamer Tuchindustrie). Nicht minder schwierig war wegen des langen Flußufers die Verhütung des Schmuggels. Wie die Lebensmittel so unterlagen fast alle gewerblichen Erzeugnisse und ihre Rohstoffe der Accise, jener großen indirekten Steuer, die den Staatsfäckel füllen mußte. Der große Kurfürst hatte sie aus Holland zur Bestreitung der Heereskosten eingeführt.

Die damals schon gut ausgebildete Fremdenpolizei mußte in einer Residenzstadt, wo man des Hofes wegen, und in einer Garnison, wo man wegen der vielen Desertionen jeden verdächtigen Fremden beobachten mußte, besondere Anforderungen stellen. Ebenso die Gassen- und Feuerpolizei. Wenn aber alle diese Einrichtungen der Magistratsverwaltung trotz des scharfen Auges des Königs und des Eifers des commissarius loci nicht den gestellten Anforderungen entsprachen, so lag dies an der ungenügenden Personalvermehrung und den geringen Gehältern im Zusammenhang mit der Armut der Stadtkämmerei, deren Vermehrung durch die Foundation von 1737 wohl den damaligen Bedürfnissen, nicht aber den zunehmenden späteren, entsprach.

Eine große Wohltat für die Stadt war die großherzige Stiftung des Armenhauses durch den König im Jahre 1773 zur Beseitigung der Straßenbettelei. Vor dem Berliner Tor an Stelle des Gertraud-Hospitals und auf dem Kirchhof wurde ein großes Hospital mit Lazarett und Arbeitshaus (Spinnhaus) errichtet und mit bedeutendem Fond ausgestattet. Ein besonderes Armen-direktorium führte die Verwaltung. Das Bürgerlazarett, das seit 1743 ein Stadtphysikus, seit 1745 auch ein Stadtchirurgus versorgten, war in der alten Glashütte am Sakendamm gewesen. Den Kirchhof hatte der König 1752 vom Hospital vor dem Berliner Tor vor das Nauener Tor verlegt.

Sein Nachfolger schloß auch diesen 1795 und legte den heutigen alten Kirchhof vor dem Teltower Tor an.

Überhaupt hatte sich das äußere Weichbild nach und nach verändert. Noch bestand die scharfe Trennung von Stadt und Vorstädten. Diese waren einquartierungsfrei und wurden nur in der Manöverzeit belegt. Obst- und Gemüsegärten, Maulbeerplantagen und Weinberge bedeckten mehr und mehr das Gelände. Wohnhäuser, Garten- und Ackerscheunen, Lust- und Weinberggehäuser (vielfach zur Sommerwohnung eingerichtet), die den Bürger ins Freie lockten, waren zahlreicher geworden. Holzhöfe, Bauhöfe, Bleichplätze, Ziegeleien und Kalkbrennereien (Ratsziegelei und Töpferkute, jetzt die Villen Ingenheim und Alexander), die Amtsmeierei vor dem Teltower Tor, die Ratsmeierei mit den Viehmästergehöften in der Lennestraße, Bürings Vorwerk (Charlottenhof), die Abdeckerei, Lohgerbereien und Magazine lagen in den Vorstädten.

Aber alle diese Anwesen lagen verstreut im Grünen und zerstörten nicht den ländlichen Charakter. Zahlreiche Windmühlen belebten die Umgebung, die durch die Gärten von Sanssouci mit den Schlössern und dem zur Wasserkunst (die leider mißlungen war) bestimmten Ruinenberge um ein neues Element bereichert war. Unter Friedrich Wilhelm II. kam der Neue Garten im englischen Geschmack dazu. Ackerflächen gab es in allen Vorstädten verstreut, häufig in den „drei Feldern“ (Brandenburger, Nauener und Berliner Vorstadt); in größerem Zusammenhange noch vor dem Brandenburger Tor an der Pirschheide, wo auch die Stadt noch ein Wäldchen besaß. Immerhin war der Acker- und Wiesenbestand noch so groß (etwa 1300 Morgen), daß die Besitzer, zu einer Ackerkommune vereinigt, 1769 eine eigene Ackerordnung erhielten. Unter den Waldbäumen war die Eiche noch weit zahlreicher als heute, auch in der Stadttheide und auf der Höhe des Schraderbergs. Sie wurde vor den Kiefern und Birken an erster Stelle genannt und nicht nur des Holzes, sondern auch der Eichelmast wegen geschätzt. [1723 brachte die Stadttheide 10 Taler Mastgelder, 1734 konnten fast 60 Schock Schweine in den beiden Potsdamer Königlichen Forstrevieren gemästet werden; noch 1755 wurden in der Kurmark und dem Magdeburgischen an 30 000 Schweine für je 1.6 Taler Mastgeld in die Königlichen Heiden getrieben.] Auf der Havel und im Stadtkanal herrschte lebhafter Schiffsverkehr. Eine verpachtete „privative Wasserfahrt“ besorgte den Verkehr von Möbeln und Frachtgütern zwischen Potsdam und Berlin, und 1773 wurde eine Schiffergilde zur Beschaffung der Materialien für die Kgl. Bauten und Gärten errichtet. In der

Berliner Vorstadt (gegenüber der Weissenburger Straße und in der Schiffbauergasse, wo heute die Gasanstalt ist,) waren Schiffbauereien.

Die Ruhe der 70 Entwicklungsjahre der Stadt wurde nur in den Kriegsjahren gestört. Dann fehlte die Garnison, deren Verbrauch auf monatlich 30 000 Tlr. geschätzt wurde, Bau und Gewerbe lagen darnieder, die Bürger mußten Wachtdienst und Rekrutentransporte leisten. Auch die Schrecken des Krieges bekam die Stadt einmal zu kosten, als 1760 die Österreicher nach Berlin und Potsdam streiften. Aber es ging noch glimpflich ab. Der General Graf Esterhazy schonte Stadt und Schlösser und ließ die Russen nicht hinein. Er begnügte sich mit einer Kontribution von 60 000 Talern. Die gesamten Plünderungskosten wurden auf 84 000 Taler geschätzt, die 1767 bis auf 24 256 Taler bereits getilgt waren. Dieser Rest wurde durch 2% der Feuerversicherung in der Stadt, 1¹/₂% der Taxe in den Vorstädten und andere Beiträge aufgebracht. Der König, der die Bürger bei ihrer Bitte um Hilfe „liederliches Gefindel“ genannt hatte, gab nur 2000 Taler. So war die Kriegsnot dank der baldigen Erholung der Stadt schnell überwunden, aber doch ein Vorgeschmack der Notjahre von 1806—08.

Auch Friedrich der Große baute je länger, desto eifriger an der Stadt. Vielleicht hätte er noch die ganze Stadt seines Vaters umgebaut, wenn am 17. August 1786 nicht der Tod seiner rastlosen Tätigkeit ein Ziel gesetzt hätte. Wurde sein Wunsch, auf der Terrasse seines geliebten Sanssouci zu ruhen, auch nicht erfüllt, so konnte ihm keine bessere Stätte bereitet werden, als in der Gruft der Garnisonkirche neben seinem Vater. Hier

unter den von siegreichen Preussischen Soldaten eroberten Fahnen haben die beiden Schöpfer Potsdams ihren richtigen Platz.

4. Niedergang und Wiederaufrichtung (1786—1809).

Auf den Thronwechsel setzte die Bürgerschaft Potsdams große Hoffnungen. Auch an Friedrich Wilhelm II. hatte Potsdam einen gütigen Herrn, dessen sittliche Schwäche in den nicht besonders sittenstrengen Anschauungen jener Zeit vielleicht einige Entschuldigung findet. Seine geistigen Interessen werden häufig übersehen. Für deutsche Dichtung und für gute Musik hatte er viel übrig. Humanen Bestrebungen war er zugänglich. Durch die Befreiung des verdienstvollen, von Friedrich dem Großen in Haft gesetzten, Hofbaurats Manger, dessen Potsdamer Baugeschichte, trotz aller Mängel, grundlegend ist, erwarb sich der neue König gleich anfangs die Zuneigung der Bürgerschaft.

So viel die aus der Unscheinbarkeit hervorgezauberte Stadt auch den beiden großen Herrschern zu verdanken hatte, so lag doch hinter dem äußeren Glanz tiefer Schatten. Das riesige Soldaten-Bürger-Quartier in Schein-Palästen beengte die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit. Der Bürger konnte sich nicht von der Natural-einquartierung befreien, die ihm wie ein Pfahl im Fleische saß und ihn sein Haus nicht verwerten ließ. Und die glänzende Palastfassade wurde ihm als steifes Staatskleid unbequem. Beides waren ursprünglich dankbar empfundene Wohltaten gewesen. Wem Friedrich Wilhelm I.

ein Haus oder die Baumaterialien schenkte, der ließ sich die ständige Naturaleinquartierung willig gefallen; denn anders gab es keine Häuser in Potsdam.

Und wem Friedrich II. das Fachwerkhaus massiv ausbaute, der nahm auch gern die stolze Fassade in Kauf, die zunächst nur ein Schmuck des Hauses war. Aber Wohltat war vielfach zur Plage geworden.

Wer nach Generationen ein Haus erwarb und den Kaufpreis bezahlen mußte, der fühlte nichts mehr von der einstigen Schenkung und empfand die Einquartierung nur als drückende Last. Und wenn die glänzende Fassade reparaturbedürftig wurde, oder der Eigentümer sein Haus ausbauen wollte, so wurde ihm die Fassade zur Last und zum Hemmschuh.

Die Befreiung von der Naturaleinquartierung und von dem Fassadenzwang mußte daher der lebhafteste Wunsch der Bürgerschaft sein. Aber er ging nicht in Erfüllung.

Den Fassadenzwang, der noch bis in die letzten Tage des großen Königs zum Ruhm und Glanz der Stadt beigetragen, konnten die Nachfolger unmöglich aufheben. Sie hätten denn das große Werk ihres Vorgängers der Zerstörung preisgeben müssen. Vielmehr erließ auf Spezialbefehl des Königs am 31. August 1787 das Oberhofbauamt jenes bekannte, noch heute Gegenstand des Streites bildende, Publikandum, das den Bürgern streng verbot, an den Fassaden und Zieraten zu ändern, wie sich bereits einige erdreistet hätten. Unbemittelten Eigentümern wurden Reparaturen auf königliche Kosten versprochen.

Besonders häufig war der Wunsch, die hohe Attika der Häuser zu einem dritten Geschos auszubauen oder

eine Attika zur Vergrößerung des Hauses zu schaffen. Hier kam der König den Bürgern gern entgegen und baute zahlreichen Häusern auf seine Kosten die Attika aus.

Auch von der Naturaleinquartierung konnte die Stadt sich nicht befreien und mußte sich mit einer Erleichterung begnügen.

Noch galt die alte Quartierrolle von 1750, nach der 4630 Mann in 1083 Bürgerhäusern, (je 6 in 256, je 4 in 745, je 2 in 82 Häusern) lagen. Dazu 856 Beweibte in Kasernen. Allmählich war die Verteilung auf die Bürgerhäuser ungleich geworden. Viele hatten ihre „Kaserne“, das Nebenhaus, für die Einquartierung ausgebaut und jetzt zwei Häuser, von denen das eine einquartierungsfrei blieb. Nicht nur diese Ungleichheit, sondern auch die Last an sich, war den Bürgern ein Gegenstand der Unzufriedenheit geworden. Wenn auch die Bettunterhaltung mit jährlich 8000 Talern von der Kurmark, das Garnisonholz mit 6324 Klaftern, der Offiziersservice mit 7604 Talern, von der Generalkriegskasse getragen wurde, so blieb das Halten des Bettstrohes, der Hand- und Tischtücher, das Waschen von Tisch- und Bettzeug, der Schlaglohn, die Anfuhr und das Kleinhauen des Holzes, die Gewährung von Licht, Aufwartung und Kochgerät so erheblich, daß man die Last auf jährlich 60000 Taler für die Stadt schätzte und die Entwertung eines Hauses auf jährlich 50 Taler. Bei gerichtlicher Taxe eines Mittelhauses wurden 40 Taler jährlich für Einquartierung abgezogen, so daß eine Entwertung von 1500 Talern auf 700 Taler eintrat. Mancher Handwerker mit unzureichendem Erwerb ließ sein Haus im Stich und wanderte aus oder zog in das Armenhaus.

Zur Abhülfe wurde 1787 die Aufhebung der Natural-einquartierung, der Bau einer großen Kaserne für 1200 Mann vor dem Nauener Tor, die Belegung der alten Kasernen mit Kameradschaften zu einem beweibten und 4 unbeweibten Soldaten, die allgemeine Einführung der Servicesteuer vorgeschlagen. So geneigt der König auch anfangs war, eine Kaserne zu bauen, so drangen doch schließlich die Bedenken der Bataillons-Kommandeure durch, die in den Kasernen gehässige Kerker erblickten, aus denen der Soldat möglichst entfliehen würde. Das Beispiel Potsdams als der ersten Garnison in allen Preussischen Staaten würde Erstaunen und Schrecken in der ganzen Armee verbreiten.

Nach dem Gutachten der Stabsoffiziere wurde denn auch in dem Regulativ vom 25. Juni 1787 nur einige Erleichterung gewährt. Der Bürger erhält die Freiheit, seine Einquartierung auszumieten; der König übernimmt den Schlaglohn des Holzes mit 7905 Talern, sowie den Unterhalt der Möbel und des Geschirres, Licht, Bettstroh und Waschkosten mit 13 44. 7. 6 Talern jährlich.

Bestehen blieb jedoch die Naturaleinquartierung, die nach wie vor den kleinen Bürger als „Kasernenbürger“ erscheinen ließ und in der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit hemmte. Bezeichnend ist auch jetzt noch, daß eine Stube nur dann „ordonnanzmäßig“ ist, wenn vier Soldaten darin schlafen und auf ihren Wollrädern spinnen können.

Das Verhältnis der Militärgemeinde zur Zivilgemeinde zeigt am besten das Jahr 1778, als nach dem Ausmarsch der Garnison zum Bayrischen Erbfolgekrieg in Potsdam 1156 Soldaten-Weiber und 1228 -Kinder (in Berlin 5013+6575) zurückblieben. Die unter eigener Gerichtsbarkeit stehende Militärbevölkerung betrug

danach etwa 9000 Köpfe gegen 19 500 Zivilpersonen. Reichlich jeder vierte Einwohner war Soldat und fast jeder dritte gehörte zur Militärbevölkerung.

In Spandau war 1784 folgendes Verhältniß: von 6690 Einwohnern 4484 Zivil- und 2206 Militärpersonen und unter diesen 1207 Soldaten.

Garnisonstadt war Potsdam also geblieben. Die Ingenieur-Akademie, die in dem früheren Logis des Prinzen von Preußen am Neuen Markt eingerichtet wurde, sorgte für die Erhaltung des alten Rufes Potsdams als Pflanzschule der Armee. Und eine von Friedrich Wilhelm III. eingerichtete Junkerschule (jetzt Polizeidirektionsgebäude) unter Scharnhorsts Leitung wurde Vorbild für gleiche Schulen.

Die starke Garnison hatte auf die Sittlichkeit der Stadt keinen guten Einfluß. Abgesehen davon, daß nur ein Fünftel der Soldaten heirateten, und die übrigen sich mit geduldetem Konkubinat begnügen mußten, war der größte Teil der Dienstboten liederlich, und die Sittlichkeit der Familien durch die Einquartierung gefährdet.

Auch der Potsdamer Bürger erfreute sich keines guten Rufes; während zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten ein besonders großer Mensch „Potsdamer“ genannt wurde, wendet man diese Bezeichnung zu Ende des Jahrhunderts wenig schmeichelhaft auf einen prahlerischen, rechthaberischen, in den Tabagien vorlauten, Menschen an.

Die Bedeutung der französischen Kolonie war in Potsdam, wie andernwärts, verblaßt. Hatte sie doch auch die Erwartungen, die für die Industrie an sie geknüpft worden waren, nicht in vollem Maße erfüllt. Unerheblich war die Emigration während der französischen Revolution. Nur wenigen Emigranten wurde der

Aufenthalt unter der Bedingung der Ansiedelung gestattet, so dem früheren französischen Gesandten in Berlin, Comte de Moustier, der Templin kaufte. Vorübergehend fanden auch emigrierte Nonnen in der Priesterstraße Aufnahme.

Der Tod Friedrichs des Großen hatte zunächst nichts an dem Charakter der Stadt Potsdam geändert. Es blieb auch die bevorzugte Residenz. Der neue König, der eine Vorliebe für die reizende Lage des Heiligen Sees hatte, baute sich ein mit Marmor verziertes Schloß an dem von ihm zusammengekauften, aus Gärten und Weinbergen bestehenden westlichen Ufer des Heiligen Sees, das er in einen großen, von Alleen durchzogenen Garten, den „Neuen Garten“ umwandelte. Dem infolge kalter Jahre schon stark geschädigten Weinbau Potsdams wurde dadurch noch mehr Abbruch getan. Das Schloß verband der König über Schwanenbrücke und Glienicker Brücke (deren Zugang jetzt die neue Königstraße wird) mit Berlin durch die erste Chaussee in Preußen. Die manchmal fast neunstündige Fahrt mit der Journalière, die seit 1754 als besondere Fahrpost neben der gewöhnlichen zweimal täglich zwischen Berlin und Potsdam für 16 Groschen fuhr, wird dadurch erheblich abgekürzt worden sein.

Den humanen Anschauungen Friedrich Wilhelms II. verdankt Potsdam die dringend notwendige Reform des Großen Waisenhauses. Die Versuche, einen Teil der Zöglinge aufs Land auszutun und dadurch ihre Gesundheit zu kräftigen, waren erfolglos geblieben. Die Ausnützung war dort die gleiche; ja, viele Knaben kamen zu Krüppeln geschlagen zurück. Als 1795 die traurigen Kontrakte mit den Entrepreneurs abliefen, wurden sie

nicht erneuert. Die Gewerbe- und Nebenbetriebe wurden abgeschafft, die Hautboistenschule geschlossen. Der Etat wurde auf 600 Kinder in der Anstalt beschränkt, für deren gesunde Unterbringung jetzt die Räume ausreichten. Mehr körperliche Bewegung und Rückkehr zu besserem Schulunterricht waren die Ziele der von dem wackeren Feldpropst Kletschke angestrebten Reformen und der Ausgangspunkt einer neuen, besseren Zeit für diese noch heute bedeutungsvolle Anstalt. Um deren Mitaufsicht hatte der General von Rodich große Verdienste, ein Mann, der von der dankbaren Stadt als mannigfacher Wohltäter durch ein Marmor-Gedenkbild im Rathaus geehrt wurde. Als Oheraufseher des Stadt-Armenhauses, Schöpfer des Leihhauses (Lombard) im Waisenhaus und besonders bei der Neuregelung der Einquartierung wurde er durch verständnisvoll vermittelnde Tätigkeit den Interessen der Zivilbevölkerung gerecht. Das Pagen-Institut und das Offizierstöchter-Institut erfreuten sich seiner Leitung und Fürsorge.

Potsdam behielt seinen namhaften Anteil an der märkischen Industrie, nur noch stärker verschoben zugunsten der Textilindustrien. Tuchfabrikation und Seidenindustrie blieben in Aufwärtsbewegung; wurden aber zusammen von der Baumwolle erreicht, die eine immer größere Bedeutung erlangt (1795 hat Potsdam Webstühle: 252 für Seide, 97 für Wolle, 91 für Leinen und 350 für Baumwolle. Doch fallen $\frac{2}{3}$ der Stühle in Leinen und Baumwolle auf die Webertolonie Nowawes). Großen Umfang gewann die Fabrikation von englischem Leder (durch Gebr. Wallis aus England eingeführt) und englischer Sättel. Daneben bestanden teils ältere, teils neuere Manufakturen in Bleistiften, Elfenbein,

Fayence, Lackierten Waren, Metallknöpfen, Nähadeln, Tapeten, Öfen, Pfeifen, Instrumenten-Draht. Die Schocksche Tabaksmanufaktur von 1738 behauptete ihren Ruhm, [Die Witwe des jüngeren Schock heiratete den Rabinettsrat Mencken, der, wie fast alle Rabinettsräte seit Friedrich Wilhelm I., in Potsdam ansässig war und das Lehngut Cladow erwarb. Ihre Tochter Minchen wurde Bismarcks Mutter. Im Garten des Hauses Eisenhartstraße 9 erinnern noch einige Linden an ihre Jugendzeit, als sie mit dem Kronprinzen (dem späteren König Friedrich Wilhelm IV.) dort spielte.] Dagegen hatte die mit dem Waisenhanse verbundene Ranten- und Blondensfabrik erheblichen Rückgang, während die Broderie- und die Gold- und Silberdraht-Manufaktur ganz eingegangen war. Eine Fabrik englischer Stöcke und Peitschen hatte lebhafte Ausfuhr bis nach Indien, ging aber bald wieder ein. Die Aufwärtsbewegung der Potsdamer Industrie dauert noch bis 1806. Im Jahre 1805 waren 1979 Personen an 877 Stühlen beschäftigt und lieferten für über eine Million Taler an Fabrikaten (Nowawes wieder eingeschlossen).

Ganz besonderer Gunst des Königs hatte sich die Spanische Tuchfabrik des Kommerzienrats Tamm zu erfreuen. Schon sein Vater hatte Tuchlieferungen für das Heer und ein Privileg auf spanische Tuche (eine besondere Gattung feiner Tuche aus spanischer Wolle, deren Zucht schon Friedrich II. durch Einfuhr von Merinoschafen gefördert hatte) unter Friedrich Wilhelm I. gehabt. Der Sohn, der sich 1783 dem Thronfolger durch Überlassung des eben erst ersteigerten Gartens des Kaufmanns Punschel am Heiligen See, wo er mit einem andern Garten sich einen Landsitz schaffen wollte, gefällig erwies

hatte, (als König baute Friedrich Wilhelm II. dort das Marmorpalais), erhält 1792 Häuser und Vorschüsse zum Betriebe einer großen Fabrik in der Friedrichstraße und am Kanal (Nr. 12). Diese Fabrik überdauerte den Zusammenbruch von 1806, weil sie reichliche Lieferungen für Militärtuch bekam. Tamm hatte sich das Anwesen des Landjägers Schiedemann am Ende der alten Königstraße (seit 1907 bebaut) zu einem Herrensitz umgebaut, den er 1798 seiner Tochter, der Kommerzienrätin Hesse vererbte, während sein Sohn, der Kanonikus Tamm, sich den Landsitz Templin (vor Caputh) kaufte.

Wegen der bedeutenden Spanischen Tuchfabrik und der Zunahme der Seidenfabrikation wurde 1793 in Potsdam ein besonderes Fabrikengericht innerhalb des Magistrats gebildet mit beschleunigtem und vereinfachtem Verfahren in Streitigkeiten zwischen Fabrikanten und ouvriers (Vorläufer der heutigen Gewerbegerichtsbarkeit.)

Neben allen diesen Erscheinungen einer weiteren Aufwärtsbewegung der Stadt werden aber Klagen über bedenklichen Rückgang des bürgerlichen Wohlstandes laut. Der Wohlstand war, wie das gewerbliche Leben Potsdams überhaupt, nicht auf natürlichen Grundlagen allmählich erwachsen, sondern an die fieberhafte Bautätigkeit und das merkantilistische System des großen Königs geknüpft. Der Wohlstand hatte in den 1770er Jahren seinen Höhepunkt gehabt. Die aufstrebende Zeit nach dem siebenjährigen Kriege war für Potsdam die Zeit der höchsten Blüte gewesen. Der Nachfolger des großen Königs baut zwar auch noch, aber der systematische Ausbau der Straßenzüge fällt fort. Hier und da größere Bauten, wie das Marmorpalais, das Haus für den Kammerer Riez und seine Frau, die Maitresse des Königs,

oder das Schauspielhaus, das die Stadt der Huld des freigebigen Königs verdankte, sonst im wesentlichen: Ausbau des Attikageschosses und der Hintergebäude an vielen Friedericianischen Häusern.

Noch werden nicht unerhebliche Mittel verbaut, aber die Arbeitslöhne sind sehr gestiegen, und das schon damals beklagte Submissionswesen gibt den zahlreichen, von den beiden vorigen Königen zum Teil fast zwangsweise angesiedelten, Bauhandwerkern nicht gleichmäßig Lohn und Verdienst. Unsolide Elemente drängen sich vor und schädigen das reelle Handwerk. Mancher Baugewerksmeister endet im Armenhause, das Friedrich Wilhelm II. bedeutend vergrößerte und mit eigener Kirche versah.

Auch die Verhältnisse der Stadtverwaltung konnten bei den kärglichen Einnahmen der Kämmerei, denen stets wachsende Bedürfnisse gegenüber standen, und bei dem fühlbaren Niedergange der Stadt nicht besser werden. Für das Magistratskollegium, das in keinem guten Ruf stand, wird ein Brand der Nikolaiirche 1795 zum Verhängnis. Der König sah selbst auf der Brandstelle mit höchstem Unwillen, wie die mangelhafte Einrichtung der kopflos geleiteten Feuerwehr mehrere Häuser am Markt dem Feuer nicht entreißen konnte und das Rathaus gefährdete. Der Polizeidirektor wird versetzt, der Polizeibürgermeister kassiert, das Kollegium einer Reform mit neuen Geschäftsinstruktionen unterworfen. Fast wichtiger war — und das wurde dankbar anerkannt —, daß der König durch Einrichtung einer Salarienkasse und einen jährlichen Zuschuß von 1970 Talern aus seiner Dispositionskasse die Gehälter der Magistratsmitglieder zwar nicht zu glänzenden machte, aber von dem unsichern Aufbau auf die schwankenden Sportelanteile befreite, den Beamten

eine gesichertere Existenz und damit eine größere Schaffensfreudigkeit gab.

Friedrich Wilhelm III. war der erste geborene Potsdamer Bürger des Hohenzollernhauses. Sein Vater hatte 1764 als Prinz von Preußen das stattliche Krumbholz'sche Haus am Neuen Markt, das jetzige sog. Rabinettshaus, bezogen und später das benachbarte Lehmann'sche Haus an der Schwertfegerstraße dazu gemietet. Hier wurde am 3. August 1770 der Thronfolger geboren. Er teilte die Vorliebe seiner Vorfahren für Potsdam und seine schöne Umgebung. Im Stadtschloß hat er, der eifrige Soldat, gewohnt, auf der stillen Pfaueninsel und in dem schlichten Gutshause von Paretz. Im Gegensatz zu seinem Vater einfach und sittenstreng gab er mit seiner jungen Gemahlin, der unvergeßlichen Königin Luise, ein Vorbild glücklichen und tugendhaften Familienlebens. Sein Vorbild war auch für die sittlich durchaus nicht rühmenswürdigen Zustände Potsdams nötig.

Besonders wurde über Sittenverderbnis der Dienstboten geklagt, eine Folge der langen und starken Einquartierung der mit recht fragwürdigen Elementen gemischten Soldaten. Auch über den wirtschaftlichen Niedergang der Stadt wurde um die Wende des Jahrhunderts geklagt. Der Bau auf königliche Kosten hatte aufgehört, die Bauhandwerker verarmten. Viele zogen fort. Die Einwohnerzahl ging zurück.

Die Bürgerschaft litt wirtschaftlich unter der Nähe Berlins und wiederholte eine schon früher ausgesprochene Bitte, durch Verlegung von Landeskollegien, besonders der Oberrechnungskammer, der Stadt aufzuhelfen. Noch erfüllte der König diesen Wunsch nicht, besserte aber, wie sein Vater, wenigstens an der Kämmerei. Er kaufte

1803 das Rämmereigut Falkenrehde für seine Chatulle zum mehr als doppelten Ankaufspreis (150 000 Taler) an und vermehrte durch die heute noch gezahlte Kaufrente (5%) mit 7500 Talern (gegen höchstens 3500 Taler bisherigen Pachtzins) den Fond für die Gehaltsaufbesserungen der Beamten erheblich.

Wenige Jahre später brach das furchtbare Unglück des Vaterlandes auch über Potsdam vernichtend herein. Nach der Schlacht bei Jena kamen die Franzosen. Der tröstliche Wunsch der flüchtenden Königin, die beim Pferdewechsel am Potsdamer Posthause den geängstigten Bürgern zurief: „es wird noch alles gut werden,“ sollte nicht erfüllt werden. Eine Bürgergesandtschaft, die den Franzosen entgegenritt, um gnädige Bedingungen zu erreichen, mußte enttäuscht heimkehren; eine gleiche im Jahre 1807 wurde von Napoleon nicht vorgelassen. Zwar nahm auch Napoleon, der eine Nacht im Stadtschloß wohnte und seiner Bewunderung für Friedrich den Großen Ausdruck gab, nur einige persönliche Andenken mit und ließ von den Kunstschätzen nur verhältnismäßig wenige Stücke nach Paris bringen (die 1814 wieder zurück geschafft wurden); zwar blieben Plünderungen dank der französischen Mannszucht nur vereinzelt; zwar tat der menschenfreundliche Gouverneur General Bourcier das Möglichste, um der Stadt ihre Last zu erleichtern (er drang z. B. auch nicht auf die Auslieferung der heimlich verborgenen preussischen Kriegsgefangenen, deren Geheimhaltung er mit dem Tode bedrohen mußte); zwar wurde die Kriegführung der Franzosen im ganzen als human gerühmt — aber an Stelle früherer Kriegsgreuel trat die Verproviantierung in Feindesland in Gestalt systematischer völliger Auspressung des Landes und so auch unserer

mühsam zu leidlichem Wohlstand gebrachten Stadt. Potsdam hat mit am meisten unter der Fremdherrschaft zu leiden gehabt.

Auf die Trümmer des Preussischen Heeres, dessen stolze Garde Potsdam bisher beherbergt, folgten französische Einquartierungen und Durchmärsche und Transporte preussischer Gefangenen, bis schließlich das Hauptkavalleriedepot der Franzosen auf über zwei Jahre nach Potsdam verlegt wurde. Waren auf dem Durchmarsch 4500 Pferde auf den Plätzen der Stadt untergebracht worden, so mußte jetzt für Pferde bis zu 12000 Stück und eine Garnison bis zu 6000 Mann Unterkunft geschaffen werden. Der lange Exercier-Stall, die Heilige Geistkirche und die Französische Kirche, wurden in Pferdeställe verwandelt (die Nikolaikirche war nach dem Brande von 1795 noch nicht wieder aufgebaut; die Garnisonkirche blieb dem Gottesdienst vorbehalten). An der Stadtmauer wurden Baracken gebaut für die Pferde. Fortwährende Truppendurchmärsche und Transporte hielten die Stadt in Unruhe. Viele Kranke lagen in Lazaretten und Baracken, die ebenso wie Magazine um die Stadt gebaut wurden.

Die Garnisonstadt Potsdam war den Franzosen zur starken Einquartierung sehr willkommen. Stadt und Umgebung mußten für die teilweise Verpflegung der Truppenmassen und Pferde sorgen. Die Naturallieferungen wurden zunächst selbst geleistet, dann aber an jüdische Lieferanten vergeben, zu deren Bezahlung freiwillige und Zwangsdarlehen von den wohlhabenden Kaufleuten, von den Gewerken und einzelnen Bürgern aufgenommen und dann für 280 000 Taler 5% Schuldverschreibungen ausgegeben wurden. Diese Obligationen hatten etwa 70% Kurs (in

Berlin 50%), der in den hohen Preisen der Rechnungen zum Ausdruck kam.

Fast mit der Hälfte der Obligationen, nämlich 114 900 Talern, wurde der Schuzjude Bacher Berend für seine Lieferungen bezahlt.

Daneben liefen die regelmäßigen Kontributionen und Festungsverpflegungsgelder, die von den Bürgern zu entrichten waren. Die Stadt hatte zur Tilgung der Stadtschuld eine für die märkischen Städte vorbildliche Kommunaleinkommensteuer eingeführt, die sog. Kommunalportion, die das Einkommen von 50 zu 50 (später von 100 zu 100) Talern Einkommen in steigenden Sätzen von 2—5% erfaßte. Aber bald ermattete die Steuerkraft der Bewohner, von denen viele ihre Häuser verließen, so daß die Stadt sie verwalten mußte. Stadt und Armenhaus waren von bettelnden Soldatenweibern und Kindern gefüllt. Beim Ausmarsch 1806 waren 773 Soldatenweiber mit wenigstens 1500 Kindern zurückgeblieben; 1809 gab es 500 Soldatenwitwen und 477 Ehefrauen von Militär-Invaliden. Die Hälfte dieser 977 Weiber bettelte, und von den im ganzen 6000 Armen konnten sich höchstens 4000 kümmerlich durch Betteln ernähren. Die Stadtschulden aus dieser Zeit betragen mit aufgelaufenen Zinsen noch 1811 über 300 000 Taler. Außer dem wurden die gehaltenen Einquartierungslasten auf 1 178 000 Taler, die erpreßten Gelder auf 200 000 Taler, also im ganzen die Kriegskosten auf über 2½ Millionen Taler, geschätzt.

Bald nach dem Einmarsch der Franzosen hatte sich ein Komitee aus 12 Bürgern gebildet, um mit einer Kammerkommission zusammen den Magistrat zu unterstützen, der den auf ihn einstürmenden schweren Anforderungen nicht gewachsen war. Besonders der Kriegsrat

Bonsery, ein der französischen Sprache mächtiger und gewandter Mann, leistete als Unterhändler wichtige Dienste. Wie in anderen Städten, so bemühte man sich auch in Potsdam, vielleicht zu sehr, den Franzosen entgegen zu kommen, erreichte aber dadurch vielleicht eine glimpflichere Behandlung. Der Magistrat nannte sich den französischen Behörden gegenüber „municipalité“. Die Franzosen gaben auch den Anstoß zur Ausführung des schon vorbereiteten Planes, die Häuser in den einzelnen Straßen zu numerieren, während bisher nach den Nummern des Hypothekenbuches durch die ganze Stadt gezählt worden war. Eine Aufforderung an die Bürger, dem Wunsche des französischen Kaisers entsprechend, eine Nationalgarde zu bilden, hatte jedoch keinen Erfolg. Nur ein einziger Bürger erklärte sich bereit. Dafür mußten aber die Bürger gemeinschaftlich mit den französischen Soldaten anstrengenden Wachtdienst üben, den sie nach Abzug der Franzosen (Dezember 1808) bis zur Rückkehr der Preussischen Garnison (April 1810) unter schweren persönlichen Opfern allein übernahmen, wie auch früher in Kriegs- und Mobilmachungszeiten.

Raum hatten die Franzosen die ausgesogene und verarmte Stadt verlassen, so wurde die Städte-Ordnung vom 19. November 1808 eingeführt, eine der großen Reformen des Freiherrn von Stein, die den niedergeschmetterten Staat wieder aufrichten sollten. An Stelle der auf die einzelne Stadt zugeschnittenen Stadtordnung, wie sie für Potsdam die Reglements von 1722, 1737, 1795 darstellten, trat jetzt eine gleichmäßig für die ganze Monarchie erlassene Ordnung, ein Zeichen, daß der Staatsgedanke den einzelnen Städten gegenüber durchgedrungen war. Der Stadtbürger war zum Staatsbürger geworden.

An ihn konnte der Staat jetzt auch andere Anforderungen stellen und seinen Gemeinfinn beanspruchen, der in der harten Schule der Kriegsjahre mächtig geweckt war. Die Städte erhielten in der Versammlung der Stadtverordneten die erste wirkliche Vertretung der Bürgerschaft, der großherzig die Verwaltung und Gesetzgebung der Stadt anvertraut wurde, und deren Beschlüsse der Magistrat auszuführen hatte. Vorher hatte es eine Repräsentation der Bürgerschaft nicht gegeben. Die 21 Gewerksältesten, die Vertreter der 4 Gewerke (Fleischer, Kürschner, Schneider und Tuchmacher) und die 4 bestellten Stadtverordneten waren nur gelegentlich gehört worden in eigentlichen Bürgerschaftssachen. Die im Kommunaldienst schon erprobten Mitglieder „der Bürgerkomitee“ wurden fast alle zu Stadtverordneten und Stadträten gewählt.

Die Teltower Vorstadt, soweit sie nicht das Domänen-Vorwerk (seit 1813 Rittergut) Potsdam darstellte, und die in den übrigen Vorstädten verstreut liegenden Amts-äcker wurden eingemeindet. Die innere Stadt und die Vorstädte wurden in je 6 Bezirke eingeteilt, deren Vorsteher eine wichtige Stütze für den Magistrat wurden und teilweise polizeiliche Aufgaben erfüllen sollten. Innerhalb der Bezirke wurde die auf sie verteilte Zahl der Stadtverordneten in umständlicher Weise durch Ballotage gewählt. Im ganzen hatte Potsdam, das mit Berlin, Frankfurt a. O. und Brandenburg zu den großen Städten der Kurmark gehörte, 60 Stadtverordnete und 24 Stellvertreter zu wählen, von denen $\frac{2}{3}$ aus Hausbesitzern bestehen mußte und zu denen tatsächlich 81 Hausbesitzer und nur 3 Mietbürger gewählt wurden. So deckten sich damals noch fast die Begriffe Bürger und Hausbesitzer. Die Wahlen wurden mit großem Ernst und Eifer be-

trieben. Die Versammlung der Stadtverordneten wählte zu ihrem Vorsteher den um die Gründung der Leipziger Buchhändlerbörse verdienten Buchhändler Horvath und Ende März 1809 die 12 unbesoldeten und 6 besoldeten Stadträte. So überwog auch im Magistrat das Element der Selbstverwaltung.

Stadtgericht und Polizeidirektion wurden als königliche Behörden ganz von dem Magistrat abgetrennt.

Am 3. August 1809, dem Geburtstag des Königs, fand die feierliche Einführung und Vereidigung der neuen städtischen Körperschaften in der Garnisonkirche mit Festgottesdienst statt. Abends folgten ein großer Ball im Schauspielhause mit 900 Teilnehmern, andere Bälle, Erleuchtungen und Feuerwerk.

Mit Recht wurde dieses Fest gefeiert. Denn kaum eine andere Stadt war bisher so am Gängelbände bevormundet worden, wie Potsdam, das Schoßkind der Hohenzollern.

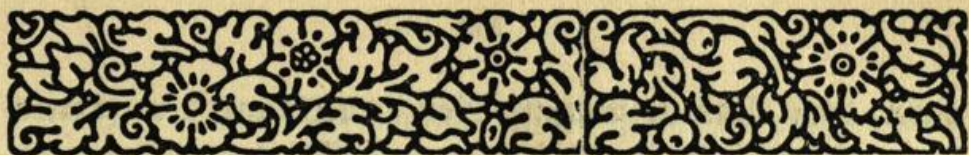
Aber während 1723 und 1737 die neue Stadtordnung die Vollendung des äußeren Aufbaues war, wurde die Städteordnung der Ausgangspunkt und die Grundlage für die Wiederaufrichtung der schwer heimgesuchten Stadt. Und schwer war diese Aufgabe für das neue Stadtregiment. Die blühende Industrie war dauernd vernichtet, das Militär noch nicht heimgekehrt, das Bauwesen lag darnieder, der Hofhalt war eingeschränkt.

Da mußte sich die Stadt nach Hülfe umsehen. Schon 1807 hatte die Bürgerschaft den König, wenn auch vergeblich, um Verlegung der Universität Halle nach Potsdam gebeten. Der König vergaß aber die Stadt nicht und verlegte im Sommer 1809 die neu gebildete Kurmärkische Regierung nach Potsdam und, als 1816

wieder ein Teil nach Berlin zurück kam, auf wiederholte Bitte der Bürgerschaft 1817 auch die Oberrechnungskammer. Beide Behörden brachten einen soliden, zum Teil wohlhabenden Zuzug von über 300 Familien. Damit begann eine neue Wendung für Potsdam: aus der Manufakturstadt ist neben der alten Residenz- und Garnisonstadt eine Beamtenstadt geworden, deren Bedeutung mit dem Wachsen und der Vermehrung der Behörden zugenommen hat.

Hervorragende Beamte, darunter der verdienstvolle Oberpräsident von Bassewitz, machen sich um die Stadt verdient und werden Ehrenbürger der Stadt.





Drittes Kapitel.

Politische und wirtschaftliche Entwicklung unter der Selbstverwaltung (1810—1910).

1. Innere Sammlung (1810—1860).

Der Abzug der Franzosen hatte seit 1809 den Druck der Last wohl gemildert, aber nicht beseitigt.

Die Befreiungskriege brachten dann neue Lasten und große Opfer an Gut und Blut, die von der Bürgerschaft willig getragen wurden. An das große Lazarett, das hier eingerichtet und zum Teil durch Liebestätigkeit unterhalten worden, für Verwundete aus den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, erinnert heute noch das große Denkmal am Eingange des alten Kirchhofs. Die dankbare Stadt Potsdam errichtete es am 18. Oktober 1815 für 2000 dieser tapferen und siegreichen Vaterlandsverteidiger, die in dem hiesigen Lazarett ihren Wunden erlegen waren.

Ebenso ehrte die Stadt 1889 auf demselben Kirchhof durch ein Denkmal das Andenken der Heldenjungfrau Eleonore Prochaska, (Potsdamer Soldatenkind und Zögling des Militärwaisenhauses), die als Lüzkower Jäger

unter dem Namen August Renz unerkannt dem Vaterlande diente und, im Gefecht an der Göhrde zu Tode verwundet, am 5. Oktober 1813 starb.

Die Kriegsjahre hatten den Wohlstand der Stadt vernichtet, ihr wirtschaftliches Dasein im Innersten erschüttert; es bedurfte für die Bürgerschaft der geduldigen, zähen Arbeit zweier Menschenalter, um die erlittenen Verluste allmählich auszugleichen und der ferneren Entwicklung des städtischen Lebens einen neuen, gesunden Boden zu schaffen. Obwohl Handel und Gewerbe auf Jahre hinaus darniederlagen, die Armenlast außerordentlich gestiegen war, obwohl die Kriegsschulden die Stadt zu Boden zu drücken drohten, gingen doch die städtischen Behörden im Verein mit der Bürgerschaft eifrig und zuversichtlich daran, den von der Städteordnung ihnen zugewiesenen neuen Aufgaben gerecht zu werden. Wie der preussische Staat, so mußte auch die Stadt während der nächsten Jahrzehnte vor allem darauf bedacht sein, ihre zerrütteten Finanzen zu ordnen, insbesondere sichere Einnahmequellen zu erschließen. Aber diesem Bestreben stellten sich zunächst fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen in einem Gemeinwesen, dessen Bewohner größtenteils verarmt, dessen wichtigste Gewerbe — bis auf unbedeutende Überreste — dem Untergang verfallen waren, wo eine fast hundert Jahre lang blühende, von den preussischen Königen wirksam geförderte Bautätigkeit nahezu gänzlich aufgehört hatte.

Wenn auch König Friedrich Wilhelm III. der Stadt sein unveränderliches Wohlwollen bewahrte und wiederholt helfend eingriff, so vermochte er doch — angesichts der allgemeinen Lage des Staatswesens — unmittelbare Unterstützung in dem Maße, wie seine Vorgänger, nicht zu

gewähren. Die Bürgerschaft war jetzt im wesentlichen auf sich selbst angewiesen. Schon oben (Seite 114) wurde darauf hingewiesen, wie schwer gerade Potsdam durch den Druck der Kriegsjahre, die französischen Erpressungen, die Einquartierungslasten, den allgemeinen Stillstand im Wirtschaftsleben betroffen wurde. Zahlreiche, ehemals wirtschaftlich selbständige, Bürger verarmten; viele Hausbesitzer sahen sich außerstande, die zur Unterhaltung der Häuser erforderlichen Mittel ferner aufzubringen, und gaben ihre Häuser preis. Hunderte von Frauen und Kindern der Soldaten, die in den Feldzügen geblieben waren, fielen der öffentlichen Armenpflege zur Last; die Straßenbettelei nahm in Potsdam derartig überhand, daß in der Stadtverordnetenversammlung wiederholt Klage darüber geführt wurde. Bezeichnend für den während der ersten Jahre nach den Befreiungskriegen herrschenden Notstand ist es, daß 1816 in Potsdam, einer Stadt von etwa 17000 Einwohnern, immer noch gegen 6000 Arme gezählt wurden. Dieser Not nachhaltig zu steuern, war die Stadt bei ihren geringen Mitteln nicht imstande; sie erhielt vom König regelmäßig auf das zu Beginn jedes Winters von den Stadtverordneten eingereichte Gesuch eine gewisse Menge Brennholz, das aus den königlichen Forsten der Umgebung geliefert wurde. Zu den wenigen festen Einnahmen der Armenverwaltung gehörte damals der vom Polizeidirektor Flesche ihr jährlich in Höhe von etwa 100 Talern überwiesene Teil der Erträge des Potsdamschen Wochenblatts. Derselben Quelle entstammte übrigens ein für den allgemeinen Etat der Stadtkämmerei bestimmter jährlicher Beitrag von 300 bis 400 Talern. Als im Jahre 1829 die Armendirektion sich besonders großen Schwierigkeiten gegenüber sah, forderten die Stadt-

verordneten die wohlhabenden Bürger auf, freiwillige Beiträge zu leisten; doch war der Erfolg beschämend gering.

Obwohl hiernach ein erheblicher Teil der Einwohner für die Zwecke des städtischen Haushalts als leistungsunfähig ausscheiden mußte, gelang es im Laufe der nächsten Jahrzehnte den städtischen Behörden doch, die Einnahmen der Rämmerie beträchtlich zu steigern. Während noch 1801 die Rämmerieeinnahme 6303 Taler betragen hatte, belief sich 1820 bereits auf 36 876 Taler, 1836 auf 89 874 Taler, 1850 auf 133 338 Taler. Allerdings diente diese Einnahmegrößtenteils zur Verzinsung und Amortisation der Schulden, welche die Stadtgemeinde selbst während der Kriegsjahre hatte aufnehmen müssen. In einem langwierigen Prozeß versuchte die Stadt, teilweise Ersatz vom Fiskus zu erlangen, doch wurde sie in zweiter Instanz mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Abgesehen hiervon, mußte die Stadt, um die Kosten der Truppendurchzüge, Einquartierungen und Kriegskontributionen aufzubringen, umfangreiche Darlehen bei der Provinz und bei privaten Gläubigern aufnehmen. Im Jahre 1823 wurde der Anteil Potsdams an der auf die Städte der Kurmark repartierten Kriegskontribution auf 56 255 Taler berechnet. Noch im Jahre 1850 wurden an Provinzialkriegsschuldensteuer in Potsdam jährlich 8411 Taler erhoben. Die Gesamtschulden der Stadt, aus freiwilligen Anleihen, Zwangsdarlehen, Obligationsanleihen (zu 5%) zusammengesetzt, beliefen sich 1816 auf rund 230 000 Taler. Zu dieser Zeit hatte Potsdam eine Zinsen- und Kriegsteuerlast von jährlich 66 400 Talern aufzubringen.

Den erwähnten Verbindlichkeiten standen verhältnismäßig geringe, zum Teil unsichere Einnahmen gegenüber. Potsdam war nicht, wie andere märkische Städte, in der

günstigen Lage, den Ertrag städtischer Forsten und sonstiger Ländereien als ständigen Einnahmeposten in seinen Haushaltsplan einzustellen. (Wegen der Falkenrehder Rente siehe Seite 112). Im übrigen waren die städtischen Behörden genötigt, durch Einführung neuer Steuern dem steigenden Einnahmebedürfnis der Rämmerkassa zu genügen. Die finanzielle Bedrängnis der ersten Jahrzehnte nach den Kriegen spiegelt sich in den mannigfachen Besteuerungsvorschlägen der Stadtverordneten wieder. Man versuchte, Malz, Bier, Holz und Torf zu besteuern, eine Lustbarkeitssteuer, eine Haussteuer nach der Fensterzahl, 1829 sogar „eine verhältnismäßige Abgabe auf sämtliches Feuerungsmaterial zur Bestreitung des dringendsten Bedürfnisses“ einzuführen. Doch verhielt sich die Regierung allen diesen Vorschlägen gegenüber ablehnend. Eine Hundesteuer und eine Nachtigallensteuer wurden, trotz des Widerstandes des Magistrats, schließlich genehmigt.

Da sich der Ertrag der alten Accise (siehe Seite 97) immer mehr als unzureichend erwies, so hatte Potsdam — als die erste der märkischen Städte — eine direkte Kommunalsteuer mit starker Progression eingeführt (siehe Seite 114). Nachdem das Gesetz vom 30. 5. 1820 den preussischen Städten die Erhebung einer indirekten Steuer als Zuschlag zu der staatlichen „Mahl- und Schlachtsteuer“ freigestellt hatte, schlug der Magistrat 1821 den Stadtverordneten die Einführung einer solchen Steuer vor. Auf Grund vielfacher schwieriger Verhandlungen beschloffen die Stadtverordneten am 26. 11. 1829 endgiltig nach dem Vorschlage des Magistrats einen Zuschlag von 50%.

Aber den vermehrten Ansprüchen der Steuerkasse waren die finanziellen Kräfte der Bürger vorerst nicht

gewachsen. In zahlreichen Fällen mußten Kontributions- und Kommunalsteuerreste niedergeschlagen werden; 1815 gestattete der König, „daß die Vermögenssteuerrückstände kompensiert werden mit den von der Stadt liquidierten Kriegslasten“. Er entschied endlich im April 1817, daß „die Vermögenssteuerreste der Stadt niedergeschlagen werden“. So erklärt sich die Äußerung der Stadtverordneten im Protokoll vom 1. 5. 1829: „Die von uns in Anspruch genommene königliche Gnade für unsere arme, von allen Hilfsquellen entblößte Stadt“. Unter solchen Umständen mußte die Kämmereikasse wiederholt beim Jahreschlusse ein Defizit aufweisen, dessen Deckung den städtischen Körperschaften beständige Sorge bereitete. Dem Berichte der Polizeideputation der Kurmärkischen Regierung zufolge hatte Potsdam 1816 ein Defizit von 26 400 Talern; noch 1826 wird ein Defizit von 4 300 Talern erwähnt.

Daß angesichts derartiger Schwierigkeiten zuweilen eine Stimmung des Unmuts, eine gewisse Ungeduld und Reizbarkeit bei den Verhandlungen zwischen Magistrat und Stadtverordneten bemerkbar wurde, ist zu verstehen. So empfehlen 1815 die Stadtverordneten dem Magistrat Sparsamkeit bei der Verwaltung der Schreibmaterialien, da „Magistrat in einem halben Jahr zwei Drittel mehr verbrauche, als sonst in einem ganzen Jahr“. In demselben Jahre entstanden Streitigkeiten zwischen den städtischen Behörden über die Art der Bestrafung der Bürger, die den Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung unentschuldigt fernblieben; in der Folgezeit lehnten die Stadtverordneten wiederholt Gesuche der Magistratsmitglieder um Gehaltszulage ab.

Doch hielten solche Stimmungen nicht vor; daß sie allmählich verschwanden, ist anscheinend zum Teil dem

verdienten Oberbürgermeister St. Paul zu verdanken. In der Folgezeit stehen Magistrat und Stadtverordnete einmütig zusammen in dem Bestreben, der stetigen Weiterentwicklung der Stadt die Wege zu ebnen, vornehmlich da, wo es galt, neue Wohlfahrtseinrichtungen für die Bürgerschaft zu schaffen, so bei der Einrichtung der städtischen Sparkasse (1840) und bei dem Neubau des städtischen Krankenhauses (1848/49). Durch einen Vortrag des Buchhändlers Kiegel veranlaßt, beschloffen die Stadtverordneten am 11. Oktober 1842, um das Interesse der Bürger an der städtischen Verwaltung zu heben, bei dem Provinziallandtage zu beantragen, daß künftig die Stadtverordnetensitzungen öffentlich abgehalten werden dürften. Diese Anregung, mit der Potsdam den übrigen preussischen Städten voranging, hatte schließlich Erfolg; durch Kab. Ordre vom 19. 4. 1844 genehmigte der König zunächst, daß Berichte über die Tätigkeit der städtischen Behörden veröffentlicht würden. Die Kab. Ordre vom 23. 7. 1847 ließ die Öffentlichkeit der Sitzungen selbst zu. Am 15. Oktober 1847 fand die erste öffentliche Stadtverordnetensitzung statt.

In der bewegten Zeit der Jahre 1848/49 bewahrten die städtischen Körperschaften den manigfachen, zuweilen verwirrenden Einflüssen des politischen Kampfes gegenüber eine einheitliche Haltung. Daß durch die neue Staatsverfassung auch dem Bürger bedeutende Ziele gesteckt werden, daß er zur Mitarbeit an den Aufgaben des Staatsganzen berufen wird, erkannten die städtischen Behörden mit aufrichtiger Freude und in würdigen Worten an. Die Auswüchse des politischen Kampfes, die Überspannung der politischen Forderungen wiesen sie in entschiedener Form zurück; so machten sie am 23. 11. 1848

bekannt, daß sie mit dem Beschlusse der Nationalversammlung, die Steuerverweigerung betreffend, nicht einverstanden seien. Am 15. 6. 1848 forderten sie die Bürger zu Beiträgen für die deutsche Flotte auf. Im April 1849 begrüßten sie die von der Frankfurter Nationalversammlung gesandte Abordnung, die dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbieten sollte.

Um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, wurde 1848 in Potsdam eine Bürgerwehr errichtet. Diese mußte anscheinend bei einer vorübergehenden Ruhestörung eingreifen; wenigstens berichten die Protokolle von einer „Arbeiter-Demonstration“, hervorgerufen durch Arbeitslosigkeit. Hierbei wurden eine Anzahl Arbeiter von der Bürgerwehr verhaftet. Das führte zu einer Auseinandersetzung zwischen der Regierung und den Stadtverordneten, die sich gegen „die Zumutung verwahren, daß „der Stadt die Unterstützung aller arbeitsfähigen, aber arbeitslosen Individuen zur Last liege“.

In der Folgezeit wurde die städtische Verfassung in einigen wesentlichen Punkten abgeändert durch die in Potsdam am 15. Juli 1853 eingeführte neue Städteordnung vom 30. 5. 1853. Dieses Gesetz beseitigte den Unterschied von Bürgern und Schutzverwandten, führte das Dreiklassenwahlsystem für die Stadtverordnetenwahl ein, setzte die Mindestzahl der Hausbesitzer unter den Stadtverordneten auf die Hälfte der Gesamtzahl herab, erforderte endlich staatliche Genehmigung für verschiedene Maßregeln. Das innere Verhältnis zwischen den städtischen Körperschaften wurde derartig verschoben, daß nunmehr der Magistrat die führende Stellung erhielt; denn eine Anzahl von Maßnahmen hat er selbständig zu treffen, bei den übrigen bereitet er die Vorlagen vor, stimmt den

Beschlüssen der Stadtverordneten zu, beschränkt sich also nicht mehr auf die Vollziehung dieser Beschlüsse. Der wachsenden Tätigkeit des Magistrats entspricht die Vermehrung seiner Beamten, die sich von 1810 bis 1910 auf 118 verzehnfacht haben.

Die Verwaltungsarbeit der städtischen Behörden war bis zum Jahre 1860 hauptsächlich der weiteren Sicherung des Finanzwesens, den Aufgaben der Bauverwaltung, insbesondere der Straßenpflasterung und -Reinigung, endlich der Neugestaltung des Beleuchtungswesens (siehe unten) gewidmet.

Das Stadtbild zeigte im wesentlichen noch das friedericianische Gepräge an allen Straßen und Plätzen der Innenstadt. Doch erhielt es einzelne neue Züge durch mehrere öffentliche Bauten, vornehmlich durch den gewaltigen Neubau der Nikolaiirche, begonnen 1830, vollendet durch Hinzufügung der Ruppel 1850; unter König Friedrich Wilhelm III. wurden ferner das Kasino in der Waisenstraße, die alte Synagoge (1830), das alte Postamt (1828), bereits in der Vorstadt die Unteroffizierschule errichtet. In die Zeit König Friedrich Wilhelms IV. fällt die Erbauung der Husarenkaserne (1840/41), des königlichen Dampfmaschinenhauses in der alten Luisenstraße (1841/42), des Magazins in der Leipziger Straße, der Kaserne der Leib-Gendarmerie am Luisenplatz, endlich der Friedenskirche. Unter dem Einflusse der Bautätigkeit des Königs entstanden eine Anzahl Landhäuser, zumeist in klassicistischen Formen gehalten, so in der Allee nach Sanssouci, in der Jäger- und der Nauener Vorstadt. Es ist kein Zufall, daß alle diese Neubauten (seit 1840) sich außerhalb der Ringmauern erhoben, die mit ihren — zur Nachtzeit noch immer geschlossenen — fünf Land-

toren und vier Wassertoren die Innenstadt scharf von den vier Vorstädten trennten. Die neue bauliche und wirtschaftliche Entwicklung der Vorstädte beginnt.

Allerdings wurde die Grundfläche des Stadtgebietes bis zum Jahre 1860 nur unerheblich erweitert. St. Paul berechnet 1836 die Größe des Stadtgebietes einschließlich der Vorstädte, Äcker und Wiesen auf 3571 Morgen gleich 892,75 ha (gegen 1350,50 ha im Jahre 1905). Bereits im Jahre 1809 war die Teltower Vorstadt einverleibt worden (siehe Seite 116). 1826 gründete König Friedrich Wilhelm III. die Kolonie Alexandrowka; in 12 nach russischer Art erbauten Holz-Gehöften siedelte er eine Anzahl russischer Säger an, die 1812 in preussische Gefangenschaft geraten waren und später mit Genehmigung des Kaisers Alexander I. dem Ersten Garderegiment zu Fuß zugeteilt wurden. Dazu kam ein Aufseherhaus im Mittelpunkt der diagonalen, dem russischen Andreaskreuz entsprechenden, Anlage und auf dem Berge eine Kapelle des Heiligen Alexander Newsky nebst einem Hause für den Kirchenältesten mit Teezimmer für den König. Die noch heute im Besitz der Krone befindlichen Anwesen werden jetzt Feldwebeln des Regiments überwiesen. 1847 wurden die Gelände des Bahnhofes und des ehemaligen Ritterguts Potsdam (an der alten Königstraße), ferner die Grundstücke von Wulfert und Grimmert am kleinen Exerzierplaz, eingemeindet.

Bereits in die Zeit König Friedrich Wilhelm III. fallen die wichtigsten Änderungen auf dem Gebiete der Verkehrswege und Verkehrsmittel: der Beginn der Dampfschiffahrt und der Bau der Eisenbahn Berlin-Potsdam-Magdeburg. Aber sie blieben noch auf Jahrzehnte hinaus ohne nennenswerten Einfluß auf das innere

Leben der Bürgerschaft und die Umgestaltung des Stadtbildes. Die im Jahre 1838 erbaute Eisenbahn verband zunächst Berlin und Potsdam; erst 1846 wurde sie bis Magdeburg verlängert; 1847 wurde die Haltestelle Wildpark eingerichtet. Unter König Friedrich Wilhelm IV. wurden den schon bestehenden Kunststraßen Potsdam—Berlin (1795), Potsdam—Brandenburg (1799) und Potsdam—Beelitz (1804) hinzugefügt die Kunststraßen Potsdam—Fahrland (1837), Potsdam—Nauen (1840/42), Potsdam—Eiche—Lindstedt—Bornim und Potsdam—Saarmund (1852).

Im Zusammenhange mit dem Bau der Straße nach Fahrland wurde die Kanalbrücke bei Nedlitz durch König Friedrich Wilhelm IV. massiv umgebaut und künstlerisch geschmückt. Ungleich wichtiger für die Stadt selbst wurde der Umbau der Glienicker und der Langen Brücke. An Stelle der hölzernen, der Zeit des großen Kurfürsten entstammenden Havelbrücke am Stadtschlosse ließ König Friedrich Wilhelm III. eine massive Brücke aus Stein und Eisen errichten, die er selbst am 31. Juli 1825 eröffnete. Nur wenige Jahre später ließ der König die Glienicker Brücke durch Prüfer nach Schinkels Entwurf neu erbauen; im Jahre 1835 wurde die Brücke von der in Potsdam weilenden Kaiserin von Rußland eingeweiht.

Als Verkehrsmittel für den auswärtigen Personenverkehr dienten bis 1840 hauptsächlich Rutschen, Landauer, Personenwagen; die Fuhrhalter Beeskow u. Sohn, ebenso Schöning und Koch beförderten täglich dreimal Fahrgäste von Potsdam nach Berlin und von da zurück. Daneben standen den Reisenden die von Berlin nach Leipzig und Magdeburg fahrenden Hauptpostwagen, sowie eine Anzahl Extraposten zur Verfügung; seit Januar 1834 fuhr

zum Anschlusse an den Berlin—Hamburger Fahrpostkurs wöchentlich zweimal eine Fahrpost von Potsdam nach Nauen. — Dem Güterverkehr dienten, wie schon im 18. Jahrhundert, sowohl Frachtwagen als auch Havelkähne. Daneben entwickelte sich seit 1818 die Dampfschiffahrt auf der Havel; schon 1817 war von der königlichen Seehandlung die Dampfschiffbauerei an der Schiffbauergasse gegründet worden. Die erste Dampfverbindung zwischen Berlin und Potsdam wird 1818 erwähnt: der Dampfer „Prinzessin Charlotte von Preußen“ beförderte den Reisenden von Berlin, „In den Zelten“ für 10 Groschen nach Potsdam; mit dem Dampfer „Friedrich Wilhelm III.“ fuhr man 1819 von Potsdam zum Königschießen nach Werder. Schon im nächsten Jahre berichtet das Wochenblatt vom Stapellauf neuer Dampfschiffe.

Dieser Zustand wurde durch die 1838 erbaute Eisenbahn nur schrittweise verändert. Bekanntlich brachte die Bevölkerung dem neuen Verkehrsmittel, das auch Friedrich Wilhelm III. nicht benutzte, vielfach starkes Mißtrauen entgegen; der Polizeidirektor suchte dem entgegen zu wirken durch eine Bekanntmachung vom Oktober 1838. Danach sollten vorerst nur 4 Züge zwischen Potsdam und Berlin verkehren, morgens und abends je 1 Zug von Pferden gezogen werden, bei Dunkelheit würde man die Geschwindigkeit um die Hälfte herabmindern, bei starkem Nebel dürfe „die Schnelligkeit unter keinen Umständen den Trab eines Pferdes übersteigen“. Die Eröffnung der Eisenbahn hatte unmittelbar zur Folge die Einrichtung des Droschkenfuhrwesens in Potsdam; vorläufig wurden 30 Droschken polizeilich zugelassen; 1849 wurde die Zahl der Droschken bis auf weiteres festgelegt auf 100. Seit 1850 fuhr der erste Omnibus (des Unter-

nehmers Beeskow) regelmäßig vom Bahnhof nach Charlottenhof und der Wildparkhaltestelle; die zweite Omnibuslinie (Glienicker Brücke—Wildpark) wurde vom 20. Juni 1850 ab eingerichtet.

Briefe und Pakete beförderte 1819, außer der Post, auch „die Botenfrau Koldhorst, die zweimal wöchentlich von Potsdam nach Berlin ging“. Noch 1850 genügte den Bedürfnissen des Potsdamer Postverkehrs ein Postamt; im Januar 1850 wurden die ersten 6 Briefkästen in der Stadt eingerichtet, zugleich 6 „Zeitungs-distributionsstellen“. 1855 richtete die Post zuerst eine „Faktagenanstalt“ (Paketbestellung) für die Stadt und die nächste Umgebung ein.

Der Neugestaltung des städtischen Beleuchtungswesens wurde oben schon gedacht. Bis zum Jahre 1849 hatte man zur Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Gebäude Lichte und Öllaternen verwendet, die mit Hanföhl, später mit Steinöl gespeist wurden. 1847 begannen die städtischen Behörden, mit verschiedenen Gesellschaften über die Einführung des Gaslichtes zu verhandeln. Die zunächst von einer Hamburger Gesellschaft im Jahre 1849 hergestellte Gasbeleuchtungsanlage gab zu häufigen Klagen Anlaß. Daher knüpfte man 1853 Verhandlungen mit der englischen Gaskompagnie an; die von dieser Gesellschaft eingerichtete Gasanstalt übernahm die Beleuchtung der Straßen mit Gasflammen vom 10. Oktober 1856 an.

Die oben geschilderte Finanzlage der Stadt läßt erkennen, mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten auch die erwerbstätigen Bürger während der vier Jahrzehnte nach dem Friedensschlusse zu kämpfen hatten. Potsdam hatte sein Gepräge als Industriestadt verloren; damit waren für zahlreiche Einwohner die überlieferten

Bedingungen ihres wirtschaftlichen Daseins beseitigt. Hieran konnte das zeitweilige Fortbestehen und die Neugründung vereinzelter gewerblicher Betriebe nichts ändern. Anstelle der Industriestadt entwickelte sich mehr und mehr die Beamtenstadt (siehe Seite 117) und Fremdenstadt. (Schon unter Friedrich II. war Potsdam ein Anziehungspunkt für Fremde geworden.) 1836 führt St. Paul 17 Zivilverwaltungs-, Justiz- und Militärbehörden (gegen 11 im Jahre 1814) in Potsdam auf. Dazu kam 1838 das Direktorium der Berlin-Magdeburger Eisenbahn, das hier bis 1868 seinen Sitz hatte.

Allerdings barg die Umwandlung für das Wirtschaftsleben der Bürgerschaft den Keim neuer Daseins- und Erwerbsmöglichkeiten in sich; die Vermehrung der Behörden bedingte den Zuzug einer größeren Anzahl wohlhabender Familien (etwa 300 Familien der Beamten der Regierung und Oberrechnungskammer), die als Mieter und Käufer für Hauseigentümer, Kaufleute und Handwerker in Betracht kamen. Dennoch lastete noch lange der allgemeine Stillstand in Handel und Gewerbe, der wachsende Steuerdruck, zugleich die Verarmung weiter Kreise der Potsdamer Bevölkerung schwer auf der erwerbstätigen Bürgerschaft. Nur wirtschaftliche Gründe dieser Art lagen offenbar vor, als 1822 bei der Feier des 25 jährigen Regierungsjubiläums des allverehrten Königs nur drei Stadtverordnete sich als Teilnehmer an dem im Schauspielhause veranstalteten Festmahl meldeten. Wohl aus denselben Gründen erklärte damals der Oberbürgermeister St. Paul: „am höchsten und heiligsten feiere man den Tag dadurch, daß am 16. November die Schule in der Teltower Vorstadt eröffnet werde.“ Ein unzweideutiges Zeugnis für die Stockung des geschäftlichen

Lebens, die allgemeine wirtschaftliche Not sind die überaus zahlreichen Zwangsversteigerungen und freiwilligen Versteigerungen in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Friedensschlusse.

Dazu machte sich für die Gewerbetreibenden der Wettbewerb der Hauptstadt damals trotz mangelhafter Verkehrsmittel noch empfindlicher bemerkbar, als bereits im 18. Jahrhundert. So klagt 1818 der Kaufmann Ravené, „daß hiesige Einwohner gewöhnliche Artikel ihres Bedarfs in Berlin kaufen, in dem Wahne, daß solche hier nicht zu haben sind.“ Zeitweilig erhöht wurden die Schwierigkeiten des Erwerbslebens dadurch, daß die Cholera in Potsdam während des Frühjahrs 1832, des Herbstes 1837 und im Oktober 1850 auftrat. Endlich sind gegenüber den Vorteilen, welche der Zuzug von Beamtenfamilien den Bürgern brachte, auch die Verluste zu berücksichtigen, welche ihnen durch Aufhebung oder Wegzug verschiedener Staatsanstalten und Behörden — des Lehrerseminars (1846), der Gewehrfabrik (1855), der Eisenbahndirektion (1868) — erwachsen.

Früher hatte auf 199 Potsdamer Hausgrundstücken die Verpflichtung geruht, die Häuser ausschließlich zum Fabrikbetriebe zu benutzen; diese Verpflichtung wurde 1812 abgelöst. Man zählte 1816 in Potsdam neben 1516 Privatgebäuden und 73 Militärgebäuden nur noch 29 Gebäude für Fabrikzwecke. In der Folgezeit nahm allerdings diese Zahl wieder zu, da einmal verschiedene alte Manufakturbetriebe von neuem Boden zu gewinnen suchten, sodann einige größere Betriebe neu begründet wurden. Unter diesen sind namentlich zu nennen die Dampfschiffbauerei (1817) und die Dampfmühle in der Brandenburger Vorstadt (1841/42), beide gegründet

von der Seehandlung; ferner die Jacobs'sche Zuckerfabrik. Wie im 18. Jahrhundert, so stellte auch jetzt die Gewehr-
fabrik in der Waisenstraße mit etwa 200 Arbeitern und
Beamten einen der wichtigsten gewerblichen Betriebe dar.
Der Staat kaufte die Fabrik 1852 und verlegte sie 1853/55
nach Spandau. Die altberühmte Tabakfabrik in der
Schockstraße 27/28, von Samuel und Pierre Schock, zur
Zeit Friedrich des Großen gegründet, wurde 1825 von
Schock's Erben an eine Berliner Firma verkauft; einige
Jahre später wurde der Betrieb eingestellt.

Die Seidenindustrie hatte nach 1806 nur ein
kümmerliches Dasein gefristet. Immerhin hatten Stieff
und Sommerburg noch am Bassin kleine Fabriken. Erst
1831 legte Stieff in der Behlertstraße unter Sammlung
des alten Arbeiterstammes mit frischem Zuzug aus Schlesien
und dem Rheinland eine größere Fabrik an, die mit Atlas-
ausfuhr nach Amerika in der Mitte der 1850 er Jahre
ihre größte Ausdehnung erreichte (70—80 Stühle). Heute
beschränkt sie sich auf Herstellung von Namenssetiquetten.

Stieff pflegte auch den Seidenbau hinter der Fabrik
mit eigener Plantage und unter Verwendung von Cocons
und Maulbeerblättern aus Bornstädt und Glienick. Doch
ließ er 1854, als die Raupen erfroren, und auch weil
schlecht gehaspelt wurde, den Seidenbau wieder eingehen.

In der Mitte der 1820 er Jahre war tatkräftigen
Privatmännern die Wiederbelebung des Seidenbaues in
der Kurmark gelungen. Wieder ging Potsdam als Muster
voran. Der um die Waisenpflege hoch verdiente Regierungs-
rat von Türk (siehe Seite 229) legte am Griebnitzsee bei
seinem Türkschhof, der noch heute im Besitz seiner Familie
ist und in seiner schlichten Erscheinung inmitten der an-
spruchsvollen Villen von Neubabelsberg an bescheidenere

Handfabrik
nach
zum
Lohn
gekauft
5. März 1919
Chemnitz
H.K.
1931.

Zeiten erinnert, eine Maulbeerplantage an. Er machte das Glienicker Schloß, das zu Friedrichs II. Zeiten Tapetenfabrik von Joel gewesen war, zur Seidenbauanstalt. Auch diese Bestrebungen fanden mit dem Verschwinden der norddeutschen, ganz von Crefeld übernommenen, Seidenindustrie nach 1860 ein Ende. Zwar wurden in den 1860 er Jahren von den Hofgärtnern Sello in Sanssouci und Fintelmann auf der Pfaueninsel noch einmal erfolgreiche Versuche mit Seidenraupen und, als die Ruhr herkam, mit Rizinus- und Götterbaum-Spinnern gemacht. Auch wurden die Lehrer und Küster der Umgegend angeleitet. Aber ebenfalls ohne Dauer, weil außer Heese in Berlin sich die Seidenfabrikanten nicht dafür interessierten. Ebenso ging es mit Versuchen, die 1891 durch einen Seidenzüchter aus dem Kaukasus auf Amt Bornim gemacht wurden, um die noch heute zahlreichen Maulbeerbäume dieser Gegend nutzbar zu machen.

Verhältnismäßig viele mittlere und kleine Betriebe werden 1828 im Gebiete des Bekleidungs-, des Braugewerbes und der Holzindustrie gezählt. Damals bestanden in Potsdam 120 Handwebereien für Wolle, Baumwolle und Seide, 5 Hutfabriken, 10 Knopffabriken, 16 Gerbereien, 5 Färbereien, 7 Nagelschmiede, 48 Müller, 20 Schnapsbrennereien (gegen 91 im Jahre 1800), 21 Brauereien (gegen 139 im Jahre 1800), von denen wohl die meisten das alkoholarme, an Malz und Malzzucker reiche Brau-
bier erzeugten. Die Brettschneidereien, 30 an der Zahl, waren hauptsächlich vor dem Brandenburger Thor gelegen, insbesondere auf dem jetzigen Luisenplatz. Den Zwecken des Fremdenverkehrs, der für die Stadt und ihr Erwerbsleben bereits bedeutsam war, dienten 22 Hotels und Gasthöfe (gegen 36 im Jahre 1798).

*Smith
1 Loggia
Bornim
1 Berlin
H. 1931*

Noch für das Jahr 1836 kann St. Paul in seiner Chronik 120 als Fabriken, Mühlen, Magazine dienende Gebäude — neben 1531 Bürgerhäusern und 219 öffentlichen Gebäuden — aufführen. Nach seiner weiteren Angabe sind 1836

im Handwerk	660
in Gewerbebetrieben	513

insgesamt 1173 Personen

beschäftigt (gegen 1760 Arbeiter „verschiedener Manufakturen“ im Jahre 1800); damals wurden 110 große und 462 kleine Kaufleute in Potsdam gezählt. Aber die gewerblichen Betriebe gingen in der Folgezeit größtenteils zurück; sie unterlagen mit wenigen Ausnahmen — Brauerei und Holzindustrie — im Kampfe mit dem Großkapital und dem Maschinenbetrieb.

Gegen Ausgang der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV. sind — abgesehen von den oben genannten größeren Betrieben — bemerkenswert: die Dampfschokoladenfabrik von E. F. Niethe (Am Schlosse Nr. 1), die Tuchfabrik von Busse (Kanal 66), die Elmhörstische Dampfmahlmühle (vor dem Seltower Tor), die Kneibische Dampfschneidemühle (Luisenstraße 25), die Brauereien von Udelung u. Hoffmann (Leipziger Straße 12; Hoffmann war 1826 auf Staatskosten zur Erlernung der bayrischen Bierbrauerei nach München geschickt worden) und von Müller (Sunterstraße 70), sowie die Eisenbahnwerkstätte. Daß aber um diese Zeit sich wieder frisches Leben in Handel und Gewerbe regte, daß den Bürgern Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist zurückgekehrt waren, beweisen die ersten Ausstellungen, die hier veranstaltet wurden: die Potsdamer Gewerbeausstellung des Gewerbe-

lieft
falsch
bestimmten
auf
929

vereins im Jahre 1846, die Potsdamer Blumenausstellung (1849) und die Potsdamer Pflanzen- Blumen- und Frucht- ausstellung (1851).

Der allmählichen Besserung und Festigung der wirtschaftlichen Zustände entspricht das stetige Wachstum der Einwohnerzahl, das sich aus folgender Übersicht ergibt:

Jahr	Seelenzahl, ohne Militär
1810	17 169
1813	15 426
1820	19 619
1830	23 930
1840	26 936
1849	31 394
1858	33 968

Die Seelenzahl hat also von 1813 bis 1855 um mehr als das Doppelte zugenommen.

Wesentliche Vorteile brachte der Stadt, insbesondere den gewerbetreibenden Kreisen der Bürgerschaft, die einheitliche Gestaltung des bisher vielfach zersplitterten Gerichtswesens. Noch unter König Friedrich Wilhelm III. herrschte in der Rechtspflege eine Zerrissenheit und Bunt- scheckigkeit, wie wir sie uns heute kaum vorstellen können. Besondere Gerichte bestanden für einzelne Stadtbezirke, für die Beamten und Arbeiter einer Reihe von Behörden. 1808 hatte man die eigene Gerichtsbarkeit der französischen Kolonie, 1809 die Militärgerichtsbarkeit (ausgenommen die Strafrechtspflege für Militärpersonen), 1810 das Gericht der Hofgartenintendantur aufgehoben. Bis zum Jahre

1808 waren die Ämter des Stadtgerichts und des Magistrats vereinigt gewesen; nach der Einführung der Städteordnung wurde der bisherige Justiz-Magistrat umgewandelt in das königliche Stadtgericht. Doch hatte die Stadt fernerhin die Justizkosten zu tragen, soweit die Gerichtsgefälle nicht ausreichten; demgemäß zahlte Potsdam nach den Befreiungskriegen jährlich etwas über 1000 Taler an den Justizfiskus. 1821 wurden zwar auf Grund des neuen Abgabengesetzes die Barleistungen der Städte aufgehoben, doch blieb die Gefängnisbaulast und die Kriminalkostenlast für die Stadt bestehen.

Das jetzige Amtsgerichtsgebäude in der Lindenstraße hatte bis 1817 den Stadtverordneten für ihre Sitzungen gedient. Von da ab überließen es die städtischen Körperschaften dem Justizfiskus zum Nießbrauch; 1818/20 wurde es auf Kosten des Königs umgebaut; hierauf bezieht sich die Inschrift über den Haupteingang: „Königshuld und Bürgerfinn dem Stadtgerichte“. 1843 überließ die Stadt — gegen Ablösung der Gefängnisbaulast — das Gerichtsgebäude mit dem nördlich angrenzenden Schulhause dem Justizfiskus zum Eigentum. Die eigene Gerichtsbarkeit der Gewehrfabrik wurde 1836, das Gericht des Militärwaisenhauses, das die Gerichtsbarkeit in Vormundschafts- und Nachlasssachen für das gesamte Stadtgebiet in Anspruch nahm, wurde 1849 aufgehoben. Gleichzeitig wurde das königliche Justizamt Potsdam, das die Gerichtsbarkeit mehrerer Domänen-Ämter über die Dörfer um Potsdam, bis 1818 auch über die Teltower Vorstadt und einige Enklaven in anderen Vorstädten, ausübte, mit dem Stadtgericht vereinigt. Infolge der 1849 vollzogenen Neugestaltung der preussischen Gerichtsverfassung wurde Potsdam der Sitz eines Kreisgerichts, das Teile der Kreise

Osthavelland, Teltow und Zauche-Belzig mit umfaßte und etwa dem heutigen Amtsgerichtsbezirk nebst Werder entsprach, sowie Sitz eines großen Schwurgerichts, das im Gebäude des Stadtgerichts tagte. Völlig losgelöst wurde die Justiz von der Stadt erst 1856, als der Staat die Kriminalkostenlast der Stadt gegen Zahlung einer jährlichen Rente von 1050 Talern abnahm.

Das Jahr 1849 brachte übrigens auch die Aufhebung des für Bau und Instandhaltung von Potsdamer Häusern noch bestehenden Königlichen Immediat-Baufonds, dessen Übernahme in den Staatshaushalt der Landtag trotz Fürsprache der Potsdamer Abgeordneten ablehnte. Die Bautätigkeit hat nicht darunter gelitten.

Wenn auch die Stadt infolge ihrer Armut vier Jahrzehnte lang nahezu außerstande war, neue, der öffentlichen Wohlfahrt dienende Anstalten — von der Sparkasse, dem Krankenhause, der Pflege des Schulwesens abgesehen — zu schaffen, so entstanden doch gerade während dieser Zeit Dank der Tatkraft und dem gemeinnützigen Sinn mehrerer Bürger eine Reihe bedeutsamer, noch heute blühender Wohlfahrtsanstalten. Wegen der pädagogischen Richtung ihrer Stifter werden sie unten S. 229 besprochen werden. Hier seien nur zwei Männer erwähnt.

Der Kaufmann August Friedrich Eisenhart, eines Potsdamer Materialisten Sohn und eines Predigers Enkel, gab als einzig übriggebliebenes Kind seiner Eltern das Rechtsstudium auf, um das väterliche Geschäft in jungen Jahren zu rascher Blüte zu bringen. Durch geschickte Ausnutzung der Kontinentalsperre begründete er seinen Wohlstand, den er durch Anlage in niedrig stehenden, später voll eingelösten Staatspapieren in Reichthum verwandelte. Sparsame und doch nicht dürftige Haushaltung,

peinliche Ordnung, edles Wohltun in der Stille, Pflichttreue im Amte als unbesoldeter Stadtrat und in zahlreichen Ehrenämtern machten ihn zum leuchtenden Vorbild des Bürgers.

Als er am 13. 3. 1846 fast 73 jährig starb, hatte er fast die Hälfte seines Vermögens, an dessen Höhe man erst nicht glauben wollte, zu wohltätigen Zwecken seiner Vaterstadt bestimmt, ohne seine Verwandten (sein einziges Kind war früh gestorben) zu vernachlässigen. Er errichtete in seinem Testament, mit weitschauendem Blick spätere städtische Aufgaben lösend, eine Reihe von Stiftungen zum öffentlichen Nutzen; aus den insgesamt 193000 Taler betragenden Stiftungsmitteln wurden insbesondere 1848 die nach dem Stifter benannte Heilanstalt (für bemittelte Bürger), ferner die Freischule in der Garde du Corpsstraße und die Leichenhalle des alten Friedhofs erbaut, endlich Freistellen am Gymnasium und der höheren Bürgerschule begründet. Die Stadt ehrte das Andenken ihres besten Bürgers, indem sie nach ihm die frühere Kirchhofstraße in der Nauener Vorstadt benannte, sein Bild im Sitzungssaale der Stadtverordneten aufhängen ließ und ihm 1909 ein Denkmal in den Anlagen am Schauspielhause vor seinem ehemaligen Geschäftshause errichtete.

Ebenso überwies der Stadtrat Jacobs, Besitzer der Zuckersiederei am Blücherplatz Nr. 4, der Stadt bei Lebzeiten große Summen zu Unterrichts- und Erziehungszwecken; z. B. schenkte er 1854 der Realschule die physikalischen Unterrichtsapparate; für die Zwecke der Frank'schen Erziehungsanstalt stiftete er 5000 Taler.

2. Aufwärtsbewegung mit Preußen und dem Reiche. (1860—1890).

Der allgemeine, zu Beginn der Regierung König Wilhelms I. einsetzende Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland, die großen politischen Ereignisse der Jahre 1864, 1866, 1870/71 und das umfassende Werk der Reichsgesetzgebung übten naturgemäß auch auf die Entwicklung des städtischen Lebens in Potsdam einen nachhaltigen Einfluß aus. Auf allen Gebieten gewahren wir ein rüstiges Vorwärtstreben, gekennzeichnet durch Neuschöpfungen verschiedener Art. Schon äußerlich zeigt sich diese Aufwärtsbewegung in dem Wachstum der Einwohnerzahl, die sich von 1861 bis 1890 um rund ein Drittel vermehrt hat:

Jahr:	1861	1871	1881	1890
Seelenzahl	34 870	38 359	40 095	48 402

Ein abweichendes Bild ergibt folgende Übersicht der Geburten und Sterbefälle:

Jahr	1875	1881	1890
Geburten	1 322	1 425	1 452
Sterbefälle	1 169	1 136	1 165

Die Vermehrung der Einwohnerzahl ist hiernach anscheinend nicht auf die Zunahme der Geburten, sondern

zu einem erheblichen Teil auf auswärtigen Zuzug zurückzuführen. Die Zahl der Sterbefälle hat sich — den allgemeinen Ergebnissen der preussischen Bevölkerungsstatistik entsprechend — infolge der Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse vermindert.

Von den erwerbstätigen Einwohnern waren 1882 in Handel und Gewerbe 10 552 Personen beschäftigt, also rund ein Viertel aller Einwohner; gezählt wurden damals insgesamt 4069 Betriebe; davon standen an erster Stelle das Bekleidungs-gewerbe mit 1659 Betrieben und 2315 Personen, das Handelsgewerbe mit 768 Betrieben und 1563 Personen, die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe mit 211 Betrieben und 688 Personen. Das für Potsdam nach wie vor wichtige Brauereigewerbe wies 1882 nur noch 10 Betriebe (gegen 13 i. J. 1849 und 21 i. J. 1830) auf mit 191 Personen. Hier spielt sich derselbe Vorgang, wie in der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung ab: die kleineren Betriebe werden aufgesogen von den großen Betrieben, die selbst ihre Betriebsmittel verstärken und ihr Absatzgebiet erweitern.

Gärtnerische und landwirtschaftliche Betriebe wurden 1882 noch insgesamt 228 gezählt. In welchem Maße während dieses Menschenalters insbesondere die Bedeutung des Handelsstandes in Potsdam gewachsen ist, läßt folgende Übersicht erkennen:

Jahr:	1865	1870	1875	1880	1885	1890
Voll- kaufleute	268	276	303	352	379	411
Minder- kaufleute	518	593	592	671	693	666

Der günstigen Entwicklung des Verkehrs- und Gewerbslebens entsprach die Gestaltung der städtischen Finanzen. Die beträchtliche Vermehrung des Rämmereivermögens und den jeweiligen Stand der Einnahmen und Ausgaben macht folgende Zusammenstellung ersichtlich:

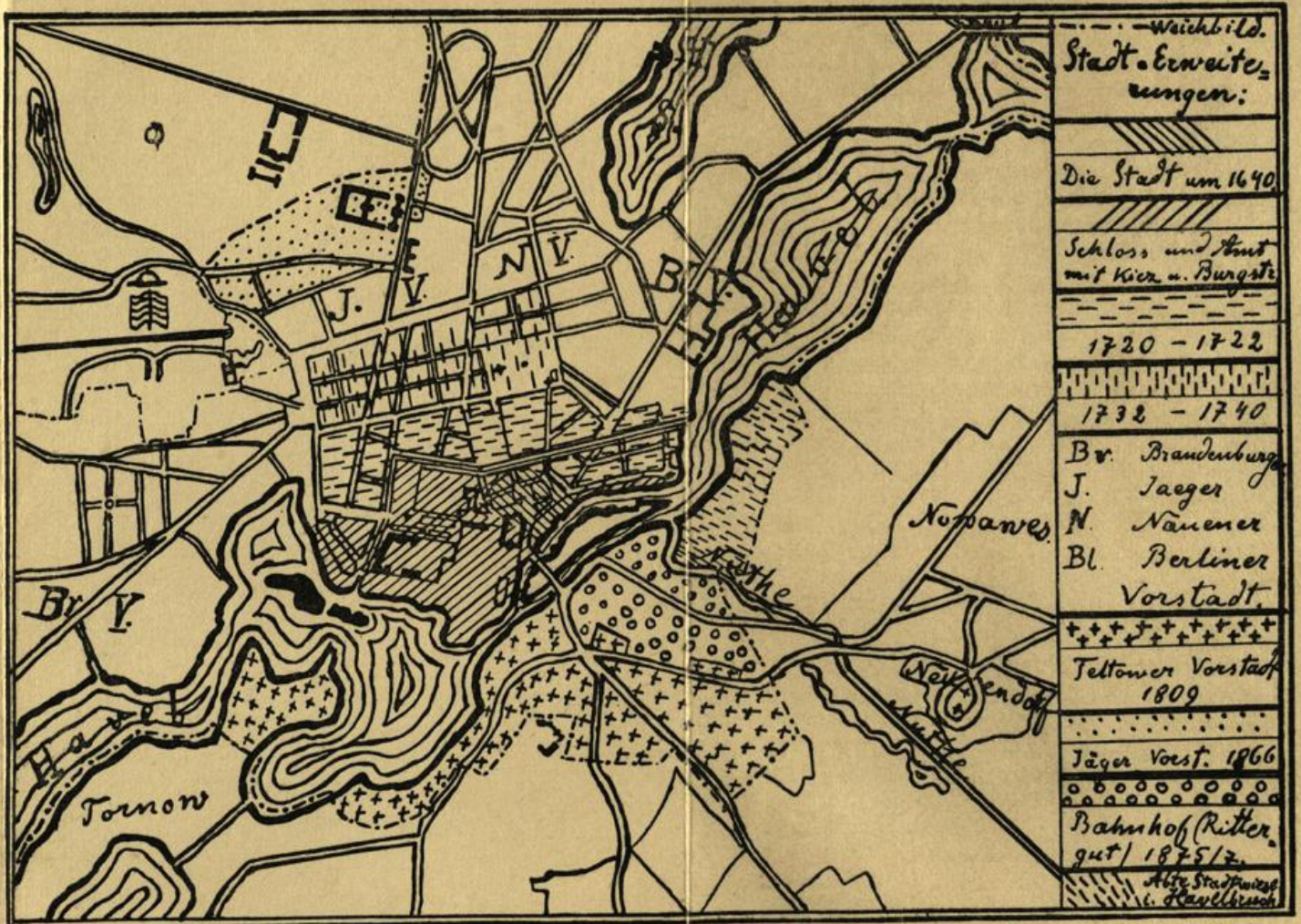
Jahr	Liegen- schaften	Kapitalien	Einnahmen	Ausgaben
	M.	M.	M.	M.
1860	125 085	942 900		
1871	205 806	1 193 874	1 366 080	1 360 221
1880	455 460	1 803 842	3 371 642	1 100 709
1890	—	2 991 815	3 039 268	3 004 500

Danach sind die jährlichen Einnahmen von 1871 bis 1890 um mehr als das Doppelte gestiegen. Der Überschuß der Aktiva über die Passiva betrug 1870 annähernd 1 200 000 Mark, im Jahre 1890 dagegen 2 831 024 Mark. Einen wesentlichen Anteil der Jahreseinnahme stellte der Ertrag der seit 1875 nach Aufhebung der staatlichen Mahl- und Schlachtsteuer in wenigen Preussischen Städten wegen örtlichen Bedürfnisses als Kommunalsteuer bestehenden gebliebenen Schlachtsteuer dar, der sich 1880 schon auf 239 218 Mark belief; ferner der Ertrag der Gemeindesteuer, der sich von 120 910 Mark im Jahre 1870 auf 510 797 Mark im Jahre 1891 erhöhte.

Die Grundfläche des Stadtgebietes wurde mehrfach erweitert. 1860 erwarb die Stadt das Gelände des jetzigen neuen Friedhofs; seit 1866 fanden hier

Beerdigungen statt. Eingemeindet wurden ferner 1866 vom Gutsbezirk Bornstedt 22,98,00 ha nämlich das Gelände von der Augustastrasse bis an den Königsweg und an der Jägerallee; 1875 und 1877 vom Rittergutsbezirk Potsdam 32,09,00 ha, nämlich das Gelände des Bahnhofs und der benachbarten Grundstücke. Durch diese Eingemeindungen wuchs die Einwohnerzahl um 426 Seelen. 1877 erwarb die Stadt die beiden Hoffmannschen Grundstücke in der Teltower Vorstadt vom Forstfiskus. 1878 übernahm die Stadt von der Provinz Brandenburg die Provinzialkunststraßen, soweit sie im Weichbilde der Stadt lagen; dieser Gebietserwerb wurde später für die einheitliche Ausgestaltung des Verkehrs-, Pflasterungs- und Beleuchtungswesens, zugleich für die allgemeine Entwicklung der Vorstädte wichtig. Einen Gewinn an Grundfläche bedeutet auch die 1875 vollendete Zuschüttung des Bassins. Die Gesamtfläche des städtischen Gebietes belief sich 1880 auf 1339 ha; davon waren (einschließlich der Hofräume) bebaut 237 ha. Die Zahl der gebäudesteuerpflichtigen Grundstücke wuchs von 1668 im Jahre 1871 auf 2103 im Jahre 1890.

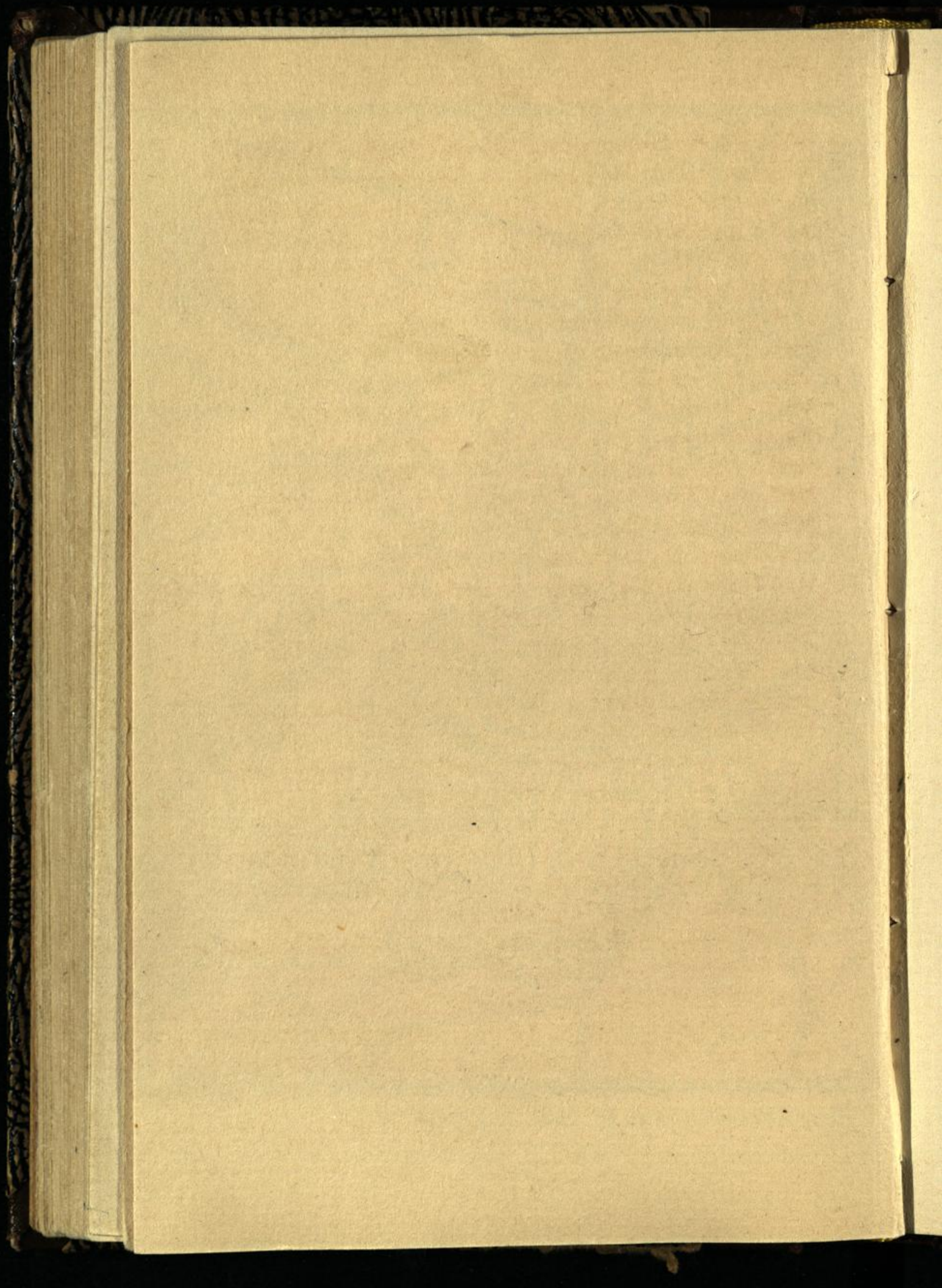
Das äußere Bild der Stadt veränderte sich nur in geringem Maße. Einige neue Züge erhielt es durch die Errichtung von mehreren öffentlichen Gebäuden. Unter diesen ist vornehmlich die neue katholische Kirche zu nennen, die in den Jahren 1867/68 auf dem durch Zuschüttung bereits gewonnenen Gelände des Bassinplatzes nach dem Entwurf des Geh. Oberbaurats Salzenberg erbaut und am 7. August 1870 eingeweiht wurde. Ferner entstanden 1868/69 die Kasernen des 3ten Garde-Mannregiments, 1880 bis 1883 das Landgerichtsgebäude, dessen reiche Schauseite nach den Wünschen der kunstfinnigen



Skizze der Stadterweiterungen und Eingemeindungen.

S. Saedtel 1911.

T 27



Kronprinzessin gebaut wurde, 1888 das Haus der Deutschen Lebensversicherungsgesellschaft in der Spandauer Straße; an städtischen Bauten insbesondere wurden errichtet: 1878 das Viktoria-Gymnasium, 1879 die Zentralturnhalle, 1880 bis 1889 die Gemeindeschulen in der Heinrich- und Margarethenstraße.

Einen wesentlichen Fortschritt in der Fürsorge für die Gesundheit der Einwohner bedeutet die Anlage der Wasserleitung und Kanalisation. Das erste Potsdamer Wasserwerk wurde in der Bertinistraße 1875/76 von einer Londoner Aktiengesellschaft erbaut; die Anlage der Leitung war im September 1877 vollendet. Die Stadt kaufte das Werk 1890 zum Preise von 1 026 000 Mark. Dringend notwendig war die Kanalisation, wenn auch nicht mehr, wie bis in die Mitte des Jahrhunderts noch, die für die Garnison und das große Waisenhaus unter den Kanalbrücken angelegten Latrinen in Gebrauch waren.

Dem weiteren Ausbau der Verkehrswege widmeten die städtischen Behörden ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit; zahlreiche Straßen und Plätze wurden mit Aufwendung sehr beträchtlicher Mittel neu gepflastert.

Von außerordentlicher Bedeutung für die innere und die auswärtige Verkehrsentwicklung wurde der Neubau der Langen Brücke. Dem beständig wachsenden Verkehr genügte die alte Brücke, die nur halb so breit war wie die neue, nicht mehr; der gefährliche, auch hemmende Eisenbahnübergang an der südlichen Rampe, ebenso der oft als Verkehrshindernis wirkende Schiffsdurchlaß mußten beseitigt werden. Die neue Brücke wurde durch den Reg.-Baumeister Müller 1887/88 nach dem Entwurf des Geh. Oberbaurats Wiebe in massiven Steinbogen erbaut und im Juli 1888 dem Verkehr übergeben. 1895 wurde sie

mit Fahnenmasten, acht Trophäengruppen und acht Kriegergestalten — Sinnbildern der preussischen Heeresgeschichte — geschmückt; am 11. April 1901 wurde das von der Provinz Brandenburg auf der Freundschaftsinsel am westlichen Rande der Brücke errichtete Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. (nach Herters Entwurf) enthüllt.

Einen nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung des inneren Verkehrs und weiterhin auf die wirtschaftliche Gesamtentwicklung übte die Schaffung eines neuen Verkehrsmittels aus: die Firma Gülich u. Komp. baute auf Grund des im Jahre 1879 mit der Stadt geschlossenen Vertrages im Jahre 1879/80 die „Potsdamer Pferde-Eisenbahn“, die vorläufig die drei Strecken von der Langen Brücke bis zum Anfang der Viktoriastraße, bis zur Allee-straße und bis zur Glienicker Brücke umfaßte. 1888 wurde die Straßenbahn über die Lange Brücke bis zum Bahnhof weitergeführt.

Umfassende Fürsorge und nachhaltige Arbeit widmeten die städtischen Körperschaften der Umgestaltung des Volksschulwesens. Wie früher in der Gerichtsverfassung, so walteten bis 1875 im Schulwesen der Stadt Zerrissenheit und Planlosigkeit vor; abgesehen von den städtischen höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium) und Mittelschulen (höhere Bürger-Knabenschule, höhere Töchterschule, Charlottenschule) bestanden neben 7 städtischen, mehrere konfessionelle und private Elementarschulen. Auf Grund der im Jahre 1877 erlassenen Bestimmungen wurden die Elementarschulen in der Hauptsache einheitlich gestaltet. Knaben- und Mädchenschulen wurden getrennt; ein einheitlicher, und zwar sechsstufiger Lehrplan wurde für alle Elementarschulen festgesetzt; in den folgenden Jahren wurden auch die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse

der Lehrerschaft einheitlich geregelt. Die katholische Knabenschule hatte die Stadt schon 1866 übernommen, während die katholische Mädchenschule als Privatschule bestehen blieb. Die Garnisonsschule mit 222 Kindern übernahm die Stadt 1876; aufgehoben wurden ferner die jüdische und die französische Schule, die „Hofschule“ am neuen Garten, die Frankische, Armenhaus-, Kreuzstraßen-, Waisenstraßenschule. Neu errichtet wurden Ostern 1879 die Mädchenschulen in der Nauener und Heinrichstraße, die Knabenschulen an der Nauener Brücke, in der Jägerstraße und in der ehemaligen Eisenhartschule.

Das Viktoria-Gymnasium wurde 1879 aus dem alten Schulgebäude in der Nauener Straße in den an der Rurfürstenstraße errichteten Neubau verlegt. Die äußere Entwicklung der städtischen Schulen läßt nachfolgende, zugleich den wachsenden Wohlstand und das wachsende Bildungsbedürfnis der Einwohnerschaft wiederpiegelnde Übersicht erkennen:

Jahr	Schülerzahl		
	1843	1861	1890
Viktoriagymnasium	300	292	474
Realgymnasium	—	282	212
Realschule	—	—	188
höhere Bürgerschule	463	310	350
höhere Töchterchule	315	322	415

Jahr	Schülerzahl		
	1843	1861	1890
Charlottenschule	315	190	590
städtische Elementar- schulen	2 082	2 629	4 665
kathol., franzöf., jüd. Schule	220	etwa 300	

Die im Jahre 1879 für das ganze deutsche Reich herbeigeführte Änderung der Gerichtsverfassung löste das Kreisgericht Potsdam in das Amtsgericht ohne Beelitz und Werder (aber mit Rezin) und in das Landgericht auf, zu dem auch die Amtsgerichte Rathenow, Brandenburg, Werder, Beelitz, Treuenbriegen, Jüterbogk, Luckenwalde, Dahme und Baruth gehören. Für den Kammergerichtsbezirk mit Ausnahme der Berliner Gerichte wurde 1910 eine besondere Anwaltskammer mit dem Sitze in Potsdam gegründet.

Im Dienste der Wohlfahrtspflege wurden eine Anzahl segensreich wirkender Anstalten geschaffen. 1865 begründete der Superintendent Schulze auf dem von einer ungenannten Stifterin geschenkten Grundstück in der Saarmunder Straße eine Erziehungsanstalt für schwach sinnige Kinder — das Wilhelmstift; 1868 wurde die Anstalt erheblich erweitert. In demselben Jahre entstanden das Friedrichstift in der Viktoriastraße, das von der Königin Elisabeth begründete evangelische Lehrer-Witwenhaus am Zimmerplatz und in Verbindung damit das Altenhausstift in der Lennéstraße, als Asyl für betagte, arbeits-

unfähige Frauen, begründet von dem Hofprediger Heym aus Mitteln der Friedenskirchengemeinde. Ebenfalls 1868 entstand in der Zimmerstraße das katholische Rettungs- und Waisenhaus, verbunden mit der St. Josephskapelle, im Anschluß daran das St. Josephs-Krankenhaus 1872; diese Anstalten verdankten im Wesentlichen ihre Gründung der rührigen Tätigkeit des Pfarrers der katholischen Gemeinde, Erzpriesters Beyer. 1874 stifteten der Schuhmachermeister Brandt und seine Ehefrau ihr Haus Französische Straße 19 zu einem Mädchen-Waisenhaus für Töchter des mittleren Bürgerstandes.

3. Von 1890 bis zur Gegenwart.

Die letzten zwanzig Jahre der Stadtgeschichte wurden gekennzeichnet durch rege Bautätigkeit, außerordentliche Zunahme des Verkehrs, insbesondere des Fremdenverkehrs, wachsenden Wohlstand der Bürgerschaft, bedeutende Unternehmungen auf zahlreichen Gebieten städtischer Verwaltung.

Das Stadtbild wurde an vielen Stellen wesentlich verändert durch staatliche und städtische Neubauten, eine Reihe neuer Geschäftshäuser an den Hauptstraßen der Innenstadt, große Schmuckplätze, neue Verkehrs- und Beleuchtungseinrichtungen. Im Westen und Nordwesten wurden Innenstadt und Vorstädte unmittelbar verbunden, nachdem die unschönen roten Ställe des I. Garde-Ulanenregiments in den 1890er Jahren an der Hohenzollern- und Kaiser Wilhelmstraße teils abgebrannt, teils nieder-

gelegt worden waren. An hervorragenden Neubauten sind zunächst die neuen Dienstgebäude der Reichs- und Staatsbehörden: des Hauptpostamts (1900), des Rechnungshofes des Deutschen Reiches (1907), der Königlichen Regierung (1902—6), der Kadettenanstalt und des Amtsgerichts in der Kaiser Wilhelmstraße (1910). Unterrichts- und Erziehungszwecken sind gewidmet: Die Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in der Neuen Königstraße (1909), das Kaiserin Augustastift in der Mirbachstraße (1902), das Königliche Realgymnasium in der Kaiser Wilhelmstraße, die städtische Vorschule in der Junkerstraße und die Gemeindeschulen in der Kurfürstenstraße, endlich der Erweiterungsbau der höheren Mädchenschule in der Bäckerstraße. An kirchlichen Neubauten entstanden die Erlöserkirche mit Gemeindehaus in der Auguste Victoriastraße (1898), die Pfingstkapelle mit Gemeindehaus in der Großen Weinmeisterstraße (1900), die Altlutheranerkirche in der Behlertstraße (1902). Sozialen Zwecken dienen: das Auguste Victoria-Krankenhaus von 1890, ein Klassentrankenhaus neben dem städtischen in der Türkstraße, das Luisenhaus in der Behlertstraße, das Kaiser Wilhelmstift in der Weissenburger Straße und das Hasenheyerstift in der Sophienstraße (1898). Das Stadtbild im Rahmen der Landschaft erhielt neue Züge durch die Errichtung der Kriegsschule auf dem Brauhausberge (1902) und den Neubau der Glienicker Brücke (1908). Ausgedehnte gärtnerische Anlagen ließ die Stadt herstellen auf dem Gelände der ehemaligen Manenställe an der Hohenzollern- und Kaiser Wilhelmstraße, auf dem Bassinplatz und an der Plantage, wo am 23. 5. 1901 das Denkmal Friedrichs des Großen enthüllt wurde. Inmitten der von der Königlichen

Hofgardendirektion umgestalteten Schmuckanlage des Luisenplatzes erhebt sich seit Oktober 1903 das Denkmal Kaiser Friedrichs III.

Ein neuer Stadtteil entstand in dem früher sumpfigen Gebiet zwischen Bassin, Berliner und Nauener Vorstadt, den sog. „Stieffschen Wiesen“. Hier legte der Unternehmer Rohde auf Grund des im Juli 1897 geschlossenen Vertrages in den folgenden Jahren vier neue Straßen an und erbaute eine Anzahl vornehmer Wohnhäuser, die in ihrer äußeren Gestalt zum Teil die Formen der benachbarten holländischen Kolonie nachklingen lassen. Diese neuen Straßen gewährten eine schnellere Verbindung zwischen der Innenstadt und der Berliner Vorstadt, namentlich auch der Glienicker Brücke.

Der rührigen Tätigkeit der Arbeiterbauvereine verdanken die Arbeiteransiedlungen „Cecilienhöhe“ an der Leipziger Straße, „Dahheim“ am kleinen Exerzierplatz und die Ansiedlung an der Neuen Luisenstraße ihre Entstehung. Umfangreiche Neubauten führte der Beamtenwohnungsverein in der kleinen Weinmeisterstraße und in der Prinz Louis Ferdinandsstraße aus, um den Beamtenfamilien zweckmäßige und billige Wohnungen zu bieten.

Das öffentliche Beleuchtungswesen wurde erheblich verbessert durch die Einführung des Gasglühlichts, des elektrischen Bogenlichts und des Nernstlichts. Das städtische Elektrizitätswerk in der Neuen Luisenstraße wurde am 13. 9. 1902 vollendet.

Die Pferdeeisenbahn wurde im Jahre 1904 von der Stadt übernommen; da die Bahn den Bedürfnissen des gesteigerten Verkehrs nicht mehr genügte, wurde der elektrische Betrieb im September 1907 eingeführt. Zugleich wurde das Betriebsnetz der Straßenbahn

mehrfach erweitert: Die Linie A wurde über den Bahnhof Charlottenhof hinaus durch die Neue Luisenstraße, die Kastanienallee und die Viktoriastraße geführt. Den bestehenden Linien wurde die Linie D — von der Langen Brücke durch die Alte Königstraße nach Nowawes — hinzugefügt.

Der stets wachsende innere und Durchgangsverkehr bedingte eine allgemeine Verbesserung der Verkehrswege. Demgemäß wurden in den Jahren 1905 bis 1910 die wichtigsten Straßenzüge (Neue Königstraße, Nauener, Brandenburger, Charlottenstraße, Kaiserstraße) mit einem außerordentlichen Kostenaufwand asphaltiert oder neu gepflastert. Verkehrshindernisse wurden beseitigt dadurch, daß man die alte Stadtmauer — bis auf eine kurze Strecke an der Fischerstraße — abbrach und die Stadt-tore, vom Neustädter Tor abgesehen, freilegte. Als der Staat in den Jahren 1903 bis 1905 den Damm der Eisenbahn Berlin - Magdeburg höher legen ließ, wurden die Straße am Riewitt, die Alte Luisenstraße und der Werder'sche Weg unterführt, zugleich die verkehrshemmenden Eisenbahnübergänge beseitigt.

Bedeutsam für die Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege wurden die Vollendung der Kanalisation durch die Anlage der Klärstation in der Neuen Luisenstraße (1895), ferner die Errichtung des städtischen Schlachthauses in der Leipziger Straße (1894) und die Eröffnung des städtischen Wasserwerkes für die Seltower Vorstadt (28. 9. 1900).

Die Einwohnerzahl vermehrte sich von 54 161 im Jahre 1890 auf 61 414 (einschließlich Militär) im Jahre 1905. In dem Zeitraum von 1871 bis 1905 betrug die Zunahme 40,11%. Für den steigenden Wohlstand der

Bürgerschaft sprechen die erhöhten Steuerleistungen; an Staatseinkommensteuer wurden aufgebracht:

- a. von Einzelpersonen 1893: 592 446 M.,
1901: 718 362 "
1907: 918 190 "

b. von Körperschaften 1907: 22 604 M. Während die Bevölkerung von 1893 bis 1901 sich um 9,5% vermehrte, wuchs der aufkommende Jahressteuerbetrag um 21,3%; innerhalb des gleichen Zeitraums stieg das Gesamteinkommen der Bevölkerung

- a) aus Kapital um 13,9%
- b) aus Grundvermögen um 22,3%
- c) aus gewinnbringender Beschäftigung um 28,6%.

Das Maß der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einwohner läßt auch der städtische Haushalt erkennen; er schließt 1905 in Einnahme und Ausgabe ab mit 4 142 475 Mark. Die Gestaltung der städtischen Finanzen wurde wesentlich beeinflusst durch die Beseitigung der Schlachtsteuer (31. 3. 1909), die Einführung der Biersteuer (1895), Umsatz- und Lustbarkeitssteuer (1909). Das Vermögen der Stadt belief sich 1905 auf rund 12 Millionen Mark, eine Summe, die sich aus folgenden Werten zusammensetzt:

- a) Liegenschaften 9 779 744 M.,
- b) Kapitalien 1 098 170 M.,
- c) Stiftungsvermögen 1 363 612 M.

Diesen Aktiven standen gegenüber Passiva im Betrage von 7 591 754 M.

Was die Stadtgemeinde an Grundbesitz im 18. Jahrhundert durch die Verlegung der Gärten bei den Stadterweiterungen, durch Unachtsamkeit und Vererbpachtung (die 1850 gesetzlich zu freiem Eigentum der Pächter

wurde) verloren, sucht sie jetzt durch Grundstückskäufe (Rest der Stieffschen Wiesen, Freundschaftsinsel) wieder einzubringen. Ihr wird dadurch Einfluß auf eine gesunde Bodenpolitik ermöglicht.

Dem Wachstum der Einwohnerzahl und dem steigenden Verkehr entsprach ein lebhafter Aufschwung des gewerblichen Lebens, äußerlich gekennzeichnet u. a. durch die Eröffnung zahlreicher zum Teil vornehm ausgestatteter Ladengeschäfte an den Hauptstraßen der Innenstadt und die Einrichtung neuer Geschäftsräume mehrerer Banken. Während die Gesamtzahl der gewerblichen Betriebe in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 sich (um 123) vermindert hatte auf 3946, vermehrte sich die Zahl der in diesen Betrieben beschäftigten Personen von 10 552 auf 14 328, d. h. um 35%. Im Handelsgewerbe insbesondere wurden 1895 beschäftigt 2323 Personen (mehr 760); hier vermehrte sich die Zahl der Betriebe (um 14%) auf 878. Der aufkommende Jahresbetrag der Gewerbesteuer wuchs von 60 127 im Jahre 1890 auf 70 167 im Jahre 1905. Seit dem 7. Februar 1905 besteht in Potsdam ein Kaufmannsgericht unter dem Vorsitz eines besoldeten Magistratsmitgliedes. Kaufmännische Fortbildungsschulen wurden für Männer 1899, für Mädchen 1910 begründet; diese Anstalten wiesen im Jahre 1910 insgesamt 249 Schüler auf.

Eine Handelskammer hat Potsdam seit 1899, die aber ihren Sitz nach Berlin verlegte (!). Für den Regierungsbezirk Potsdam (außer Berlin und Charlottenburg) wurde 1900 eine Handwerkskammer mit dem Sitz Potsdam gebildet.

Die Unterschiede des alten und neuen Potsdam spiegeln sich besonders anschaulich wieder in der Entwicklung der Vorstädte. Das einstige Bild der

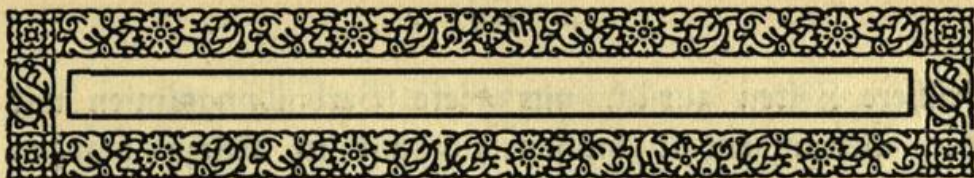
Vorstadt mit vereinzelt einstöckigen Gärtner- und Arbeiterhäusern zwischen Äckern, Wiesen und Gräben, mit zahlreichen Bockwindmühlen, so auf dem Brauhaus-, Pfingst- und Mühlenberge, sowie am Heiligen See, ist verschwunden bis auf spärliche Reste. Nachdem schon zur Zeit Friedrich Wilhelm III. Villa Ingenheim in der Neuen Luisenstraße, Villa Jacobs in der Bertinistraße, sodann unter König Friedrich Wilhelm IV. vor dem Brandenburger Tore, in der Kapellenberg- und Augustastrasse eine Reihe von Landhäusern erbaut worden waren, entstanden bald nach 1870, hauptsächlich aber in den beiden letzten Jahrzehnten zahlreiche große Mietshäuser, vornehmlich in der Brandenburger Vorstadt. Hier, wie auch in den Landhäusern der Berliner und Nauener Vorstadt, wohnt jetzt der größte Teil der Beamtschaft. Zahlreiche neue Straßen entstanden in der Brandenburger und Berliner Vorstadt, deren fernere Gestaltung seit 1905 durch umfassende Bebauungspläne geregelt wurde. Seit der Zeit König Friedrich Wilhelms III. wurden größere gewerbliche Betriebe mehr und mehr in den Vorstädten angelegt, so von privaten Unternehmern die Brauereien in der Teltower Vorstadt, die Seidenfabrik und verschiedene Sägemühlen; vom Staate die Dampfschiffbauerei und die Dampfmühle (später Proviantamt) in der Neuen Luisenstraße. Die Stadt selbst legte ihre Wasserwerke in der Nauener und Teltower Vorstadt, Klärstation und Elektrizitätswerk vor dem Brandenburger Tore, das Straßenbahndepot vor dem Berliner Tore an. Die meisten neuen Wohlfahrtsanstalten — Wilhelmsstift, Bürgerstift, Rückertstift u. a. m. — wurden in den Vorstädten begründet. Die Beseitigung der Stadtmauer, die Freilegung der Tore und der Erwerb

Ihm wurde 1825 die Schulabteilung des Waisenhauses beigegeben, aus der sich die vier Kompagnien starke Unteroffizierschule entwickelte. 1859 folgte die Errichtung der Kriegsschule. Auf zwei Kompagnien wurde die Kadetten-Voranstalt vermehrt.

Das Verhältnis zur Stadt ist ein gänzlich anderes geworden. Dem sehnlichen Wunsche der Bürgerschaft entsprechend wurde 1820 allgemein die Naturaleinquartierung aufgehoben und die Stadt auf Service gesetzt. Der von dem mehrjährigen Dienst jetzt voll beanspruchte, nicht mehr mit bürgerlichem Erwerb befaßte und unbeweibte, Soldat wurde kaserniert und nur, wo die Kasernenbauten noch nicht ausreichten, in Bürgerquartiere gelegt, aber gegen Zahlung des Services, den der ärmere Bürger gern nahm. So lag das 2. Grenadier-Bataillon des 1. Garderegiments bis zur Übersiedlung in die Kaserne an der Riezbrücke (1878) im holländischen Viertel in Quartier.

Statt der gleichmäßigen Durchsetzung der Stadt mit Soldaten liegen jetzt die mächtigen Kasernen, Ställe und Garnisonanstalten (darunter die drei großen Proviantmagazine am Kellertor, in der Leipziger und der Neuen Luise-Strasse sowie das neue seit 1894 gemeinschaftliche Garnisonlazaret) wie Inseln im Stadtbilde und geben ihm ein hervorstechendes Gepräge. Und für das Wirtschaftsleben der Stadt ist die Zahl von über 8500 aktiven Militärpersonen von erheblicher Bedeutung. Wo fast jeder achte Einwohner Soldat ist, kann es nicht wundernehmen, wenn Sonntagsnachmittags der Soldat die Straßen der Stadt beherrscht.





Viertes Kapitel.

Kunstgeschichte der Potsdamer Bauten.

Potsdam ist als Stadt wie als Landschaft eine Schöpfung der Herrscher aus dem Hause Hohenzollern. Durch die künstlerischen Bestrebungen dieser Fürsten ist seiner Architektur das eigenartige Gepräge verliehen worden, ist es angeschlossen worden an die großen Kunstströmungen Europas. Eine Kunstgeschichte seiner Bauten ist im wesentlichen auch eine Geschichte der Geschmacksrichtungen der brandenburgischen Kurfürsten, der Könige Preußens. Das lebhafteste Interesse aller Hohenzollern für die Baukunst macht Stadt und Umgebung zu einem Spiegelbilde der wichtigen Bewegungen auf diesem Gebiete während zweier Jahrhunderte. Die persönliche Eigenart der Schöpfer aber verleiht dem Ganzen einen einheitlichen Zug, eine starke Selbständigkeit und eine bestimmte Größe. Erst von den Tagen König Friedrichs I. an sind die steinernen Dokumente für die Architekturgeschichte fruchtbar zu machen, Potsdam ist daher auch bauhistorisch die eigentliche preussische Königsstadt. Indessen manche Erinnerungen leiten in

frühere Zeiten zurück, nur diese Verbindungslinien mit der Vergangenheit müssen zunächst in Kürze gezogen werden. Anstelle des heutigen Königlichen Stadtschlosses erhob sich vor 1660 das alte Haus der Kurfürstin Katharina. Es war 1598—99 unter Joachim Friedrich, ihrem Gatten, als Umbau der alten Burg errichtet worden. Seine äußere Gestalt ist unbekannt, könnte aber, wie der Berliner Schloßbau des Kaspar Theiß unter Joachim II., die Giebelmotive der deutschen Renaissance aufgewiesen haben. Zwischen 1650 und 1660 fällt die Beseitigung des alten Gebäudes durch den Großen Kurfürsten. Schon 1660 war man eifrig beim Neubau, ein Teil des neuen Stadtschlosses war bereits bewohnbar. — Mit Friedrich Wilhelm beginnt die erste große baugeschichtliche Epoche von Schloß und Stadt. Sie reicht von 1660 bis 1740 und erstreckt sich so durch die Regierungszeiten Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. hindurch. Französische und holländische Einflüsse halten sich in ihr ziemlich die Wage. Französische Barock-Künstler wie Leveau und Mansart, die holländische Spätrenaissance, klassizistisch gefärbt, wirken auf die deutschen z. T. erst naturalisierten Meister ein. Diese ältere holländisch-französische Stilrichtung ergibt eigene und reizvolle Wirkungen in Stadt und Land und ist bis zu einem gewissen Grade dem geschulten Blicke noch heute im Rahmen aller späteren Schöpfungen als ältester Kreis architektonischer Denkmäler wohl erkennbar. Das Schloß des Großen Kurfürsten läßt sich einigermaßen rekonstruieren. Es ist seinem Grundrisse nach das französische Adelshotel im Sinne von de Brosse und Mansart: Hauptgebäude mit Gartenfront, zwei niedrigeren Seitenflügeln für das Gefolge,

Hof in der Mitte, Abschluß nach der Stadtseite durch eine Flucht von geringer Höhe mit Tor. Dieser Abschluß war unter dem Großen Kurfürsten schon geplant, wurde aber erst unter seinem Nachfolger in prunkvollerer Form hergestellt. 1682 kam man zu einer vorläufigen Beendigung der ganzen Anlage. Im Aeußeren verleugnet sich der französische Charakter in den steilen Dächern nicht, wenn auch die Fassaden einfache Puzflächen zeigten. Der Baumeister, Philipp de Chieze, war als Architekt Schüler der Franzosen, das zeigt der Grundriß und Hauptsaal des alten Schlosses. Aber in einem Punkte mußte er sich hier wohl dem persönlichen Geschmacke seines Herrn fügen. Die drei Risalite des corps de logis (Hauptgebüudes) tragen belvedereartige Luffastürme, der mittlere von ihnen ist von überragender Höhe und macht einen ganz unfranzösischen Eindruck. Hier sind holländische Vorbilder bestimmend gewesen. Der weite und schöne Prospekt auf das flache Land ist in Holland beliebt, so zeigen die dortigen Lusthäuser (z. B. das Haus im Bosc) Luffastürme, so ist auch die berühmte Kuppelhalle des Rampenschen Stadthauses zu Amsterdam (jetzigen Königl. Palais) nichts Anderes. Die Liebhaberei des Kurfürsten war bestimmend; Friedrich Wilhelm hatte in Holland seinen Blick an der holländischen Flächennatur geschult, daher zeigt er als erster eine wahrhaft große Auffassung der Potsdamer Landschaft, dieser Auffassung aber diente die eigentümliche Anlage auf den Dächern der neuen Residenz. Von hier aus konnte man die Wiesen und Wasserflächen, die umkränzenden Hügel als eine Einheit erfassen, und schon der große brandenburgische Herrscher suchte sie einheitlich künstlerisch zu durchdringen. Der Meister des Stadtschlosses

de Chieze baute auf seinen Befehl kleine Landsitze inmitten von Park, Obst- und Weinanlagen. Für die künstlerische Anschauung der Gärten in der Ebene, der großen Wasserflächen sprechen die Aussichten, die sich von den neugeschaffenen Schlösschen aus bieten. Französischen Barockcharakter trägt Caputh (um 1660), das jetzt noch erhalten und in alter Schönheit wieder erstanden ist. — Den holländischen Barockgiebel vor der Front weist nach uns überlieferten Bildern das verschwundene alte Lusthaus zu Bornim auf. In der Stadt Potsdam geht nur ein größerer Bau seiner Grundanlage nach sicher auf den Großen Kurfürsten zurück, das Predigerwitwenhaus in der Breiten Straße (1667). Hier scheint die Fassade im 19. Jahrhundert, aber nicht wesentlich, verändert zu sein. Die toskanischen Pilaster können sehr gut noch von Nehring († 1695), der als Erbauer angeführt wird, herrühren, finden sie sich doch auch an seinem Hauptwerk, dem Marstall, wieder. Das französische Mansardendach ist wohl dasselbe geblieben und wird nun überhaupt für alle größeren Gebäude vorbildlich. Erst in der Zeit des großen Königs tritt es von 1740–63 ganz zurück, um dann noch einmal von Gontard und seinen Nachfolgern verwertet zu werden. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms kam unter seinem Nachfolger Friedrich III. in stärkerer Weise der französische Einfluß zur Geltung. Der holländische Ziergarten wich einer regelmäßigen französischen Parkanlage, und an der Nordseite des Lustgartens entstand ein Orangeriegebäude (der jetzige Marstall) von Nehrings Hand. Französischer Herkunft ist die Umrißlinie des Daches, das eigentümlich niedrige Attikageschoß, die Kämpferbogenfenster und die römisch-jonischen Pilaster

der französischen Akademie in der Art François Blondels (die starken vorgelegten Risalite mit Bandrustiken und barocken Pferdgruppen stammen erst von Knobelsdorff). Französisch-klassizistisch ist auch de Bodts treffliches Markt- oder Fortunaportal des Stadtschlosses (1701). Seine klassizistischen Neigungen hatten in Holland und England nur verstärkt werden können. Seine Bauten zeigen eine gewisse Nüchternheit in den Einzelheiten, eine akademische Regelrichtigkeit. Doch fehlen ihm barocke Neigungen nicht. Sein Marktportal, eine ganz originale Schöpfung, verkörpert ein aus Frankreich stammendes Portalmotiv. (S. de Brosse, Eingang zum Luxembourgpalast 1611.) Eigenartig ist das konstruktiv gedachte Balkensystem, das die Kuppel trägt, von barocker Wucht die mächtigen Eckpfeiler des ersten Stocks mit ihren Trophäen. Der barocke Eindruck des Ganzen wird verstärkt durch den Gegensatz zwischen jenen Pfeilern und der dazwischen gespannten zierlichen Kuppel mit der drehbaren Fortuna. Wenn wir den Stichen von Broebes trauen dürfen, gewann damals auch die Dachkonstruktion eine mehr französische Form. Sicher ist wohl, daß die holländischen Aussentürme in dieser Zeit verschwanden; dann scheinen anstelle der einfachen Steildächer echte Mansarddächer getreten zu sein. Somit war durch Portalbau und Dächerumbau dem ganzen Gebäude ein stärkerer französischer Anstrich verliehen. Das entsprach den Tendenzen Friedrichs I. mehr; unter ihm ist der Einfluß Frankreichs in kultureller Beziehung überhaupt bedeutender als unter seinem Vorgänger und Nachfolger. Ganz dürftig aber wirken an dem neuem Königswohnsitz die einfachen Putzfassaden, die man seit der Regierung Friedrich Wilhelms keiner Veränderung unterworfen

hatte. Im Innern erhielt der große Saal herrlichen, noch heute erhaltenen Deckenschmuck von Schlüter (1695). Es sind die prächtigen Marmorputten, die auf dem Hauptgesims unter der Deckenwölbung zu spielen scheinen.

Friedrich Wilhelm I. ist als der eigentliche Erbauer Potsdams zu bezeichnen, seine Neuschöpfung ist von dem großen Sohne nur einem Umbau nach neuen künstlerischen Anschauungen unterzogen worden. — Die wichtigsten Daten seien vorangestellt. 1714 wurde der Lustgarten in einen Exerzierplatz, das Orangenhaus Nehrings in einen Reitstall verwandelt. Bis 1720 wurde die Altstadt gründlich erneuert. Reste älterer Bauten sind daher gar nicht erhalten. 1719—22 dehnte sich die Stadt bis zur Grenze der Charlottenstraße aus, 1733 folgte dann die zweite Stadterweiterung. Die Altsiemauer umschloß die neuen Teile. Friedrich der Große hat am Berliner Tore eine unwesentliche Änderung der Mauerlinie vorgenommen. Aus älterer Zeit stammt nur noch das Jägertor mit seinen toskanischen Pilasterbündeln an den Pfeilern. — Die Häuser, die überall neu erstanden, lassen sich in drei große Gruppen einteilen. Da sind zunächst die für Potsdam höchst bezeichnenden einfachen Fünffensterhäuser mit dem Giebelzimmer über der zweistöckigen, ganz schlichten Fassade. Sie sind typisch für die Soldatenstadt und wohl aus heimischer Bauart, dem praktischen Zwecke dienstbar, erwachsen. Sie zeigen überall dieselbe Zimmeranlage der Grundrisse und sind in der Fassade massiv, im übrigen als Fachwerkbauten errichtet. Erhalten haben sie sich noch in der Kirch-, Kriewitz- und Grünstraße und in größerem Rahmen in dem Stadtteil nördlich der Charlottenstraße, der durch diese, die Hohenzollern-, Kaiser Wilhelm- und Nauener Straße begrenzt

wird. Sie machen heute einen wenig künstlerischen Eindruck, entbehrten aber doch ursprünglich eines gewissen Reizes nicht. Ihre Giebel zeigen vielmehr das Bestreben der Architekten, mit den Schmuckformen bei aller Einförmigkeit zu wechseln, dreieckige und gebogene Frontons zu verwerten. Dazu kam die Eigenart der Gesamtanlage. Jeder Häuserblock hatte seine Brandgasse zur Einfahrt für die Feuerwehr, noch heute kann man diesen ursprünglichen Eingang an den Straßenecken mit ihren Zwischenbauten deutlich erkennen. Die Häuser waren vielfach in weiß, die Fachwerkbalken in orange gehalten. So machte das Ganze einen zwar etwas zu regelmäßigen, aber doch freundlichen Eindruck, hier und nirgends anders ist der originale Charakter im Wirken des Soldatenkönigs am besten erhalten geblieben.

Die zweite Gruppe der Bürgerhäuser zeigt französische Einflüsse. Es sind meistens massive, größere Bauwerke der Altstadt. Hierher gehören die Häuser des Kanals an der Nord- und Südseite. Auf der letzteren sind vielfach späte Umbauten vorhanden, so daß die Zeit Friedrich Wilhelms etwa nur noch von der Grünen Brücke bis zur Garde du corps-Kaserne vertreten ist. Die Nordseite zeigt manche Veränderung, aber auch an dieser Stelle sind alte Gebäude erkennbar, z. B. die Ecke der Berliner Straße und des Kanals. Die Eckhäuser der Französischen- und Hodißstraße, Breitestraße 8, Lindenstraße 26, das Predigerhaus der Garnisonkirche zeigen den gleichen Typ. Es sind überall die gebrochenen Mansarddächer für diese Häuser charakteristisch, sie sind geradezu typisch für das vornehme Bürgerhaus unter dem zweiten Könige. Der Mansardsche Einfluß ist auch für die Fassadengestaltung bestimmend: feine, einfache Pilaster-

streifen, vornehmer Fensterschmuck durch Umrahmung und eine Muschel als Schlußstein, in den meisten Fällen hat man selbst darauf verzichtet. Die Tätigkeit Philipp Gerlachs (1697—1748) hat hier sicher ein Feld der Betätigung gefunden. Er war ein Schüler von J. B. Broebes (seit 1687 in Berlin), der wieder auf Mansard und Leveau zurückging. Die eigenartigste Leistung Gerlachs war die große Stadtschule (1735), Nauenerstraße 45, deren Ähnlichkeit mit Gerlachs Kammergericht in Berlin so auffallend erscheint. Dies ausgezeichnete Gebäude zeigt sich im Umriß wie vornehmlich im Mittelteile der Fassade von zurückhaltender Vornehmheit und ist ein bedeutendes Denkmal jener Richtung, die wohl die Motive aus Frankreich übernahm, sie aber in eigenartiger und zweckentsprechender Weise für heimatliche Bedürfnisse umzubilden verstand. Die letzte Zeit des Königs sah die Wendung zum holländischen Backsteinstil. — 1732 kam Johann Boumann in preussische Dienste. Als Vorläufer dieser Bauweise ist 1731 das kleine Jagdschloß Stern anzusehen; es zeigt zum ersten Mal den Ziegelrohbau Hollands. 1734 erstand das holländische Quartier, das erst unter dem Nachfolger ganz beendet wurde. Eine gewisse Abwechslung ist auch in ihm erstrebt. Die eine, die Mittelstraße, zeigt holländische Giebel, der Kreuzstraße dagegen fehlen sie völlig. An einzelnen, symmetrisch über den Block verteilten Häusern findet man wohl auch eine Verzierung der Tür und darüber neben dem Mittelfenster schmale Barockvoluten von Holz. Hier und da erscheinen auch eigentümliche Rustika-Ziegelpfeiler. Die entzückende kleine Gloriette des Bassins, damals auf einer Insel gelegen, gab einen Augenpunkt von Süden her mit ihrem seltsamen, chinesisch-holländischen Dache.

Ein einziges ansehnlicheres Gebäude dieses Stils steht in der Lindenstraße, das heutige Amtsgericht. Es verbindet mit der schönen Umrißlinie des Daches, die an französische Einflüsse gemahnt, eindrucksvolle Backsteinarchitektur und einen reicheren Schmuck der Mittelachse der Fassade. Wie die Gerlachsche große Stadtschule zierte es wahrscheinlich ein (jetzt wieder hergestellter) Balkon (1734—37). Die neu erstandene Stadt schmückten drei schöne Kirchen: die Heiligegeist-, Garnison- und in der Mitte die St. Nicolai- oder Stadtkirche. Die Türme sind wohl in Anlehnung an englische (Christopher Wren) und holländische (de Keyser und Goldmann) Turmbauten entstanden. Das Innere der Gotteshäuser spiegelt die Theorie des protestantischen Kirchenbaus, wie sie von Leonhard Sturm unter Hinblick auf jene Vorbilder ausgebildet worden ist, wieder. Auch bei ihnen finden wir nicht frostige Anlehnung und slavische Nachbildung, sondern eigene geistvolle Erfassung und feine Durchbildung deutscher Schule. Die Heiligegeistkirche, im Grundriß ein Querhausbau, wurde als einstöckiges sehr einfaches Gebäude von Gayette (1726) aufgeführt. Sie hatte eine kunstvolle Fachwerkkonstruktion, in der sich der Erbauer noch später am Langen Stall (1734) üben konnte. An sie setzte Joh. Friedr. Grahl 1732—34 seinen schönen Turm mit dem durch eingeklebte Ecken geschaffenen Oktagon und der prächtigen offenen Turmhalle nebst Laterne. 1724 folgte die Stadtkirche mit ihrem wuchtigen Turmaufbau und der Form des griechischen Kreuzes als Grundriß (1796 abgebrannt). Auch ihre Außenseiten waren außerordentlich schlicht. Den Beschluß machte die Lieblingschöpfung des Soldatenkönigs, die Garnisonkirche. Ihr Schöpfer ist Philipp Gerlach, der

die Jerusalemer Kirche in Berlin, den Parochialkirchturm daselbst und die Nikolaiirche in Potsdam geschaffen hatte. — Der Grundriß ist ein zentralisiertes Querhaus mit Emporen, über dem sich ein hohes Pyramidendach erhebt. Lange Fenster charakterisieren die Außenfronten. Kraftvoll und doch elegant steigt in drei Absätzen der klassizistisch-pilastrierte Turm auf, dessen aufgesetzte Halle das Glockenspiel birgt, über dessen Turmhelm die Wetterstange mit dem „nec soli cedit“ prangt. In dieser Soldatenkirche schlafen unter den Trophäen siegreicher Kriege die beiden Begründer preußischer Großmacht, in der Nähe ihres ersten und vornehmsten Garderegiments. —

Eine neue, die zweite Kunstepoche brach für die Residenz mit der Thronbesteigung des Großen Königs an. Sie fällt noch in die Zeit des Barockstils, aber klassizistische Momente dringen in immer größerer Menge ein. Drei Abschnitte haben wir zu unterscheiden, den französisch-akademischen Klassizismus Knobelsdorffs, den palladianischen des Königs selbst und das klassizistische Barock Gontards und seiner Schule.

Das persönliche Verdienst Friedrichs, ein Zeichen seiner genialen Künstlernatur war, daß er daran ging, aus den Nützlichkeitsbauten seines Vaters Kunstbauten zu machen. Er wollte die gesamte Stadt nach einheitlichen künstlerischen Prinzipien umschaffen. Der Immediatbaufonds diente ihm dazu, den Bürgern die nötigen Mittel für künstlerische Fassaden zur Verfügung zu stellen. Ein richtiges und gerechtes Urteil über sein Verfahren läßt sich nur gewinnen, wenn wir uns in seine Seele versetzen. Er gestaltete zuerst seine nächste Umgebung vom Standpunkte des Künstlers aus, seiner

differenzierten Natur entsprach das für feinste, ja raffinierte Stimmungen berechnete Rokoko. In der Außenarchitektur liebte er im Beginn seiner Regierung ein kräftiges und ausdrucksvolles Barock oder einen harmonischen Klassizismus, der allerdings durch reiches Schmuckwerk barockifiziert wurde. Die Stadt selbst faßte er als weitere Umgebung seines Schlosses in einen künstlerischen Rahmen, soweit es seinen Interessen diente, die Straßenfronten sollten sich ihm schön repräsentieren. Auf ihn selbst war alles abgestimmt, sein Geschmack in die Architektur der Privathäuser übertragen; er scheute, auch hierin ein Kind der Barockzeit, selbst Kulissenbauten zum Zwecke nur schöner Wirkung nicht. . . So ist Schloß und Stadt lediglich Widerspiel seiner Geschmacksrichtungen und als künstlerische Umgebung eines fein empfindenden Mannes zu werten. Dies ist das merkwürdige der neuen Schöpfungen, das alles konzentrisch schließlich auf die Seele des königlichen Künstlers hin angelegt wird; die Potsdamer Stadtarchitektur steht daher schon ganz im allgemeinen in Europa schlechtweg einzig da. — In diesem Zusammenhang muß noch ein Wort über die Parkanlagen gesagt werden. Der Park von Sanssouci läßt nur noch ungefähr den früheren Charakter erkennen. Die stark barock wirkenden Bauten Knobelsdorffs am Eingang, das Tor mit den gekuppelten Säulen und die Muschelgrotte deuten auf den alten Zustand hin. Stark nivellierend hat in späterer Zeit der Landschaftstil gewirkt, fast nur die Hauptallee und die Terrassen haben ihm getrozt. — Wenn wir die ursprüngliche Gestalt vor uns erstehen lassen, so wird auch diese Anlage ein Dokument für die von mannigfachen Anregungen leicht berührte seelische Stimmung des

Herrschers. Er meidet die Nähe der großen Wasserflächen, er baut seinen Garten in der Ebene fern von ihnen und doch wählt er zum Wohnsitz nicht eigentlich die Ebene, wie es dem Geschmack des Barockzeitalters entsprochen hätte, er geht auf die Höhe. Von hier aus übersah man damals das ganze Havelthal; das innerlich Befreiende eines solchen Unblicks wird auch seine Seele haben erklingen lassen. An den Sanssouci-Vorgarten schließt sich nach Westen der Jardin anglo-chinois. Sehr bezeichnend für den modernen Sinn des Königs war dieser sogenannte Rehgarten, bezeichnend auch für sein so mannigfach bestimmbares Empfinden. Dort lockten Schlängelwege rechts und links neben der großen Hauptallee durch das Gehölz wie in natürliche Waldpartien hinein. Die damals aufsteigende Mode des englischen Parkes entsprach seinem Hang zur Einsamkeit. Kam man südlich durch den Irrgarten zum goldblitzenden finessischen Hause, so mußte man auch hier die romantisch-bizarre Stimmung des Urhebers bewundern, aus der diese feinste Leistung orientalisierender Kunst entsprungen war. Im Rehgarten stand die jetzt verschwundene Kolonnade Knobelsdorffs. Das Motiv des Wassers, das den Park beleben sollte, klang in reicher architektonischer Umgebung aus. Schon vor dem Schlosse sollte eine große Fontäne, deren Herstellung scheiterte, es zu seinem Rechte bringen. Das große Reservoir auf dem Ruinenberge erhielt die klassische Form einer antiken Naumachie mit dem Rest eines Amphitheaters. Tempelruinen verstärkten die klassisch-sentimentale Stimmung. Am Ende des englischen Gartens begann dann, wieder in französischer Regelrichtigkeit, der Vorpark für das Neue Palais und die Communis. Diese Schlösser wie

den Rehgarten gedachte der König gleichfalls in größerem Rahmen sich näher zu bringen, daher ließ er durch Unger 1770 das Belvedere auf dem Klausberg als Pendant zu dem Ausblick von Sanssouci her errichten. Ein empfindungsvolles Bauwerk, der Freundschaftstempel mit heiteren korinthischen Säulen, dem Standbilde der Prinzessin Wilhelmine und den Medaillons berühmter Freundespaare kam hinzu (1768). Die ernstesten dorischen Säulen eines feierlich-geschlossenen Rundtempels, des Gegenstücks zu dem ersteren, luden ein, die harmonische Schönheit der Antike an der Gruppe des Lylomedes, den Gemmen der Stoschischen Sammlung auf den einsamen Besucher wirken zu lassen. — Klassisches, Französisches, Englisches, Sentimentales und Romantisches werden von den grünen Bäumen des Parks zur Einheit verbunden, die wechselnden Stimmungen desselben Mannes lernen wir kennen und auch sein Streben nach Befreiung und Erhebung. Das Bild des Künstlers und Philosophen Friedrich bleibt für alle Zeiten mit der Höhe von Sanssouci und seinem Park innig verbunden. —

Die Epoche von Knobelsdorffs Wirken reicht von 1744—1752. Er war für klassizistisches Bauen durch die Einwirkung der französischen Akademie, die Werke eines François Blondel, Claude Perrault, Jules Hardouin-Mansart gewonnen. Immerhin war er ein Eigener. Das zeigen vor allem die Häuserbauten; denn sie lassen viel stärker als die offiziellen Werke die im Grunde barocke Stilrichtung erkennen. Sie sind durchweg originell erfunden und zeichnen sich durch sympathische Schlichtheit aus. — An zwei Stellen geht seine Wirksamkeit mit der Friedrichs Hand in Hand: in Sanssouci (1745—47) und beim Stadtschloß (1744—51). — Sans-

souci ist im Innern rein rokokomäßig gehalten. König und Architekt, der sich im Rokoko schon in der goldenen Galerie Charlottenburgs versucht hatte, arbeiteten zusammen. Auf Knobelsdorff sind in der Gesamterscheinung des Baus der säulengetragene Mittelsaal, der Parolesaal, die klassizistischen Pilaster der Nordseite, die Säulenhalle dortselbst zurückzuführen. Auf den Einfluß des Königs weisen der gesamte Grundriß, vor allem die runden Ecksäle (comme à Rheinsberg im ursprünglichen Entwurf), die eigenartigen Hermenpilaster der Südseite, die Vermeidung des Sockelgeschosses hin. Barock ist die Gartenseite, aber auch der klassizistischen Nordfassade fehlt in reichem Schmuckwerk ein barocker Schimmer nicht. Die intime und bequeme Anlage ist im wesentlichen den Wünschen des Königs zu verdanken, durch das Verwachsensein mit dem Boden unterscheidet sich Sanssouci glücklich und eigenartig von ähnlichen Schlössern wie z. B. von der Solitude und Monrepos (Ludwigsburg). Die beiden echten Rokokofassaden der Neuen Kammern und der Bilder-Galerie verdanken wir den persönlichen Wünschen Friedrichs. Das typische Rokokopalais im Innern und Äußeren stellen die ersteren dar. Einen klassischen Saal, von mächtiger Wirkung durch die gewölbte Flachdecke, die korinthischen Säulen, die antiken Reliefs, enthält das zweite Gebäude in seiner ganzen Länge. Hier waren die kraftvollen italienischen und niederländischen Meister vereint, denen der König seit 1755 huldigte. Sieben Jahre (1744—51) dauerte der Umbau des Stadtschlosses. Es war das Siegesmonument für den Dresdner Frieden, die Wappen Brandenburgs und Preußens an der Stirnseite hatten das Abzeichen der neuen Provinz Schlesien als drittes

Wahrzeichen neben sich. Schlesiſcher Marmor wurde im Treppenhaus und Vorſaal verwendet. Der große Prunkſaal im Innern blieb, er wurde zum Denkmal für der Taten des Großen Kurfürſten ausgeſtaltet. Alle übrigen Innenräume kündeten preußiſche Rokokokunſt. Das koſtbarſte Gemach war die Chambre de parade, das Schlafzimmer des Königs im Weſtflügel; wie in Sansſouci (hier iſt es ſpäter verändert worden) ſchied den Hauptraum vom Alkoven eine ſilberne Baluſtrade mit Putten. Die Außenseiten erhielten Perraultſche Pilaster, das Hauptriſalit Dreiviertelsäulen. Der König wünſchte nach der Gartenseite zu keine Tempelhalle, wie Knobelsdorff es wollte; er geſtattete ſie aber als Abſchluß des Weſt- und Oſtflügels nach der Marktſeite. — Die Säulengitter nach der Havel und dem Marſtalle zu ſind trotz erſtrebter Klaſſik von barocker Wirkung. Der Marſtall ſelbſt erhielt an den Riſaliten Säulen mit Bandruſtika. Den Proſpekt vom Schloſſe aus nach Weſten beherrſchten eigenartige Knobelsdorffſche Bürgerhäuſer im Vordergrund (Prieſterſtr. 13, Schloßſtr. 13 und 14 und Schloßſtr. 12), im Hintergrunde die Obeliſken des Neuſtädter Tores mit ihren drehbaren Ablern. Der eigne Stil Knobelsdorffs kam noch in dem Kommandeurhaus der Gardes du Corps (Ruſtikapilaſter ioniſcher Art) am Kanal und in dem Eckhaus (Brauereſtr. 10) mit Giebelſfeld zu ſelbſtändigem Ausdruck. Die akademiſchen Pilaster trägt Alter Markt 17, vom Schloſſe beeinflusst, und Breiteſtraße 30 und 34. — Die Tätigkeit Knobelsdorffs, neben dem Boumann wirkte, wurde nun aber noch kurz vor ſeinem Tode (1753) von Friedrich nach einer neuen Richtung hin verwertet. — Der König wandte ſich (auch auf dem Gebiete der Malerei

zeigt sich bei ihm eine parallele Erscheinung) von den Franzosen zu den Italienern. Bestimmend hierfür war wohl ein Verlangen nach harmonischen Eindrücken, nach reinerer Klassizität als bisher. Dies Verlangen ist übrigens ein allgemein europäischer Zug seit der Mitte des Jahrhunderts. Während man aber im führenden Lande, Frankreich, sich der hellenischen Antike zuwandte (Ausgrabungen von Pompeji, Veröffentlichungen von Stuart und Revett über die Akropolis) schloß sich der preußische Herrscher an den in Italien noch wirksamen Geist der Hochrenaissance und an die Vorbilder der römischen Antike an. Das zeigte die pantheonähnliche, aber auf elliptischer Grundlage (wahrscheinlich unter Einfluß des Sebastiano Serlio) errichtete französische Kirche mit ihrem vitruvianisch-strengen römisch-dorischen Säulenvorbau. Das erwies vor allem die eigenste Schöpfung Friedrichs, der alte Markt.

Für das Rathaus (1753) fand der königliche Künstler in dem alten Bau mit Auffaszturm die Grundlage vor. Er ließ das Neue aber keineswegs unter Zugrundelegung des Amsterdamer Stadthauses von Rampen ausführen. Von diesem stammt nur der mächtige symbolische Atlas. Die vitruvianische Form der korinthischen Säulen, die klassizistische runde Turmhalle sind von eigener Erfindung, sicher italienischer Herkunft. Das Predigerhaus von St. Nikolai (1752) (Vorbild: Palazzo della Consulta in Rom von Fernando Fuga, einem Klassizisten), die Schauseite der Stadtkirche nach der von Sa. Maria Maggiore in Rom (Fernando Fuga), der Obelisk davor vervollständigten den Eindruck eines römischen Platzes. Das Berliner Tor, etwa wie der Titusbogen, ein eintoriger klassischer

arcus triumphalis, eröffnete 1753 die Reihe der stilistisch-reineren Bauten aus der Hochrenaissance. Diese aber erhielten durch mannigfaches Schmuckwerk, durch Verkleinerung der Maße einen stark barocken Charakter. Palladio, der Meister von Vicenza, hatte die ganze Barockzeit hindurch in Nordwesteuropa klassische Geltung. Kopien seiner Werke benutzte der Herrscher als Anregung. So eröffneten die Kaiserstraße am Markt der Palazzo Montano Barbarano, das Haus des Giulio Capra (beide in Vicenza), so schmückte die Humboldtstraße (Nr. 3) der Palazzo Pompei von Palladios Kunstgenossen Sanmichele in Verona. Die heutige Kommandantur ist Palladios Valmaranapalast, am Neuen Markt 5 erhebt sich der Palazzo Marcantonio Tieni in der Nachbildung. Der Palladianismus stand besonders in England und Holland in Blüte, hier hatte er sogar eine selbständige Entwicklung erlebt. Friedrich, der mit dem britischen Inselreiche nahe Beziehungen unterhielt, wurde auf den englischen Klassizismus hingewiesen und empfand ihn wohl wegen der nahen Verwandtschaft englisch-holländischen und norddeutschen Volkstums als besonders passend für seine Residenz. Vornehmlich seit seiner Kunstreise nach Amsterdam (1755) tritt die neue Richtung lebhaft in die Erscheinung.

Das Charakteristikum des englischen Stils ist die Übernahme der Konstruktionsgedanken Palladios für die Fassaden unter Vermeidung aller starken Barockwirkungen und unter Bevorzugung der sogenannten dorischen (d. h. römisch-dorischen) Motive und archaisierenden Schmuckwerks. Wir finden diese Formensprache an den Häusern Blücherplatz 2 (genaue Kopie nach dem Hause des

Generals Wade in London von Lord Burlington), Breitestraße 6/7, am Direktions-Gebäude der ehemaligen Gewehrfabrik (archaisierende Ochsenhädel am Fries statt der sonst üblichen Triglyphen). Die maßvollen Verdachungsgesimse englischer Richtung zeigen sich am Kanal 38, 39, 42, 44. Die mächtigen palladianischen Pilaster mit Backsteinarchitektur (Kanal 40), — wir haben sie am Trippenhaus in Amsterdam und am Haupt-Portal von Castle Howard — deuten vor auf das Neue Palais. Sogenannte Fabrikhäuser von der Siefert- bis zur Hohenweg-, von der Kaiser- bis zur Grünstraße errichtete Büding in jener Zeit. Nachdem Knobelsdorff 1753 gestorben, Boumann im selben Jahre wegen mißglückter Fontänenanlagen in Sanssouci in Ungnade gefallen war, hatte Büding das Vertrauen des Königs. Er war klassisch geschult, ein „treuer Nachahmer Palladios“, im übrigen ohne besondere Bedeutung, das Werkzeug Friedrichs für die Verwirklichung eigener Pläne. Auch er hatte später die Härte des königlichen Bauherrn zu spüren, 1764 verließ er den Hof mit Urlaub, um nie wieder nach Preußen zurückzukehren. Das letzte große Denkmal englischer Renaissance in der Stadt (1765) ist das Hiller-Brandtsche Haus, Ecke Kanal und Breitestraße. Es verwertet Motive der Pläne von Inigo Jones für den Palastbau von Whitehall. Inigo Jones wiederum schloß sich bei der Verwendung regelrichtiger Formen in Verbindung mit stilisierter Rustika an Ammanatis Gartenseite des Palazzo Pitti an. Diese hatte auch auf den Luxembourgpalast in Paris gewirkt. Das Potsdamer Gebäude war mit rotem Anstrich versehen, alle erhabenen Teile in weiß gehalten, der englische Charakter des Ganzen trat also früher noch

deutlicher in die Erscheinung. — Das Meisterwerk des Königs war das Neue Palais (1763—1770). Auch hier war Büding noch für die Entwürfe tätig. Es ist typisch für die Anwendung der palladianisch-britischen Formensprache mit seinen mächtigen durchgehenden Kompositpilastern, den Backsteininterkolumnien, der Turmhalle, die ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Castle Howard verleiht, Vanbrugh's Schloßkunst ist wohl Vorbild gewesen. Das Neue Palais war als großes Familienhaus gedacht, es enthielt Wohnungen des Königs, für den Prinzen Heinrich, die braunschweigischen Herrschaften, den Thronfolger, den Marquis d'Urgens. Alle Privatgemächer waren in reichem Rokokostile gehalten; großartig wirkte die barocke Muschelgrotte im Untergeschoß. Durch zwei Stockwerke lief der mächtige Marmorsaal des Mittelrisalits. Der gesamte Bau war schon 1756 geplant, wurde aber jetzt als Denkmal für die Siege des siebenjährigen Krieges ausgestaltet. Die Giebelfelder wie der Statuenschmuck der Attika zeigen den Perseusmythus, den Kampf des Heros mit feindlichen Gewalten, das Erblühen der Künste nach dem Siege. Als schönstes Sinnbild der neuen Zeit erheben auf der Höhe der Turmhalle die Grazien als Vertreterinnen der Kunst die preussische Königskrone. Englischen Ursprungs ist auch die gelegentliche Verwendung romantischer Motive, so das Drachenhäus (1770), eine kleine chinesische Pagode, und das Nauener Tor (1755) in gotischem Stile. Für den überreichen Statuenschmuck, der nach barocker Art die Gebäude ziert, sorgte eine ganze Bildhauerschule. Benkert, Giese, Rambly, Glume, Wohler treten zurück gegen den tüchtigen Barockkünstler Ebenhecht (Laternenträger am

Stadtschloß, Sphinge am Eingang von Sanssouci) und den Klassizisten Heymüller, den bedeutendsten Potsdamer Bildhauer (4 Rhetoren am Obeliskten und der Legionar an der Kommandantur). Die Gebrüder Renz aus Bayreuth huldigen dann wieder einer stärkeren Barockrichtung. (Laternenträger der Breiten Brücke, Standbild der Markgräfin Wilhelmine). —

Eine ganz neue Stilrichtung beginnt mit dem Auftreten des Bayreuther Meisters Karl von Gontard und seines Schülers Philipp Unger. — Der persönliche Einfluß des Königs ist auch ferner nie ausgeschaltet worden, die letzte Entscheidung lag immer bei ihm. Dennoch hatten die Künstler bei der Bewältigung größerer Bauaufgaben vielfach freiere Hand. Sicherlich sind beide Männer Barockarchitekten, aber durchaus selbständig deutschen Wesens, wenn sie auch starke Einwirkungen von dem französisch-akademischen Neuklassizismus des J. François Blondel (des Jüngeren) erfahren haben. Gontard vor allem zeichnet eine kräftige Stilübung, eine gewisse urdeutsche, breitspreizige Wucht aus. Seine Kunst ist nicht eigentlich von französischer Eleganz, sie ist regelrichtig, aber doch stark auf charakteristische Wirkung angelegt. — Dieser Barockklassizismus verleiht nun der Stadt Potsdam das eigenartige Gepräge, sind doch zwei Drittel sämtlicher Häuser unter Gontards Leitung entstanden. Eine Fortbildung seines Stils versucht die Gontardsche Schule, Architekten wie Krüger, die beiden Schulze, Richter und Tittel. Die gesamte Innenstadt bis zur Linie der Charlottenstraße und zum Teil darüber hinaus wurde fertiggestellt. — Gontard selbst, der neue Leiter der Baukontors, baute im Neuen Palais die doppelte Treppenanlage, an den Kommuns

die große Verbindungskolonnade mit dem barocken Bogen in der Mitte. Die Kommuns selbst waren nach den Entwürfen von Legeay in einem eigentümlichen Mischstil errichtet worden. Gewaltige palladianische Tempelvorbauten mit elliptisch gebogenen Barocktreppen, barocken Aufstiegsavillons, auf denen Siegesgöttinnen Palmen schwingen. Die Cour d'honneur, die sich hier dem Beschauer zeigt, ist von mächtiger Wirkung, eine ganz einzige Schöpfung, ein Sieges- und Ruhmeshof preussischer Größe. — In der Stadt selbst wurde der Liebhaberei des Königs für römischen Klassizismus Rechnung getragen durch einige wenige Kopien, die als stark wirkende Augenpunkte zu denken sind. Friedrich wird von Algoti als ein „Trajan“ bezeichnet, der sein eigener „Apollodor“ ist. Im Antikentempel wurde über der Tür ein Marmorrelief dieses römischen Kaisers eingelassen. Den Trajansbogen mit seinen 8 gekuppelten Säulen vor der Front ließ man im Brandenburger Tor (1770) wiedererstehen. 1765 war am Wilhelmsplatz eine Kopie der Dogana di terra, des Zollhauses, in Rom geschaffen worden. Die von Fontana am Urbau verwendeten 11 antiken Säulen des Hadrianeum (oder Neptuntempels) hatten den klassisch gerichteten Sinn des Herrschers angezogen. Charlottenstraße 54, 54a und 55 ist eine Nachbildung des Palazzo Salviati in Rom, der damaligen Academia di Francia (1775). Der Palazzo Barberini in Rom (Baumeister Maderna und Bernini), wegen der regelrichtigen Anwendung der Säulenordnungen in jener Zeit als klassisch angesehen, fand seine Nachahmung am Alten Markt. Überraschend ist die Fülle der Erfindung an Gontards Bürgerhäusern. Diese zeigen Pilasteraufbau oder eigenartige Verwendung von

Verdachungsgesimsen; Ost- und Westseite des Wilhelmsplatzes rühren mit wenigen Ausnahmen von ihm her, ebenso die Südseite und wohl auch die holländische Barock-Westseite des Bassinplatzes: die Nordseite des Wilhelmsplatzes dagegen ist nach Vorlagen des Baudirektors Ludwigs XV., René Pitrou, geschaffen (1767), eine eigentümlich feine französische Pilasterfassade. Gerade sie aber läßt mit ihrer eleganten Form den Vorzug kraftvollerer deutscher Bauweise hervortreten. Gontard ist weiterhin noch mit einem interessanten Straßeneingang an der Berliner Brücke vertreten. Zwei gegenüberliegende Häuser, das eine mit Pilasterstreifen, das andere mit Verdachungsgesimsen zeigen 19 und 27 Achsen in der Front. (Berlinerstraße 18/19 und 4/5.) Eigene Straßeneckgestaltung weist Blücherplatz 7 mit seiner vierfach gebrochenen Front, den jonischen Pilastern, dem Attikageschoß auf. Herrscht hier gedrungene Wucht, so zeigt sich heitere, freie Lösung nach oben in dem italienischen Palazzo Humboldtstraße 4. Breit gelagerte Kraft verkündet Kanal 29—32 (Oberrechnungskammer) in den korinthischen Pilastern, der schönen Säulenloggia der Mitte. Bis 1777 dauert die Tätigkeit an diesen Häusern, nebenher geht die Arbeit an dem großen Militärwaisenhaus (1771—77). Ein Umbau sollte den Komplex schon vorhandener Baulichkeiten zur Einheit zusammenfassen, nur an der Südseite war das durch Ungunst der äußeren Umstände nicht möglich. Sonst aber ist dem Künstler die Neuanwendung des alten Mansarddaches und seine Verbindung mit einer einfachen römisch-dorischen Pilastrierung ganz vortrefflich gelungen. Die Massen werden auf einen Punkt konzentriert durch den genialen Kuppelbau mit offener Säulenhalle, der über

einem geistvoll konstruierten Sockel in die Höhe strebt. Diese Halle, gewissermaßen der Tempel der Menschenliebe, trägt auf ihrer Kuppel die Statue der Caritas, die das flammende Herz hochhält. Wie eine Vorübung zu den späteren Gendarmmentürmen in Berlin mutet diese Schöpfung an, man könnte sie aber als die originellere Leistung jenen gegenüber ansprechen; denn die Berliner Gebäude haben einen etwas kulissenhaften Charakter und erinnern im Aufriß an Vanbrugh's Doppeltürme des Greenwicher Hospitals. — Auch andere Häuser verdanken wir der Hand Gontard's, bevor er 1779 Potsdam verließ, um nach Berlin zu gehen. Hierher möchte ich die 1771 geschaffene, ganz eigene barocke Straßent Kreuzung, die acht Ecken, rechnen, sowie die Häuser Ecke der Linden- und Bäckerstraße. Konflikte mit dem König waren ihm nicht erspart geblieben. 1774 saß er auf seinem Landhause, dem späteren Charlottenhof, 43 Tage lang gefangen wegen einer geringfügigen Überschreitung der Rechnungen für das Neue Palais. — Unger's Tätigkeit, — 1781 siedelte er nach der Hauptstadt über — läßt sich von 1770—85 nachweisen. Sein Palladianismus zeigt sich an dem Eingangsportal zum Langen Stall, seine Pilasterarchitektur Breitestraße 10, Kaiserstraße 1/2, und in Verbindung mit einem Attikageschoß an der Montierungskammer (Ecke der Plantage und des Kanals) und der alten Post (Nauenerstraße 34 a). An den letzteren Häusern ist kraftvolles Aufwärtstreben die Signatur. Rustika schmuckhafter Art tragen Kaiserstraße 3/4, das alte Gardelazarett in der Lindenstraße (schräg gegenüber der Königswache), die Gewehrfabrik am Kanal zwischen Priesterstraße und Wall. — Eine Fülle neuer Bauten, vornehmlich zweistöckige Bürgerhäuser, er-

standen in der Zeit von 1780—86, ein ganzes Drittel sämtlicher Neuschöpfungen. Die Schüler der beiden älteren Bayreuther, Andreas Ludwig Krüger, Johann Christian Valentin Schulze, Johann Gottlob Schulze, Johann Rudolf Heinrich Richter verwerten zum Teil barocke, zum Teil schon klassizistische Motive. Die Pilasterarchitektur nimmt einen eigenartigen Charakter an, barocke Rustika wechselt mit ganz schlichter Gestaltung der Fronten ab. Langsam setzt eine Hinneigung zu klassizistischen Schmuckmotiven ein. Zwar finden sich noch barocke Putten, durchschnittenen Architrave, schmuckhafte Quaderung, römische Kämpferbogenfenster häufig, aber aber auch die Mäanderlinie, der Eierstab, die schweren Lorbeerfestons, Gitterwerk machen sich geltend. Burgstraße mit angrenzenden Gebieten, Elisabeth-, Friedrich- und Französische, Charlotten-, Hodiß-, Hebräer-, Waisen-, Sporn- und Rießstraße wurden fertiggestellt, Hohenzollern-, Schock- und Kaiser Wilhelmstraße in Angriff genommen. Typische Schöpfungen der mehr barocken Richtung sind Charlottenstraße 24—26, Hodißstraße 1, Charlottenstraße 1, Hodißstraße 3 (Rustikatyp). Ferner gehören hierher Hodißstraße 13 mit jonischen, Charlottenstraße 21—23, ebenfalls mit jonischen Pilastern und durchschnittenem Architrav. Sehr wirkungsvoll sind die Häuser, deren Pilaster durchlaufend gestaltet sind: Charlottenstr. 72 (korinthische Ordnung), Charlottenstr. 81/82 und Französische Straße 19 (jonische Ordnung). Sie vertreten den eigentlichen Pilasterstil. Die klassizistische Note weisen Charlottenstraße 86/87, Hebräerstraße 9/10, Spornstraße 5 auf. Fünffenster- und Siebenfensterhäuser finden sich überall in nur zwei Geschossen erbaut. Manchmal werden drei der Häuser durch eine Fassade

gehalten und zwar so, daß das mittlere als Risalit erscheint. Den klassizistischen Ausklang der friedericianischen Zeit geben das Kellertor (1786), der Kutschstall (1787), die Königswache (1795), die zwei letzteren von A. L. Krüger. Einfache Schlichtheit wird durch Zurückgreifen auf die römisch-dorische Säule und den Triglyphenfries erzielt. Dieser Klassizismus bleibt aber immer noch im Rahmen des Barockstils, prinzipiell Neues zeigt erst das Marmorpalais, die Lieblingschöpfung Friedrich Wilhelms II., wenn auch hier eine Durchdringung älterer und neuerer Stilrichtungen stattgefunden hat.

Mit Friedrich Wilhelm II. setzt eine völlig andere Kunstperiode ein. Sie hat zwar nicht so viele Denkmäler hinterlassen wie die friedericianische, ist aber immerhin reichhaltig genug in Stadt und Umgebung vertreten. Die Zeit von 1786 bis 1880, also etwa ein Jahrhundert, muß unter einem Gesichtspunkt erfaßt und der vorhergehenden Barockepoche entgegengestellt werden, die Herrschaft eines geläuterten Klassizismus beginnt. Es findet in Potsdam damit eine allgemein europäische Strömung ihren Niederschlag. In Frankreich nahm sie ihren Ursprung, sie gewann aber in Deutschland selbständige Anwendung und Fortbildung. Das Eigentümliche an ihr ist, daß sie von vornherein begleitet erscheint von einer starken romantischen Richtung, die mit ihr innerlich verbunden ist. Der erste Abschnitt, der sogenannte Zopfstil, besser Vorklassizismus und die sentimentale Vorrromantik reicht von 1786 bis etwa 1810, umfaßt also die Zeit Friedrich Wilhelms II. und die ersten Jahre Friedrich Wilhelms III. Der zweite wird bezeichnet durch den Schinkelschen Hochklassizismus und die gotische Hochromantik, 1810—1840. Der

Dritte wird äußerlich durch das Todesjahr Friedrich Wilhelms IV. 1861 begrenzt, geht aber in seinen Wirkungen fort bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Man kann ihn den Nachklassizismus oder Renaissancismus nennen, er wird begleitet von maurischer und frühchristlicher Romantik. Der neue Herrscher, Friedrich Wilhelm II., war ein Mann künstlerischen Empfindens. Ihm war das Neue sicherlich nicht nur eine Mode, sondern auch eine persönliche Angelegenheit. So erklären sich, aus dem Bewußtsein der größeren Berechtigung klassischer Formen, die harten Eingriffe in die Hinterlassenschaft Friedrichs. In Sanssouci, das zunächst als Wohnung diente, wurde das Schlafzimmer von Langhans in neuem Stile umgestaltet. Die Verzierungen und alten Tapeten verschwanden, ebenso die Puttenbalustrade des Alkovens, um mächtigen Säulen und namentlich an der Decke einer mattgetönten, antiken Vorbildern entlehnten Malerei Platz zu machen. Die große Rotunde im Park, des Klassizisten Knobelsdorff Werk, erschien in ihrem Verfall barockes Gerümpel und wurde abgebrochen. Die Marmorsäulen fanden am Marmorpalais Verwertung. Dies wurde die Residenz des Königs. Gontard war noch als Oberleiter der Entwürfe und zuerst des Baues tätig, neben ihm aber schon Langhans für die Innenausstattung. Ihm wurde später die Bauleitung übertragen, 1787—93 arbeitete man an der Fertigstellung. 1790/91 erfolgte der Wechsel in der Leitung. Eine ganze Schar jüngerer Künstler war um die Lieblingsidee des Herrschers bemüht. Selbst Gontard hatte zwar noch die barocken Grundrißgedanken und den Turmaufbau angegeben, sich aber aufs äußerste der neuen Richtung in der Fassadengestaltung anpassen

müssen. — Ein klassischer Anstrich fehlt trotz der Verwendung toskanischer Säulen, den Hallen der Seitenflügel, der quadratischen Grundlage des Hauptbaues nicht. Im Sinne des Meisters ist unter Betonung des Harmonisch-Einfachen auch der Hauptsaal in weiß mit seinen festlichen korinthischen Säulen, den Reliefs von Schadow, gehalten, ebenso die Treppe von Krüger. Barock, aber maßvoll wirken die Puttenreliefs von Rode. Gontardisch-barock ist der sogenannte Muschelsaal des Erdgeschosses mit seinen Karyatiden, vor denen die Muschelleisten stark zurücktreten. Die Wanddekorationen und die Plafonds von Rode betonen den Charakter des Wasserschlosses. Die Lage am Wasser ist das Charakteristikum auch für die Parkgestaltung. Der vielbewunderte Wörlitzer Garten war das deutsche Vorbild. Im übrigen wurde der Neue Garten das erste konsequente Denkmal des neuen sentimental, englischen Gartenstils, wie er in den Kew Gardens an der Themse zum ersten Male Anwendung gefunden hatte. Rückkehr zur Natur, kunstvolle Nachahmung ihres Schaffens, Anregung des Gemütes durch bedeutungsvolle Bauwerke war die Signatur. Die fernen Zeiten und fremden Völker regten den romantischen Sinn auf, so finden wir chinesisch stilisierte Türme am Eingang, einen chinesischen Parasol, die gotische Meierei und die Bibliothek mit gotischen Möbeln und gotischem Netz- und Sternengewölbe (1792—94). Es schließen sich an die auf Ausblick berechnete Muschelgrotte 1792, die ägyptische Gestaltung des Orangerietores mit der streng gehaltenen Sphinx und den Idolen von Schadow, die Pyramide 1792, die Kanopen. Der Saal der Orangerie war im Stile der Loggien Raffaels, die wieder auf antiken Grottesken beruhen, gehalten. Nach klassischer

Formgebung strebt auch die Malerei der Eremitage; die Planetengötter am Plafond stehen im Gegensatz zu der Art Pesnes. Der ovale Grundriß geht auf Langhans zurück. Eine antike Tempelruine maskierte in der Nähe des Schlosses die Küche. Im Zusammenhang mit diesen Werken muß die Pfaueninsel betrachtet werden. Sie bildet die Ergänzung zum romantischen Park, das romantische Wundereiland in der Ferne. Auch dieser Garten bekam eine gotische Meierei, eine Villa im Stil eines verfallenen italienischen Schlosses mit einem Speisesaal, den jonische Pilaster zierten.

Die Stadt erhielt damals einige bemerkenswerte Häuser mit Fassaden, die neue Bestrebungen andeuten. Phantastisch-antike Schmuckreliefs zeigen Kanal 69, Burgstraße 34. Einfache Gliederung mit zurückhaltendem Ornament erscheinen Alter Markt 16 und Berlinerstraße 1 und 10. Die neue Art der Verdachungsgesimse tritt hervor an den Gebäuden Alter Markt 13 und am Franckschen Stift (Haus des Zimmermeisters Brendel) in der Neuen Königstraße. Beide tragen, ein letzter Anklang an den Barockstil, an der Stirnseite große harmonisch gestaltete Puttoreliefs. Das Innere der Kapelle des Armenhauses (1795), zeigt toskanische Säulen der Gontard-Krügerschen Richtung mit Neigung zur klassischen Schlichtheit. Die Villa der Gräfin Lichtenau (Behlertstraße 31) prägt sich dem Beschauer durch ihr Doppeldach, die klassischen Rosetten, das Gurtgesims, das Relief am Giebelfeld ein. Friedrichstraße 17 (etwa Mitte der 90er Jahre) enthält ein ähnliches mythologisches Flachbild im Tympanon. Das Königliche Schauspielhaus (1793—98) unter Oberleitung des jüngeren Boumann wahrscheinlich von Langhans ausgeführt, trägt im Innern

teilweise noch barockes Gepräge, trotz der prächtigen jonischen Proszeniumssäulen. Im Äußereren ist es neoklassizistischer Richtung. Ernste altjonische Säulen stützen Architrav, Fries, Gesims und Attika mit Schadows Musenrelief, darüber gibt ein großes Giebelfeld den Abschluß. Ein riesiges Walmdach ist vermutlich von chinesischer Linienführung romantisch bestimmt. Das gesamte Bauwerk kann als Meisterleistung des Zopfstils oder Vor-Klassizismus angesprochen werden.

Die Gotik findet ihre Stätte um 1800 am Wilhelmsplatz 2/3. Sie ist hier wie im Neuen Garten rein schmuckhafter Art. Die Pilaster sind denen der Barockzeit nachempfunden, das Ganze verrät nur oberflächliche Kenntnis der wirklichen gotischen Formen und ist ein Zeichen sentimentaler Mode. In ähnlicher Weise stellt sich die Wilhelmswarte auf dem Brauhausberge dar. Diese ist auf das Seltsam-altertümelnde gestimmt, das man zur Erhöhung empfindsamen Naturgefühls nötig hatte. Auch Gesamterfassung der Landschaft bietet sich hier beim Ausblick auf Stadt und Fluß. Der konsequente Klassizismus ist am Tempel der Pomona gegeben, der sich am Abhange des Pfingstberges erhebt, ein jonischer viersäuliger Prostylos mit Apsis. Von hier aus bietet sich eine köstliche Fernschau nach Osten auf das Havelthal, über dem der Sonnenaufgang wohl die Seele anregen konnte. Für das Gemüt Friedrich Wilhelm III. und Luise sind beide Punkte ungemein bezeichnend. Auch das Stadtschloß (1800) erfuhr eine Umänderung im neuen Stil. Wenn man aus dem Bronzesaal heraus den Westflügel betritt, findet man sich aus der Rokokowelt in eine völlig andere versetzt. Türumrahmungen und Wände zeigen klassische Motive, besonders im pompejanischen oder etrus-

fischen Saale mit seinem feinem Holzgetäfel, den korinthisierenden Pilastern, den griechischen Vasenbildern entlehnten Malereien.

Nach den gewaltigen Erschütterungen der französischen Invasion und der Freiheitskriege begann eine neue Blütezeit: Der Schinkelsche Hochklassizismus im Bunde mit der neuen Romantik. Schinkels Eigenart wird bezeichnet durch seinen innigen Zusammenhang mit der klassischen Dichtung und Ästhetik, mit den Kunstbestrebungen der Romantiker. Da seine Kunst in der großen nationalen Geistesbewegung fest verankert ist, kommt ihr eine erhöhte Bedeutung zu. Sie ist nicht bloß Modesache, sondern Ausdruck deutschen Wesens. Bei dieser seelischen Grundlage verbindet sich in dem Meister ein außerordentlich glückliches Raumempfinden, ein treffliches Verständnis für harmonisches Maßhalten mit virtuoser Anwendung klassischer und romantischer Formensprache. — Der Gegensatz zwischen Klassik und Romantik ist kein ausschließender; denn wie sich bei unsern großen Dichtern Momente der zweiten Richtung finden, so ist auch bei den Romantikern die klassische Kunst immer in hohem Ansehen gewesen. Daher hat die Vereinigung beider Gebiete in Schinkels Seele nichts Auffallendes, sie ist das Widerspiel der großen Kunstströmungen auch in der Architektur, sie zeugt von der umfassenden Aufnahmefähigkeit seines beweglichen, glänzenden Geistes. — Die städtischen Bauten seien vorweggenommen. Gleich an der Langen Brücke 1824/25 weisen die dorischen Säulen des ehemaligen Torhäuschens des Teltower Tores auf sein Wirken hin. Neben Kadettenkorps (altes Hauptgebäude 1822) und Unteroffizierschule (1826/28), die

seiner Richtung angehören, ist der vornehmste Bau das Zivil-Kasino in der Waisenstraße. Es besitzt im Grundriß zwei Säle von erhabener Schönheit mit prunkvollen korinthischen Säulen, an der Außenfront eine eigenartig zurückhaltende Architektur mit zwei klassischen Giebeln und maßvollem Schmuckwerk. Alle unmotivierten Säulenhallen sind vermieden, bürgerliche, zweckentsprechende Vornehmheit atmet das Ganze. Es ist neben der Bauerschule in Berlin die originellste Leistung des Künstlers. —

Der Beginn der Nikolai-Kirche auf dem Alten Markte fällt noch in die Regierung Friedrich Wilhelms III. Von 1826 sind die ersten Entwürfe. 1834 begann der Bau, um bis zur Fertigstellung des Sockels fortzuschreiten. 1837 gab man es auf, ihn fortzusetzen, da die großen Gewölbhogen infolge des sumpfigen Untergrundes Risse zeigten. Man befürchtete, Tambour und Kuppel würden zu schwer sein und nicht genügend gestützt werden können. So bedeckte man den Ring über den Gewölbzwickeln mit einer flachen Kuppel und gab als Abschluß darüber ein Satteldach mit Giebelndreieck nach dem Markte zu. Der Gesamteindruck war nunmehr der eines Theaters oder Museums statt einer Kirche. Nach Schinkels Tode hielt es Friedrich Wilhelm IV. für eine Ehrenpflicht, das Werk seines verstorbenen Freundes zu Ende zu führen. Stüler erhielt die Oberleitung, Persius die Baudirektion. Nach erneuter Prüfung der Fundamente, mit Errichtung von 4 Ecktürmen als Widerlagern begann der Bau 1843 von neuem und konnte 1850 als glücklich beendet angesehen werden. Über die Genesis der Entwürfe in des Meisters Geist unterrichtet uns ein Blatt von seiner Hand in dem Schinkel-Beuth-Museum zu Berlin. Den Häusern, die den Platz umgaben, entsprechend ging der Künstler aus von

einer Basilika mäßiger Höhe. In Paris hatte Chalgrins St. Philippe du Roule Eindruck auf den König gemacht. — Schinkel entwarf nun eine Reihe von Kirchen, die ein einfaches Langhaus bieten, ohne daß er die Seitenschiffe am Außenbau andeutete. Im Innern sollten klassische Säulen weisevoll stimmen, es sollte aber vor allem durch starke Konzentration der Bauteile eine echte Predigtkirche intimen Charakters geschaffen werden. — Er kam so dazu, den rechteckigen Grundriß in einen quadratischen zu verwandeln und anstelle der drei durch Säulen geschiedenen Langschiffe einen Zentralbau mit vier starken Eckpfeilern zu schaffen. Über diesen erheben sich Gewölbhogen von einem zum andern, die mit ihren Zwickeln einen Kuppelring bildeten. Den Gedanken, hier nur eine Flachkuppel überzuwölben, wie das im Panthéon zu Paris vorkommt, verwarf er nicht ganz, er hielt sich aber die Möglichkeit offen, eine hohe Kuppel aufzusetzen. Diese war die natürliche erhabene Fortsetzung der Zentralanlage nach oben, sie schuf ferner für den früheren, verschwundenen Turm der Stadtkirche Ersatz und gab der Stadt den beherrschenden architektonischen Mittelpunkt. — Auf die Kuppel und den Säulenumgang des Tambours, eine Art Peripteros, haben das klassische Vorbild von S. Paul in London und das Panthéon in Paris eingewirkt; die Vereinigung einer solchen Kuppel mit einem Zentralbau als Sockel ist sicher Schinkels eigenstes Werk. Wenn wir uns die Ecktürme wegdenken, so erkennen wir die geschlossene Einheit des Ganzen, ferner die weise Absicht, den Unterbau als Sockel möglichst ungegliedert zu lassen. Auch im Innern ist geschlossene Einheit des Aufstiegs der Teile erreicht, so daß die Kirche bis auf den technischen Fehler schlechter Akustik als ein bedeutender Versuch an-

gesehen werden muß, die klassische Formensprache für ein größeres protestantisches Gotteshaus zu verwerten.

Die Umgebung der Stadt weist größere Spuren Schinkels in den Parkanlagen der drei Söhne Friedrich Wilhelms III., Friedrich Wilhelm, Wilhelm, Karl auf. Die trefflichste Leistung bietet uns Charlottenhof, das ganz auf den persönlichen Geschmack des Besitzers abgestimmt wurde (1825—27). Die kleine Villa, ein Umbau der ehemals Gontardschen, gibt im Grundriß einen Mittelsalon und nach beiden Seiten anschließende Wohnzimmer, die auf den Treppensflur münden. Die dorische Terrassenhalle, die mächtige Eredra beherrschen das äußere Bild; den besten Beweis für das konstruktive, kraftvoll-harmonische Formempfinden des Meisters liefert das schlicht-schöne Gazellenportal. Das Gebäude, als Vorschloß zu dem geplanten großen Wasserpalais auf dem Tornow gedacht, deutet das Motiv des Wassers in dem Brunnen des Atriums, den Malereien der Eredra, der Fontäne auf der Terrasse, dem Wasserspiegel mit seinen Sprudeln an. Römische Erinnerungen an die Villa Albani klingen mit, die Vorliebe des Königs für den von hellenischem Geiste erfüllten Renaissancemaler Raffael kommt in Volpatos Stichen der Loggien und Stenzen zum Ausdruck. Wie Wächter vor der Gesamtanlage stehen die Statuen Cäsars und der Fortuna; sie sind zu Bauli in Gegenwart Friedrich Wilhelms ausgegraben und von ihm geistvoll als „Cäsar und sein Glück“ bezeichnet worden. Als bedeutsames Symbol erheben sie sich an den Treppenaufgängen zum Ruhesitz des Herrschers. —

Nach italienischer Sitte vom Haupthaus getrennt, erstand in der Nähe ein Wirtschaftsgebäude, die Fabbrica oder das Gärtnerhaus (1823), ein stilisiertes Bauernhaus

der Apenninhalbinsel. Die pompejanische Villa mit einer Therme (1835), eine prostylosartige Gartenhalle als Studierzimmer (1830/31), ein Ruheplätzchen mit den Denkmälern der königlichen Eltern (1834) schlossen sich an.

Prinz Karl erwarb im Jahre 1824 den Glienicker Park vom Grafen Hardenberg-Reventlow. 1824 wurde das Kasino am Wasser umgebaut. 1825—26 folgte das Schloßchen selbst, 1829 der Jägerhof, 1831—36 wurde die Glienicker Brücke nach Schinkels Plan ausgeführt, und ein Eckpavillon im Park ihr gegenüber errichtet. — (1836.) Höchste einfache Formen klassischer Richtung, aus dem Zwecke bürgerlich behaglichen Wohnens erwachsen, zeigt das Schloß Glienicke selbst, reicheren Schmuck der Turm des Pfortnerhauses. Das Kleinod der gesamten Anlage aber wurde an der Havel das Kasino mit seiner doppelten Pergola, den Freitreppen, der schlichten Quaderung, der harmonischen Grundrißgestaltung. Auch hier tritt Nachahmung griechischer Formen zu rein schmückender Wirkung ganz zurück, es ist ein eigener Wohnhaustypus aus praktischen Bedingungen entstanden. Diese modernste und ursprünglichste Leistung des Meisters erschien in größerem Rahmen, wenn man sie von der Stadtseite aus betrachtete. Die schön gewölbten Bogen der Brücke führten zum Lysikrates-Pavillon und in einer Linie mit diesem wandte sich der Blick zum vorerwähnten Gebäude. So bot sich die ganze Anlage auf grünem Hintergrunde dem Beschauer als feingestimmte Einheit dar.

Babelsberg, der Lieblingsitz Wilhelms I., gab dem Künstler Gelegenheit romantische Motive zu verwerten. 1834 entwarf Schinkel seinen Plan, er folgte wohl den

Wünschen der Prinzessin Wilhelm. Der Entwurf sah als Grundriß einen rechtwinkligen Hofen vor, es sollte der romantische Eindruck durch die so gewonnene Überschneidung der Bauglieder gesteigert werden. Am Ende der Flügel bildet auf der einen Seite ein achteckiger, auf der anderen ein runder Saal (Turmaufbau) den Abschluß. Die Formen, besonders im Innern, entnahm man nicht der Hoch- sondern der englischen Spätgotik; entsprach doch der flache Tudorbogen dem harmonisch gestimmten Sinne des Meisters. Die rein architektonische Verwertung der Gotik unterscheidet diesen Bau prinzipiell von der schmuckhaften Sentimentalität der Bauweise unter Friedrich Wilhelm II. Windsor, das der Erbauer von seiner Englandreise her kannte, gab wohl Anregungen. Nach Schinkels Tode erfolgten Erweiterungen der Baulichkeiten. 1844 bis 49 wurde durch Strack der große Saal in die Ecke des rechten Winkels gesetzt und der noch fehlende Flügelanbau bis zum Bergfried beendet. Der Flatowturm (1856) zeigt als Kopie des Eschenheimer Torres in Frankfurt a./M. ein stärkeres Streben nach realistischer Erfassung historischer Gotik, nur der untere Anbau mit dem Wassergraben läßt noch ein gewisses romantisches Empfinden erkennen. — — —

Romantisch zu fassen ist auch die Verwertung russischer Motive. Die Königsfamilie war mit dem russischen Kaiserhause eng verbunden. Prinzess Charlotte, die Tochter Friedrich Wilhelms III., war die Gemahlin Nikolaus' I.

So lenkte sich unwillkürlich der Blick auf die fremdartige östliche Welt. Die russischen Bauernhäuser aus Holzstämmen schienen der Natur eng verwandt, boten etwas ganz Neues für eine Zeit, die alles Naturwüchsige

als Stimmungswert empfand. 1819 erhob sich auf der Anhöhe Nikolskoë ein russisches Blockhaus, 1826 gruppierte sich unterhalb des Pfingstberges eine ganze Kolonie gleicher Art um eine Weganlage in der Form des Andreakreuzes. 1829 wurde eine russische Kapelle geweiht. Sie trägt die üblichen fünf Zwiebelkuppeln der byzantinisch-moskowitzischen Gotteshäuser, ist aber ihrem Grundrisse nach ein einfacher quadratischer Saalbau. Nur äußerlich ist diese Kuppelform in Anwendung gebracht am ragenden Turm der Peter-Paulskirche zu Nikolskoë (1835—37). Hier ist das Kirchenschiff eine schlichte Backsteinbasilika in Form eines oblongen Saales.

Die neuen Schöpfungen bedurften der Abrundung, des Zusammenschlusses. Die Elemente für eine einheitliche Durchbildung der gesamten Stadt und Landschaft waren gegeben. Sie warteten eines Meisters.

Die Zeit König Friedrich Wilhelms IV. wird vielfach als epigonenhaft gekennzeichnet. Sie mag das in manchem Betracht auch sein. Sie ist aber in anderer Hinsicht wieder eine Zeit des Abschlusses und Ausbaus. Es werden die Konsequenzen der künstlerischen Entwicklung Potsdams von einem wahrhaft fein empfindenden Manne gezogen. Friedrich Wilhelm war Romantiker, — selbst sein Klassizismus hat eine stark romantische Färbung. Die Romantik ging auf eine neue Erfassung der Welt aus. Sie wollte in ihrer Kunst das gesamte Kulturerbe der abendländischen Völker ertragreich machen. Sie ist daher gesättigt mit Kultur. Und hohe Kultur liegt in der Persönlichkeit des Königs, in ihm waren alle Anregungen der Zeitströmung lebendig. Er war selbst eine Künstlernatur. So machte er alles, was er aus Kunst und Wissenschaft gewann, zu einem

Teile seines Wesens, so ist er erfüllt von tausendfachen Erinnerungen. Das gewinnt natürlich in den Werken, die er schuf, Ausdruck. Aber nur das seiner Natur Gemäße nahm er in sich auf. Daher kommt es darauf an, den Kern seines Wesens zu erfassen. In allen Schöpfungen, an denen er persönlich beteiligt war, finden wir einen ungemein feinen Sinn, der sich dem Übermäßigen wie dem Kleinlichen fern hält, ein nur auf das Harmonische eingestelltes Empfinden. Wenn dann die Formensprache, deren er sich bedient, auch nicht etwas eigentlich Originelles hat, so liegt das in der Zeit selbst begründet. Aber mit dem Vorhandenen hat er gerade durch seine eminente Vielseitigkeit, durch sein Wirken aus dem Inneren künstlerischen Verstehens heraus, Eigenartiges genug geleistet. Hier ist kein bloßes Nachahmen von allerhand fremden Vorbildern, sondern lebensvolle Verbindung der überkommenen Elemente für neue Zwecke, Neuschöpfung im Sinne klassischer und romantischer Bauweisen. Erst wenn man die Bauten seiner Zeit so auf seine Persönlichkeit zentralisiert, gewinnt man den rechten Standpunkt für ihre Würdigung, erst so kann man sie werten als reiche Nachblüte der klassischen Epoche. Dazu kommt, daß Schinkel es verstanden hatte, in seiner Größe nicht allein zu bleiben. Wie Gontard schuf er sich eine lebensfähige Schule, Stüler, Strack, Persius, Hesse, Schadow, von Arnim sind die Vertreter eines an der Renaissance orientierten Klassizismus. Sie bilden eine selbständige norddeutsche Architektengruppe, die im Aufblick zu ihrem Meister Schinkel eigene Wege ging. — Ihre Bauten sind daher wertvolle Denkmäler der Kunstgeschichte, die letzten auf einer großen, innerlich einheitlichen Kunstanschauung

fußenden Werke, bevor die allgemeine Verwirrung der Stile hereinbrach. Der König hat an allen Neugealtungen wesentlichen Anteil. Er steht leitend und Richtung gebend an der Spitze der Unternehmungen. Selbst ein glänzender Zeichner konnte er in regem Austausch mit den Architekten seine Ansichten zu künstlerischem Ausdruck bringen. So gehen die größeren Bauten auf seine Initiative zurück, so ist ihm auch das Verdienst zuzuwenden, auf stilistische Einheit der Villenvorstädte gedrungen zu haben. Hier sollte der Geschlossenheit der Innenstadt eine ähnliche der Außengebiete an die Seite gesetzt werden. Sein eigenster Gedanke war aber, Potsdam in einen noch größeren Rahmen hineinzustellen, die ganze Insel in eine von Natur und Kunst verschönte Landschaft zu verwandeln. Damit hat er etwas ganz Originelles gegeben; denn der spezifische Unterschied, der Potsdam von allen anderen ähnlichen Städten trennt, ist die Umschließung einer künstlerisch gestalteten Residenz an großen Wasserflächen mit einem Kranz von Parks. Die durch Kunst erhöhte Natur, die Herrschaft des künstlerischen Geistes über sie, das war der echt romantische Gedanke des Romantikers auf dem Thron. Bei diesen Bestrebungen stand ihm Joh. Peter Lenné (1816—66) zur Seite, der Ehrenbürger Potsdams, vornehmlich als ausführender Künstler. Ein anderer Ehrenbürger unserer Stadt, Alexander von Humboldt, wirkte als feinsinniger Kenner und wohl auch als Anreger, schreibt er doch am 21. 10. 49. an die städtischen Behörden: „Durch die Huld zweier edler Monarchen ist mir 22 Jahre lang die Freude geworden, mit wenigen Unterbrechungen als Ihr Mitbürger zu leben und in einer anmutig geschmückten Natur die Anregungen

zu finden, deren keine lebendige Darstellung des ewigen Waltens physischer Kräfte entbehren darf.“ Die neuen Parkanlagen, Charlottenhof, Neu-Sanssouci, Babelsberg, Glienicke bieten zweierlei Arten der Gartengestaltung. Die nächste Umgebung von Charlottenhof, der Terrassengarten der Orangerie, der sizilianische, nordische und Paradiesgarten, der geplante Pfingstberg schmuck mit Rastaden vertreten den Anschluß an den alten regelmäßig gestalteten Ziergarten der Renaissance unter Vermeidung allzugroßer Willkürlichkeiten. Alle übrigen Werke der Gartenkunst sind der romantischen Richtung zuzuweisen. Das mehr Sentimentale und Äußerliche tritt zurück, aber das Bestreben, die Natur gewissermaßen nachahmend zu übertreffen, steht im Mittelpunkte. Der Landschaftspark, das kunstvollste und zugleich künstlichste, was Menschenhand geschaffen, hat seinen Ursprung in der Romantik. Aber ein gesundes realistisches Empfinden zeigt sich in dem Studium der Baumarten, ihrer Gruppenwirkung, ihrer Farbwerte, in der Anordnung der Wege, der Ausnutzung großer Flächen und Durchblicke, der Zusammenstimmung besonderer Schönheiten zu einem harmonischen Gesamtbilde. Lennés Verdienste sind auf diesem Gebiete unbestreitbar, ebenso hoch aber sind seine Bemühungen in der weiteren Umgebung zu werten. Schöne Verbindungsalleen zwischen Bornim, Eiche, Bornstedt, Nedlitz verdanken wir ihm; die Gegend um Satrow, der Königswald, der Nedlitzer Kirchberg, der düstere Teich, Templin, die Ravensberge weisen Spuren seiner Wirksamkeit auf. Im Zentrum aller Neuanlagen steht Sanssouci, des Königs Wohnsitz. Der Eingang zum Park wurde neu geschmückt durch die Rastatellen, eine Baldachinfontäne, die Bank gegenüber der Friedens-

Kirche. Nördlich des Hauptweges in der Gegend des Neuen Palais fand eine Parkerweiterung statt. Sie wird bezeichnet durch die prächtige Porträtbüste Lennés, eine Marmorherme von Rauchs Meisterhand, umgeben von Pyramideneichen. Der Park von Charlottenhof fand seine Fortsetzung im Fasanen-Garten (1842—44). Dieser leitete über zu dem großen Wildpark, der 1844 bis 46 seine Fertigstellung erfuhr. — Gleich zu Beginn seiner Regierung siedelte Friedrich Wilhelm nach dem Lustschlosse des großen Königs über. Die niedrigen Seitenflügel gewannen damals ihre heutige arkadenartige Form, die an das alte Palais Bourbon in Paris erinnert. Die Kastellanwohnung aus der Zeit Friedrich Wilhelm II., ein Grottenbau hinter der Bildergalerie, erhielt einen Aufsatzstock mit klassizistischen Blendbögen. Die Hinterseite der Neuen Kammern wurde erhöht und mit einer Marmorpergola geschmückt.

Die historische Mühle wurde durch eine holländische ersetzt, von der Straße aus eine mächtige Mauer gegen den Berg gelegt, die alte Thetisgrotte verwandelte sich in ein Felsentor und zwischen ihr und der Mühle schuf man eine Verbindung durch die 3stöckige Kastellanwohnung und eine nach Westen absteigende Terrasse. Die eigenste Schöpfung des Herrschers aber wurde die Neue Orangerie (1850—56). Mit Stüler und Hesse arbeitete er an der Verwirklichung dieser Lieblingsidee. Die italienischen Renaissancevillen waren Vorbild. Ein phantastisch aufsteigender Terrassenbau wird von der zweitürmigen Villa gekrönt. Sie erinnert im Aufbau an die Villa Medici auf dem Monte Pincio. Der Renaissance entstammen die toskanischen Säulen, an sie erinnert der große Mittelsaal mit den Kopien nach

Raffael. Die Seitenflügelbauten mit ihren Durchgängen sind Vasaris Uffizienhalle am Arno in Florenz entsprungen. Der Mittelvorbau ruft die Erinnerung an die Pazzikapelle von Sa. Croce in Florenz wach. Der König kehrte hier zur Frührenaissance zurück, die große Zurückhaltung in den Profilen deutet auf den Anschluß an die harmonisch-zarte Stimmung jener Epoche hin. Im Paradiesgarten setzten sich die Garten- und Architekturmotive im Impluvium und der kleinen Kaskade fort, ebenso in der Muschelgrotte des Nordischen Gartens mit ihren römisch-dorischen Säulen. Unvollendet blieb die ähnliche Anlage des Pfingstberges, die man 1845 in Angriff nahm und 1852 mit dem Belvedere vorläufig abschloß. Sie bot der Neugestaltung des Neuen Gartens unter gleichzeitigem Ausbau des Marmorpalais den künstlerischen Rückhalt. Auch hier finden wir italienische Anregungen (Villa Caprarola) verwertet. Die beiden Türme sind durch eine Bogenhalle miteinander verbunden und enthalten einen klassizistisch-grotesken, sowie einen maurischen Salon. Der mächtige Quaderunterbau umschließt einen romantischen, baumgeschmückten Innenhof mit einem Wasserreservoir für die Fontänenanlagen. Von dem Vorplaze aus sollte inmitten von Terrassen eine Kaskade zur Tiefe stürzen. (Hesse und v. Arnim.) Orangerie und Pfingstbergerschloß sind für die Art des Königs ungemein bezeichnend. Es ist hier keine oberflächliche Nachahmung der fremden Vorbilder vorhanden, sondern unter Verwendung klassischer Momente eine eigenartige Neubildung entstanden, die einen freien und großen Zug aufzuweisen hat. Einen einheitlichen Charakter zeigen sodann die Bauten der Fasanerie und des Wildparks. Perrius verwertete bei der ersteren

italienische Villenmotive, bei den Forsthäusern des Parks die italienische Fabbrica und mittelalterlichen Burgenstil. Ein Cottage mit Stallung für Rehwild fügte Schadow, das Tiroler Haus Hesse (1847) hinzu. Ganz klassizistisch mit Pergola, Freitreppe, tempelartigem Belvedere ist die letzte Schöpfung jener Zeit, Schloß Lindstedt (1860). Italienischen Villenstil in eigener, an Renaissancemustern gebildeter Ausprägung zeigt der Umbau der Sellofchen Hofgärtnerwohnung (1841 Persius). Unter einem Gesichtspunkte müssen die Bauten in der Umgebung der Friedenskirche erfaßt werden. Auch hier ist der Renaissancestil in seiner Potsdamer Gestaltung reich vertreten. In der Kirche selbst gewinnen die romantischen Neigungen Friedrich Wilhelms Ausdruck. Schon 1841—44 hatte die Heilandskirche am Port (ecclesia Sanctissimi Salvatoris in portu sacro) ihre Stätte gefunden, eine Basilika von Persius, der von dem Herrscher der schöne Säulengang angefügt wurde. In größerem Maßstabe sollte die Friedenskirche diese Form wieder aufnehmen. Frühchristliches sollte in ihr aufleben, wie andere Gebäude die Frührenaissance vertraten. Es ist unrichtig, das Gotteshaus einfach als Nachbildung von S. Clemente zu bezeichnen. Schon die Gestaltung des Innern spricht dagegen, ebenso der von Sa. Maria in Cosmedin entlehnte Turm. Der Gedanke an die Reinheit des ältesten Christentums ist echt romantisch, man träumte sich zurück in jene Zeit, die ja für die Reformation vorbildlich sein sollte. So zog man wohl S. Clemente mit heran, da sie nach damaliger Ansicht aus der Zeit Konstantins stammte, so ließ Friedrich Wilhelm ein Relief aus der Kirche von Alpirsbach, der angeblich ältesten in Deutschland, an der Turmmauer anbringen. Historisch mögen

alle diese Ansichten nicht zutreffen, die Frage ist nur die: Hat der König mit den Ausdrucksmitteln, die ihm zu Gebote standen, die Stimmung, die er erregen wollte, also die künstlerischen Zwecke, wirklich erreicht? Wenn man die Kirche im Rahmen der natürlichen Umgebung, ferner die edle Form der stillen Kreuzgänge betrachtet, so wird sich niemand der Geschlossenheit des Eindrucks, der feierlich-friedlichen, wahrhaft erhabenen Wirkung entziehen können. Die Leitung der Bauten hatte Persius übernommen. Als er, schon 1845, dahinging, sorgte Hesse für die weitere Ausführung. 1849 war man am Ziel. Aber noch etwas Neues, für ein protestantisches Gotteshaus besonders Wichtiges war hier geschaffen worden. Die Kirche stand mit einer Gebäudegruppe in innerem Zusammenhang, dem Predigerhause. Ein echt protestantischer Gedanke war an dieser Stelle zum erstenmale verwirklicht. An den Turm lehnte sich ein Schloßflügel, Marly, an. Dieser leitete über zu der Wohnung des Geistlichen, mit ihr wieder waren die Torhäuser des Grünen Bitters verbunden. Stilistische Einheit beherrscht auch die nächste Nachbarschaft. Das Kabinettshaus am Eingang wurde von Persius umgebaut, mit Turm und säulengetragener Gartenhalle geschmückt (1844). Gegenüber der Villa Liegnitz (1841 von Schadow) schufen (1844—46) Persius und von Arnim das klassizistische, reizende kleine Kabinettshaus oder die Villa Illaire, deren Gartenhalle in der Allee zum Grünen Bitter noch heute die Aufmerksamkeit auf sich zieht. — Das Dreikönigstor (klassisch, von Hesse 1850) leitet zu einer zweiten Einheit von Baulichkeiten über, die würdig den Eingang am Obelisken umkränzen. Hesse verdanken wir hier die stimmungsvolle Gestaltung des Weinberges

mit seinem Terrassenaufbau, den schönen Pergolen und der Krone des Ganzen, dem reizenden Winzerhäuschen. Dies bietet von seiner Raryatidenhalle aus einen herrlichen Ausblick auf die gesamte Stadt. Am Fuße der Anhöhe steht das Eingangstor mit den Reliefs, die den badischen Feldzug in die Erinnerung rufen. (1849—50.) An der Ecke der Kaiser Wilhelm- und Hohenzollernstraße hatte schon früher Persius die Villa Keller errichtet. Sie wurde vorbildlich durch ihren Turm, der angeregt ist von den Villen des Arnoteles. Gegenüber mit großem Altan die Villa Tieck's, das jetzige Elisabethhaus. Ihre Front schmückt unter einer Adikula die sitzende Muse. — Damit nähern wir uns den Bestrebungen des Königs, auch die Stadt künstlerisch von der Peripherie aus zu durchdringen. Hierzu dienten einzelne Landhäuser der Augustastraße z. B. Nr. 12, das Rochsche Haus, Ecke der Augustastraße und der Jägerallee 28, die Villa Jägerallee 1 (von Arnim erbaut), die Villen Tiedke und Urndt (Jägerallee 19 und Spandauerstraße 19), in späteren Jahren Behlertstraße 12.

Als ein Gegenstück zu dem Schinkelschen Kasino im Park von Glienick schuf Persius an der Glienicker Brücke (Neue Königstraße 60) die Villa Schöningen (damaliger Besitzer Frhr. v. Schöning). (1843—44.) Weiter aufwärts am Jungfernsee war schon bald nach 1835 in schönen Parkanlagen ein ähnlicher Wohnsitz, die Villa Jacobs (später Villa Alexander), entstanden. Größere Bauten innerhalb der Stadt waren der Bahnhof (1846), die Loge Minerva und das interessante Familienhaus: Schützenplatz 1b, 2, 3. Wir fassen diese Werke unter dem einheitlichen Gesichtspunkte des Neoklassizismus zusammen. Regelmäßige Gestaltung des

Innengrundrisses, weiträumige Treppen und Zimmer, Durchbildung der Einzelformen und Kleinarchitektur in Beziehung auf das Ganze wird in den Villen angestrebt. Türme mit Flachdächern und verschieden konstruierter Säulen- oder Raryatidenhalle, Gartensäle im Tempelstil, Eredren, Blendkämpferbögen, der Rundbogen der Renaissance, sehr zurückhaltende dorisierende Verdachungsgesimse, einfache Fensteraditula, halbrunde Nischen mit Statuen, schmuckhafte Puzrustika, Bogengänge, — alles dies kehrt in mannigfacher Variation als Außenform wieder. Ein starkes Maßhalten findet sich in jedem einzelnen Bauwerk. Der italienische Stil fand seine Stätte noch in dem Bornstedter Gutshause (nach 1846) und dem Campanile der Dorfkirche (1855—57). Auf dem nahe gelegenen Ruinenberge kündigt sich aber bereits das zweite Moment der Stilistik jener Zeit an: Die Romantik. Ein mittelalterlicher Wartturm mit Zinnenkranz wurde an den Rest des alten Amphitheaters angefügt.

Der sogenannte „Normannenstil“ beginnt. Die Einzelheiten entnahm man süditalischen Burgen, so die Simsstützen, die eigentümliche Zinnenbekrönung und schuf in Verbindung mit englisch-gotischen, romanischen, ja sogar Renaissanceformen einen neuen Gebäudestil, eine eigentliche Potsdamer Burgenromantik, die innerhalb der hügelumgebenen Wasserflächen eine passende Stätte fand. In diesen romantischen Zusammenhang gehört auch das „maurische“ Dampfmaschinenhaus mit Moscheekuppel und Minaret als Schornstein (von Persius 1841/42). Die Nedlitzer Brücke (1853/54) weist mit ihrem Burgtor und Herrenhaus burgartigen, romanisierenden Charakter auf, ebenso der gotische Aufbau der Meierei, es folgt

die Villa Neue Königstraße 14 und die zinnengekrönte Husarenkaserne (1842). Gegenüber der Freundschaftsinsel die Jacobs'sche Zuckersiederei (jetzt verschwunden) mit dem großen Schornstein als Bergfried, das Proviantamt in der Leipzigerstraße, die Dampfmahlmühle der Seehandlung (jetzt Garnisonbäckerei) in der Neuen Luisenstraße schlossen sich an. — Noch 1868 ist dann im Sinne dieser Richtung die Kaserne der 3. Garde-Ulanen burgartig gehalten. Auch der klassizistische Villenstil wirkt in den sechziger und siebziger Jahren nach. Ihn zeigen die Villa Hoffbauer am Wassertor des Riez (1868), Arnim (Augustastrafe 20), die Hentelsche am Pfingstberge und Villa Lessing (Jäger-Allee 21), schließlich Kaiser Wilhelmstraße 1 und die beiden: Spandauerstraße 5 und Kapellenbergstraße 5 von Persius, dem Sohne. In ihnen vollzieht sich eine Annäherung an die kraftvollen Formen der Hochrenaissance, so machen sich z. B. stärkere Fensteradikulä bemerkbar. Von größeren Gebäuden tragen noch kräftige Motive jener Kunst-epoche: die Loge Teutonia und die Kaserne des Ersten Garderegiments (die letztere um 1876). — Das sind die Nachklänge der für Potsdam so bedeutsamen klassizistischen Architektur.

Das künstlerische Charakterbild des Königs aber wäre unvollständig, wenn nicht auch seiner weitergehenden Pläne gedacht würde. In die Kronprinzenzeit zurück weist der Gedanke an ein Wasserschloß auf dem Tornow. Ein Entwurf Schinkels dafür liegt vor. Eine tempelartige, reichgeschmückte jonische Vorhalle wie am Berliner Museum war beabsichtigt, im Innern ein weiträumiger Säulensaal, der durch die ganze Anlage hindurchging, als Mittelpunkt. Ueber dem breiten Unterbau hätte sich

ein kleinerer klassischer Pavillon erhoben mit der Statue eines Windgottes (1823). Erwähnt werden können hier nur die Projekte für eine größere Schloßanlage in Charlottenhof und die weitere Ausgestaltung des Parks, des großen Hippodroms. Zur Höhe des Mühlenberges sollte eine Zufahrtsstraße führen, und dieser durch Viadukt mit Sanssouci verbunden werden. Sanssouci selbst, Orangerie und Klausberg wären dann durch Bogenbrücken in Beziehung gesetzt worden. Die Verbindung der beiden letzten Punkte wurde unter Kaiser Wilhelm II. in etwas anderer Form tatsächlich geschaffen, und so umzieht von Lindstedt bis zum Ruinenberge ein einheitliches Neu-Sanssouci den alten Königspark. Unvollendet blieb das Werk des Fürsten zurück, trotzdem hat sein Wirken unvertilgbare Spuren gelassen. Seine Gestaltung der Landschaft Potsdam ist noch heute vorbildlich; die eigentümliche Schönheit des Havelgebiets, die in Deutschland berechtigten Ruf genießt, verdanken wir ihm. — — —

Die große Bewegung des Klassizismus und der Romantik ging in den achtziger Jahren zu Ende. Ein Jahrhundert hatte sie in all ihren Phasen in Potsdam geherrscht, hatte das Ringen der Zeit um harmonische Schönheit verkörpert. Alle Möglichkeiten stilistischer Gestaltung schienen erschöpft, neue Aufgaben drängten sich seit der Gründung des Reiches. Wo sollte man die Formen dafür hernehmen? Das gewaltige Anwachsen der Volkszahl verursachte den Massenbau, die Herstellung ganzer Stadtviertel, das gesteigerte Kraftgefühl, Prunk- und Luxusbedürfnis strebte nach Ausdruck in den großen Repräsentationsbauten. Die Überschätzung der Wissenschaft führte das Eindringen historischer Elemente in weite Kreise des gebildeten Bürgertums herbei. Es

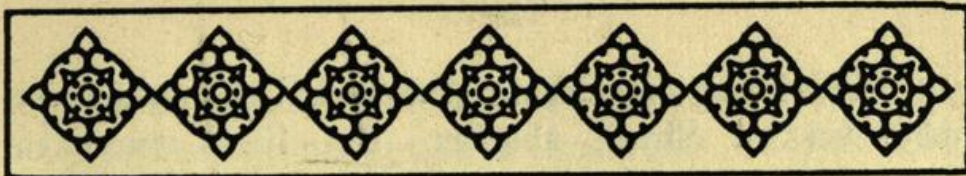
beginnt die Zeit der Auswahl der historischen Stile, des Eklektizismus. Der Übergangscharakter aller Werke dieser Zeit tritt in dem raschen Wechsel der Formen, die der Vergangenheit entnommen werden, hervor. Die großen Anforderungen in architektonischer Beziehung trafen ein wenig vorbereitetes Geschlecht. Die Formensprache, die man anwandte, entbehrte zwar nicht überall der künstlerischen Kraft, aber doch der Originalität.

So finden sich denn zunächst Anlehnungen an die Hochrenaissance (z. B. beim Landgericht 1882). Die Backsteinarchitektur der 70er Jahre wirkte ein. Umfangreiche Verwertung der Verblendziegel unter Einbeziehung der Verblendornamentik fand in Berlin statt, sie geht im letzten Grunde auf Schinkels Bauakademie als Vorbild zurück. Das Hauptgebäude des Observatoriums auf dem Brauhausberge (1877/79) und das Gymnasium (1878) weisen diese Einflüsse auf. Sehr einfache Renaissanceandeutungen erhielt später die Gardeducorpskaserne (1893), immerhin schuf hier der praktische Zweck eigene Hausformen und eine besondere Gesamtanlage. Keine historischen Anklänge und eigentlich architektonische Ansprüche boten dann die Ziegelbauten des Garnisonlazarett's (1890/94), des Schlachthofs (1892), des Elektrizitätswerks (1902/03). Die romanische Richtung ist an der katholischen Kirche (ältere, italienische Backsteinromanik 1870) und am Augustastift (neuere, germanische Form 1901) vertreten. Die neue Gotik fand Verwertung (1885/87) an der Kaserne der I. Garde-Mann, der Kaserne der II. Gardeartilleriebrigade (1892/95), dem Hasenheyerstift und vornehmlich bei Kirchenbauten, Pfingst- (1896) und Erlöserkirche (1898). Die Gotische Mode

und der Verblendziegelbau beeinflussten ferner die Stiftung Hermannswerder (1904), deren neue Kirche aber einer gewissen Eigenart nicht entbehrt (1911). Auch ein Neu-Barock entstand. Die ältere mehr dekorative Form vertritt v. Arnims Ausschmückung des Jagd Schlosses Klein-Glienicke (1861). Das Hauptgebäude ist allerdings unter Prinz Friedrich Leopold in moderner Renaissance noch einmal umgebaut worden, doch bewahrten das Kurfürstentum wie das Havelportal den eigentümlich franzöfierenden Stil. Dieser ist in der Stadt vertreten durch Spandauerstraße 35 und besonders an der Villa Große Weinmeisterstraße 21. Auch an dem Rochschen Hause Augustastraße 43 mit dem klassizistischen Giebelrelief: Friedrich Wilhelm IV. als Friedensfürst finden sich an den Fenstern bereits stark barockisierende Zieraten. Ein neueres selbständiges Barock bildete sich unter Anlehnung an die historischen Überlieferungen; es erscheint weniger charakteristisch an der Post (1897), sehr wirkungsvoll dagegen an der Regierung und dem vortrefflichen Rechnungshof (1901/06; 1907). Auch Vorschule und vornehmlich Realgymnasium (1908/09) sowie Kadettenhaus (1911) lassen ein Streben nach kraftvoller Wirkung deutlich erkennen. Die eigenartig in rotem Sandstein gehaltene Synagoge gehört hierher (1903) und die Architektur der Langen (1886/87) und der neuen Glienicker Brücke (1907). Die beiden bedeutendsten Schöpfungen des Übergangsstils sind die Kriegsschule (1899/1902) und die Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen (1908). Die erstere liegt zwar mit etwas starker Wucht auf dem Rücken des Brauhausberges, erzielt aber durch geschickte schmuckhafte Verwendung des Fachwerks, durch die Formen der Spätrenaissance, sowie künstlerisch

großzügige Gestaltung der Hofanlage und des Aufbaus einen bedeutenden Eindruck. Die zweite Schule zeigt Benutzung der einfachen Formen des zopfigen Vorklassizismus in so vollendeter Art, daß sich der Eindruck einer großen Ursprünglichkeit in Erfindung und Ausführung unverlierbar einprägt. — Es ist bei einer Stadt wie Potsdam nicht verwunderlich, daß die historischen Stile etwa ein Menschenalter unbedingt die Herrschaft gehabt haben, und gewiß werden sich die großen baugeschichtlichen Traditionen auf diesem Boden nie ganz ausschalten lassen. — Der Schablonenbau der Großstädte hat auch auf die Privathäuser unserer Stadt, vielfach nicht sehr günstig, zurückgewirkt, aber auch darin ist schon ein gewisser Wandel eingetreten. Es ist heute kaum möglich, daß ein Fürst so auf Stadt- und Landschaftsbild einwirken könnte, wie Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV. das taten. Ihr Werk verständnisvoll zu erhalten und im künstlerischen Sinne weiter auszubauen, wird die Aufgabe des Potsdamer Bürgertums und seiner Selbstverwaltung, die große Aufgabe der Zukunft sein.





Fünftes Kapitel.

Aus dem geistigen und gesellschaftlichen Leben Potsdams.

Das geistige Leben des mittelalterlichen Potsdam fand außerhalb der Kirche und des Pfarrhauses seinen Sammelpunkt in zwei kleinen Häusern, welche auf dem Kirchhofe standen. In dem einen wohnte der Lehrer, welcher zugleich Küster und Ratschreiber war, auch den Zeiger an der Kirchenglocke zu stellen hatte, in dem andern der Stadtmusikant, welcher mit seinen Gehülfen für die einfache Musik bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen zu sorgen hatte. Der kirchliche Gesang stand unter der Obhut des Lehrers. Aus einem Supplikate an den Bischof Dieterich v. Jagow 1465 geht hervor, daß der Rektor in der Kirche vor dem Altare absingen mußte. Der Rat zahlte ihm dafür ein halb Schock märkischer Landwährung und legte 1499 noch 15 Gr. dazu, versprach auch bei der jährlichen Zusammenkunft der Altaristen frei Bier. Dafür hatte der Lehrer in der Frühmesse und bei dem Umgange mit dem Sakramente gegenwärtig zu sein und mit der Schule zu singen.

1499 hatte die Schule zwei Gehülfen, welche einander bei der Arbeit ablösten. Um 1570 wurde ein neues Schulhaus erbaut und einige Jahre später erschien bei Nikolaus Volgow in Berlin eine Dichtung des Potsdamer Lehrers Abraham Paolius über die vier Haupttugenden, welche seine Schüler am Gregoriustage in den Gassen unserer Stadt „rezitieren“ mußten. Um 1600 wird zuerst einer besonderen Mädchenschule erwähnt, deren Vorsteherin Gertrud Gurz hieß.

Für Kranken- und Armenpflege, sowie die Versorgung der mittellosen aus der Fremde, „dem Elende“, Zugewanderten, bestand in Potsdam bis zur Reformation die Elendsgilde. 1450 vermachte das Klaus Schmidt'sche Ehepaar der „Elenden-Gilde“ ein Vermächtnis von 11 Schock 17 Groschen, auch wird in der Urkunde darüber eine gesellige Feier erwähnt, bei welcher eine Tonne Bier und zwei Scheffel Roggen unter die Mitglieder der Bruderschaft verteilt werden sollten. — Ein Hospital erhielt Potsdam 1486. Es befand sich mit der damit verbundenen St. Gertruds-Kapelle vor dem Rießer Tore, in der heutigen Priesterstraße an der Stelle der heutigen Hofpredigerhäuser. Die Stifter der Anstalt waren der Magdeburger Domherr Mauritius v. Schönau und seine Brüder Albert und Klaus. Letzterer war Amtshauptmann von Potsdam. Das Patronat der Stiftung übten die drei Brüder, später deren männliche Erben aus. Im Falle des Aussterbens des Geschlechtes der v. Schönau sollte der Magistrat „des Städtleins Postamp“ in das Patronats- und Präsentationsrecht treten. Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Anstalt mehrfach eingeäschert und verwüstet. Pfarrer Franke von der Katharinenkirche, welcher später nach Böhmen auswanderte,

schreibt, daß er sich viele Mühe gegeben habe, das durch Niederbrennen unbewohnbar gewordene Hospital wieder aufzubauen. Er hätte für seine Person für 17 Taler Holz gekauft, fällen lassen und angefahren, aber nichts davon erhalten als Schimpf und Spott. Magistratus hätte die Hospitalslade und Gelder an sich genommen und das Amt sich um alles unbekümmert gelassen und weil er dann gesehen, daß es keinem Menschen ein Ernst gewesen, dasselbe wieder zu bauen, habe er es auch müssen gehen lassen, wie es gegangen. „Es ist“, setzt er hinzu, „leider Gott geklagt, dahin gekommen, daß die Politici alles, die Ministri ecclesiae aber ganz und garnichts mehr sein sollen. Gott muß eine Änderung schicken oder es wird zuletzt heidnisch oder teuflisch.“

Die Leidenszeit, welche Krieg, Hungersnot und Pest über Potsdam gebracht hatten, endete erst der Große Kurfürst. Nach Wiederaufrichtung der Stadt ließ er sich besonders die Verbesserung der Schule angelegen sein. In der von ihm eigenhändig unterschriebenen Potsdamschen Stadt- und Kirchenordnung vom 25. Februar 1671 verfügt er: „Schulcollegen sind mit Tischen zu versehen, hinwieder sind sie schuldig mit Fleiß die Jugendt zu informiren und auch das ihrige in der Kirchen zu verrichten, sollen sich auch eines nüchternen Lebens befleißigen, böse Gesellschaft meiden und sich auch des grassiren auf der Gassen enthalten, damit nichts ärgerliches von ihnen könne geredet werden. Currendeschüler sollen dreymahlen in der Wochen, als Sontageß, Mittwochß und Freitageß umbsingen, auch sich in den Jahrmärkten des singens für den Crambuden genzlichen enthalten. Und weil sich viele der hiesigen Bürger bey vorfallenden Jagten einige Currentschüler aus der Schulen

zu fordern und sie entweder die Jagten in ihrer Stelle zu belaulfen und sonstn andere Geschäfte durch sie verrichten zu lassen unterstehen, deswegen dann den Schuelbedienten einige schuldt der Versaumnuß und Zurückbleibens beygemessen werden kan, auch ein solches Rindt in der großen Kälte leichte an seine Gesundheit schaden nehmen oder wohl gar das Leben verliehren könnte, als soll dem Rectori und Baccalaureo der Schuelen befohlen sein, keinen einzigen Knaben zu solchen und dergleichen Geschäften folgen zu lassen, sonder sich auf dieser Ordnung zu beruffen und damit zu schützen."

Um 1664 war ein dritter Lehrer eingestellt worden. Zu einer gewissen Blüte gelangte die Schule unter dem Magister Neumann. Ihr Ruf stieg derart, daß sich Schüler aus anderen Orten hier einfanden, darunter sogar Studenten, welche bereits einige Jahre auf Universitäten gewesen waren. Die Schüler mußten fast täglich mit ihrer Musik beim Kurfürsten aufwarten und wurden dafür reichlich belohnt. Da auch an Freitischen und unentgeltlichen Wohngelegenheiten kein Mangel war, so verdiente hier mancher Student so viel, daß er sich wieder eine Zeit lang auf der Universität erhalten konnte. In der Schule wurden öfter Examina und Redeübungen angestellt. Zu den Aufführungen von Schulkomödien liehen selbst Damen und Herren vom Hofe Kleider und Schmuckgegenstände. Der Fleiß der Lehrer wurde durch materielle Anerkennung der Eltern, durch Schulvisitationen des Inspektors zu Spandau und des hiesigen Oberpredigers, sowie durch das Lob aller redlichen Schulfreunde trefflich ermuntert. Von dem Oberprediger wurden öfter Schulpredigten gehalten und an fleißige Schüler Prämien verteilt. Die Schule wurde mit der

Zeit so leistungsfähig, daß ihre Schüler ohne weitere Vorbereitung die Universität beziehen konnten. —

Nach dem Tode des Großen Kurfürsten trat ein Rückgang ein. Erst Friedrich Wilhelm I. nahm sich wieder kräftig des Potsdamer Schulwesens an. Bereits als Kronprinz hatte er sich für die Frankeschen Stiftungen in Halle begeistert. Nach seinem Regierungsantritt besuchte er Halle zu wiederholten Malen, um sich über die äußeren und inneren Einrichtungen der Anstalten zu unterrichten. Die Früchte dieser Reisen kamen seiner Lieblingsstadt Potsdam zu gut.

Daß die einzige städtische Schule den Bedürfnissen lange nicht mehr entsprach, beweist die Tatsache, daß neben ihr 14 Winkelschulen entstanden waren. Der König ließ das baufällig gewordene Schulhaus an gleicher Stelle neu aufführen, eine zweite Schule auf dem Riez für Soldatenkinder, eine dritte bei der Heiligengeistkirche und eine vierte, die sogenannte große Schule in der Nauener Straße errichten.

Am 22. Mai 1722 wurde der Grundstein zu dem Großen Militär-Waisenhaus gelegt, welches nach dem Frankeschen Waisenhaus in Halle eingerichtet wurde. — Bei der Eröffnung bevollmächtigte der König den Kapellmeister Depusch aus den Zöglingen ein Musikchor zu bilden und sie für den Dienst als Hoboisten im Heere vorzubereiten. Depusch war Kapellmeister bei Friedrich I. gewesen. Als Friedrich Wilhelm I. die kostspielige Kapelle seines Vaters auflöste fand nur Gottfried Depusch wegen seines riesenhaften Wuchses Gnade vor des Königs Augen. Er kam als Stabshoboist zu der roten oder großen Garde, dem Leibregimente, nach Potsdam. Wenn Musik bei Hofe war, so wurde sie

von den 12 Hoboisten des Regiments ausgeführt. Im Herbst und Winter fand wöchentlich einige Male Musik vor dem Könige statt. Das Programm bildeten Jagdstücke, Militärmärsche, Auszüge Händelscher Opern und Oratorien. Dabei wurden die Arien und Chöre nicht gesungen, sondern auf Oboen gespielt. Auch ließ Pepusch zuweilen Stücke eigener Komposition aufführen. Der König war bei neuen Stücken sehr aufmerksam und pflegte gleich sein Urtheil darüber zu sagen. Die Hoboisten und ihr Kapellmeister mit den Pulten und Lichtern standen dabei am Ende eines Saales im Stadtschlosse während der König am anderen Ende oft ganz allein saß und die beruhigende Macht der Töne auf sich wirken ließ. Schließ der durch ein Übermaß von Arbeit überreizte Monarch auch wirklich zuweilen dabei ein, so hatte die Musik ihm doch zu der notwendigen Erholung verholfen.

Sänger und Musiker von Bedeutung gab es nicht am Hofe des Königs. Auch in der Stadt lassen sich außer den Militärmusiken weder öffentliche Konzerte noch Musikliebhaber nachweisen.

Von allen Künsten schätzte der König am meisten die Malerei. Er selbst gab sich, wenn ihn die Gicht plagte, dem Zeitvertreib des Malens hin. In solchen Schmerzenszeiten entstanden jene eigentümlichen Kunstschöpfungen, welche einen Bewunderer Friedrich Wilhelms I. zu dem Ausspruche veranlaßten: „So malte ein Mann, der nicht malen konnte, so malte er in Schmerzen und jeden Tag ein Bild“. In den sauber gestrichenen Gängen des Stadtschlosses hingen die Bilder der Riesengrenadiere, einige davon mit der Unterschrift: „Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit“. (Von Friedrich Wilhelm in Schmerzen

gemalt.) Die Umrisse waren oft vom Maler Weidemann, dem Rektor der Kunstakademie, oder dem Hofmaler Pesne gezeichnet. Außerdem half der Maler Johann Adelfing dabei.

In der Potsdamer Bevölkerung läßt sich in dieser Zeit auch kein besonderes Kunstinteresse nachweisen. Das Ausschneiden von Figuren, welche aufgeklebt und überlackiert wurden, wie es ein halbes Jahrhundert später wieder Brauch war, bildete den künstlerisch sein sollenden Zeitvertreib jener Tage. — Auch wurden viele Verse verbrochen, welche große Zufriedenheit atmen. 1727 erschien hier beim Buchhändler Rüdiger ein ausschließlich von unserer Stadt handelndes Buch in gebundener Sprache: „das Ist-blühende Potsdam“ von Bellamintes. Hinter diesem Namen verbarg sich Georg Beliz, welcher damals Informator der Kinder des Herrn v. Sacke auf Ütz und später Diakonus in Niemegeß war. Die Dichtung atmet große Heimatsliebe und ist von hohem Wert für die Stadtgeschichte, weil der Verfasser nach eigener Anschauung erzählt und schildert, was zu seiner Zeit vorhanden oder im Entstehen begriffen war.

Dem unter der Regierung seines Vaters eingerissenen Luxus, besonders bei Festlichkeiten, suchte Friedrich Wilhelm I. mit aller Strenge zu steuern. Zwei für Potsdam abgefaßte Kabinettsordres vom 31. Juli 1728 und 8. Febr. 1738 geben davon Zeugnis. In letzterer heißt es: „Da Se. Königliche Majestät in Preußen Unser allergnädigster Herr angeordnet haben, wie daß unter der Bürgerschaft in Potsdam der Luxus bey Hochzeiten, Kindtauffen und Gelagen dergestalt angestiegen, daß daraus nichts anderes als Armuth, Ruin und allerhand Inconvenienzien erfolgen können; Als ordnen und befehlen Sie

hierdurch alles Ernstes, daß von nun an, wenn ein Bürger alhier Hochzeit machet, er nicht mehr geben soll, als vier Gerichte, incl. Kuchen und alles, auch dazu nicht mehr Gäste bitten soll, als drey Manns-Persohnen und drey Frauens-Persohnen. Desgleichen sollen auf Kindtauffen nicht mehr gegeben werden wie drey Gerichte, incl. Kuchen und alles, auch nicht mehr Gäste als nur 2 Manns- und 2 Frauens-Persohnen gebethen werden, mehr aber durchaus nicht.“ — — So unnachsichtig der Monarch bei der Ausrottung des übermäßigen Gepranges bei bürgerlichen Festlichkeiten war, so streng bestand er aber auch auf der Aufrechterhaltung der festgesetzten Rgl. Hausordnung und das einfache Leben bei Hofe wirkte mehr als alles andere vorbildlich auf die Potsdamer Bevölkerung.

Außer Jagden und Reiherbeizen war das vom König am meisten bevorzugte gesellige Vergnügen das Tabakskollegium. Es fand in Potsdam nicht im sogenannten Tabakshäuschen auf dem Bassin, sondern in einem Raume des westlichen Flügels des Stadtschlosses statt, unmittelbar neben der Wohnung des Königs, während des Sommers auch wohl in einem Gartenhause. Dazu versammelte sich im Winter um 5, im Sommer um 7 Uhr eine Gesellschaft von 6—8 Personen, Generale, Stabsoffiziere und Hauptleute, die als beredt und unterrichtet galten, auch durchreisende Fremde, welche sich durch ihre Abenteuer, und Gelehrte, die sich durch ihre Schriften einen berühmten Namen gemacht hatten. Als beim Könige durch den Betrüger Clement Verdacht gegen seine nächste Umgebung, besonders gegen Grumbkow und den Fürsten von Anhalt, erweckt worden war, wurden längere Zeit hindurch nur Potsdamer Bürger zum Tabakskollegium herangezogen. Der König betrat das Zimmer

stets mit dem Glockenschlage. Jeder Gast hielt bereits seine kurze holländische Tabakspfeife im Munde. Auf einer Tafel standen Körbchen mit leichtem holländischen Tabak, daneben kleine Pfannen mit glimmendem Torf. Vor jedem Gast stand ein weißer Krug mit Bier und ein Glas. Jeder bediente sich selbst. Um 7 Uhr wurde Butter, Brot und Käse aufgetragen, manchmal auch Schinken und Kalbsbraten, auch wohl Fisch und Salat, welchen der König mit eigenen Händen zurichtete. Die Unterhaltung war stets lebendig und anregend. Friedrich Wilhelm I. besaß Humor und liebte einen kräftigen Wis. Auch durfte im Tabakskollegium kein Scherz übel genommen werden. Dem Könige, welcher unablässig bestrebt war, sich weiter zu unterrichten, kam es darauf an, stets einige in den Staatswissenschaften, den Welthändeln, der Geschichte und Geographie erfahrene Leute in seiner Abendgesellschaft zu haben, welche Vorträge halten mußten, die vom Könige und den anderen Anwesenden durch Fragen und Einwendungen unterbrochen werden durften. Französische, holländische, deutsche Zeitungen, darunter die Hamburger, Frankfurter, Breslauer, Leipziger und Wiener lagen auf der Tafel. Die Berliner Zeitungen pflegte der König nicht zu lesen, da sie damals nur nachgedruckte Artikel enthielten.

Nach dem Vorbilde des Königs unterhielten sich die Potsdamer Bürger in der „Tabagie“. Für die Damen begannen damals die Kaffeegesellschaften. Im Sommer wurden Wasserfahrten und Landpartien unternommen, bei denen man sich in den Dorfwirtschaften der Umgebung mit Regeln, Gesellschaftsspielen und Tanz unterhielt.

Zur Sonntagsfeier gehörte regelmäßiger, womöglich zweimaliger Kirchenbesuch. Wenn der König in Potsdam

war, sah man ihn nach dem Vormittagsgottesdienste zu Fuß oder zu Pferde auf der Nauener Plantage, dem heutigen Wilhelmsplaz, um die Kutschen der wohlhabenden Einwohner vorüberfahren zu sehen, welche im Gefolge des Wagens der Königin von der Kirche aus dreimal die Plantage umfahren mußten.

1735 erschien unter dem Titel „Potsdammischer Merkurius“ dreimal wöchentlich eine in Berlin gedruckte Zeitung, welche das Stück zu 6 Pf. oder quartaliter für 18 Gr. ausgegeben wurde und hier auf dem Postamte zu haben war. Doch brachte sie es nur auf 166 Nummern. Der Herausgeber war Graben zum Stein, welcher als Ersatz für den verstorbenen Gundling und den entflohenen Fasmann als Hofnarr unter dem Titel eines Hofgelehrten angestellt worden war. Gegen das Ende d. J. 1740 ließ er eine neue Wochenschrift erscheinen, „die Potsdammische Quintessenz“. Sie brachte neben Nachrichten über Weltereignisse auch solche über Potsdamer Geschichte, welche später vom Herausgeber, dem Hofbuchdrucker Henning, im Zusammenhange gedruckt und als Geschichte Potsdams herausgegeben wurden.

Ein eifriger Lokalhistoriker erstand unserer Stadt bald darauf in dem Rektor der großen Schule Samuel Gerlach. Er versucht die Stadtbewohner seiner Zeit mit dem Sage zu charakterisieren: „Unsere Potsdamer werden noch immer Leute aufstellen können, die man andern zum Exempel setzen kann, ob man gleich andere vieler Laster wegen verachten muß.“ — Es war auch eine schwierige, kaum mögliche Sache das Bevölkerungsgemisch der Stadt kurz zu kennzeichnen. Der wendischen Fischerbevölkerung hatten sich nach und nach zugesellt Holländer, Pfälzer, Franzosen, Schweizer, Salzburger,

Wallonen und Flämen. Dazu kam noch die bunte Soldateska aus aller Herren Länder. Ein großer Teil dieser Zugewanderten dachte nicht daran, dauernd hier zu bleiben, sondern Abenteuer- und Gewinnsucht waren oft die Beweggründe ihres Kommens gewesen. Ein Volkskundiger aber vermag doch bei dem kleinen Teile wirklich bodenständig gewordener noch heute manches Überbleibsel in Wort, Spruch, Lied und Spiel zu erkennen, welches weither gebracht wurde und ungeachtet der stark wechselnden Potsdamer Bevölkerung an der Scholle haften geblieben ist.

Ein reges wissenschaftliches Leben entfaltete sich in Potsdam erst unter Friedrich II. durch das eigene Beispiel des Königs. Allerdings kannte Friedrich die deutsche Wissenschaft nicht und lud nur Ausländer, besonders Franzosen, an seinen Hof. Zu diesen gehörten Mauper-tuis, der fein gebildete Provenzale Marquis d'Argens, Friedrichs treu ergebener literarischer Sekretär Darget und der Arzt de Lametrie. Großen Wert legte Friedrich auf das Heranziehen der Gebrüder Keith aus Schottland, welche als Anhänger der Stuarts ihr Vaterland meiden mußten. Besonderen Reiz aber brachte Voltaires Gegenwart in das Leben von Sanssouci. Jeder nahm sich vor der Überlegenheit des Dichters zusammen und spannte sich zur vollen Äußerung seiner geistigen Kräfte an. Prinzen und Prinzessinnen beteiligten sich an den Aufführungen von Tragödien und fügten sich willig den Anforderungen des Meisters. Alles fing an, sich mit Wissenschaft und Poesie zu beschäftigen. Die Abendmahlzeit, bei der jeder Zwang verbannt war, pflegte den Kreis der Vertrauten zu heiterem Genuße zu vereinigen. Adolf Menzels Gemälde stellt die Tafelrunde um 1750

dar. Obenan sitzt der König, neben ihm, links vom Beschauer General v. Stille, Voltaire, der Lordmarschall von Keith und ein nicht näher bezeichneter Gast. Gegenüber vom Könige sitzt Marquis d'Urgens, an ihn reihen sich de Lamettrie, der Graf Rothenburg, Algarotti und Feldmarschall von Keith.

In dieser Zeit hatten in Potsdam zwei deutsche Dichter, Gleim und Ewald v. Kleist Freundschaft geschlossen. Gleim, ein glühender Verehrer Friedrichs, war Hauslehrer beim Obristen v. Schulz. Kleist stand seit 1740 in Garnison beim Regiment Prinz Heinrich, ohne Neigung für den Soldatenstand zu haben. Durch den Patriotismus Gleims lernte er seine Stellung als preussischer Offizier immer höher auffassen und die deutsche Literatur schätzen. Während der fröhliche Gleim sich in die Seele eines preussischen Offiziers dachte und seinem Freunde Kriegslieder sang, vertiefte sich Kleist beim Dichten immer mehr in die lieblichen Gemälde des Friedens. Eine fast unüberwindbare Sehnsucht nach dem Landleben ergriff ihn, welche er in seinem „Frühling“ verdichtete. Der Druck des Werkes erfolgte erst 1749 und erregte das Entzücken aller Literaturfreunde. — Bei der letzten großen Durchforstung des Parkes von Sanssouci in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fiel die alte Pappel, in deren Rinde der Dichters Hand ein v K 1746 geschnitten hatte. Sie stand unweit der lieblichen Paphnogenschen Venus, von welcher E. v. Kleist sang:

„Bezaubernd Bild, des Meißels Meisterstück,
Ach! schlage deine Brust! Ach! wär dein Auge hell!
Ein jeder, der dich sieht, wünscht dir Elisens Glück
Und sich an Amors Stelle.“

An anderer Stelle sagt er:

Sieh Papenhovens Meisterstück, der schönen Venus ins Gesicht:
Sieh an den Mund des Marmorbildes! Man sieht die Stimm'
und hört sie nicht." — —

Lessing, welcher seit 1753 den gelehrten Teil der Vossischen Zeitung redigierte, kam im Februar und März 1755 auf 7 Wochen nach Potsdam und vollendete hier in einem auf der Wasserseite der heutigen Luisenstraße vor dem Riewitt gelegenen Gartenhause in strenger Abgeschlossenheit das Trauerspiel Miß Sara Sampson. Er verkehrte in dieser Zeit nur mit dem etwas beschränkten Faktor der Voss'schen Buchhandlung und dieser verbreitete das Gerücht, der Dichter habe sich überstudiert.

In dieser bildungshungrigen Zeit herrschte in Potsdam großer Leseeifer. Die hier lebende Dichterin Caroline Rudolphi, welche in der Familie des Kammermusikers Franz Benda verkehrte, berichtet: „Abends wurde gewöhnlich vorgelesen. Die Wahl der Bücher war die des Zufalls. Gellerts, Weizens und Rabeners Schriften, Hagedorns, Uzens, Gleims, Kleists, Klopstocks, Goethens (Götz und Werther) und Wielands Werke kamen durcheinander an die Reihe und zwischen diesen das Elendste, was jene Zeit hervorbrachte; denn die Buchmacherei war schon damals erfunden.“ — — Als der dritte Band von Klopstocks Messiasde zu lange auf sich warten ließ, setzte ein Potsdamer Kaufmann, der aus Schönfeld bei Leipzig stammende F. L. Hudemann die Dichtung fort. Das Nachwerk betitelte sich: „Der Messias, Elfter Gesang, Potsdam 1763.“

Gleichgesinnte schöne Geister vereinigten sich auch hier zu literarischen Zirkeln. Hauptmann Stamford, welcher ein Bändchen zum Teil in Potsdam entstandener

Gedichte veröffentlichte, spricht von einem literarischen Kreise, dessen dichtende Mitglieder sich ein gemeinschaftliches Thema zur poetischen Behandlung stellten. Der Briefwechsel dreier Potsdamer Offiziere von 1774—78 zeugt gleichfalls von dem Bildungseifer und dem Litteraturinteresse der Zeit. Der eifrigste des kleinen Kreises, der spätere Direktor der Ingenieur-Akademie, v. Winanko, las Ossian, Hudebras von Butler, Thomson, Young, Horik, Calderon und Cervantes. Er studierte auch gelehrte Geschichtswerke in den fremden Sprachen. Von deutscher Litteratur lasen und besprachen sie: Ramlers lyrische Blumenlese, Voß's Musenalmanach, Claudius, Julius v. Tarent von Leisewitz, Goethes Werther, Stella und Egmont, Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, Lavaters Physiognomik, das deutsche Museum, die allgemeine deutsche Bibliothek und viele andere heute vergessene Werke. Wie einst Ewald v. Kleist, der Dichter des Frühlings, welcher 1759 nach der Schlacht bei Kunersdorf den Heldentod gestorben war, wurde auch der reichbegabte Heinrich v. Kleist, der Dichter des Zerbrochenen Kruges, des Rätchen von Heilbronn, der Hermannschlacht, des Prinzen von Homburg sich hier seines Talentès bewußt. Von 1792—99 gehörte er der Potsdamer Garnison an und trieb bereits vom 2. Jahre seines hiesigen Aufenthaltes beim Konrektor Bauer, Griechisch, Latein, Mathematik und Philosophie, so daß er eigentlich mehr Student als Soldat war. Nach ruhelosen Wanderjahren fand der gemütskrank gewordene Dichter seine letzte Ruhestätte am Wannsee bei Potsdam am 21. November 1811.

Um die Jahrhundertwende sollten in Potsdam verschiedene Lesegesellschaften die Aufklärung befördern.

Eine davon wurde durch den Konrektor Bauer, eine andere durch den Prediger Cremer am Waisenhause geleitet. Auch bestand ein Leseverein der Bauhandwerker. Der Unteroffizier Gerber vom 1. Bataillon Garde besaß einige tausend Bücher, welche er auslieh. Für die Volksbelehrung wirkte ferner die Märkisch-Ökonomische Gesellschaft, auch erschien das vom Konrektor Baumann geleitete Märkische Volksblatt mit nützlichen Belehrungen und Erzählungen.

Außer den Königlichen Gärten diente den damaligen Potsdamern als Ausflugsziel das Bertinische Kaffeehaus, welches sich anstelle der heutigen Villa Alexander, am Ende der Bertinistraße befand. Man erhielt dort für billigen Preis gute Chokolade, Kaffee und Bier. Die Herren vergnügten sich auf der Regelpbahn, dem Billard oder am Spieltisch, während die Damen sich, mit dem Strickstrumpf beschäftigt, unterhielten. Bertini sorgte auch für gute Unterhaltungsmusik. Man fand dort in zwanglosem Verkehr ein vornehmes Publikum. Im Sommer fuhr man zu Wasser und zu Lande dorthin, im Winter auf Schlitten und Schlittschuhen. — Ein ähnlicher Ausflugsort war das Jagdschloß Stern. — Vor der Langen Brücke war das Eschersche Kaffeehaus. Escher hatte eine dem Militärwaisenhouse gehörige Maulbeerplantage in Erbpacht und darauf hübsche Anlagen geschaffen. Bei schlechtem Wetter fand man in geräumigen Zimmern und Sälen Unterkunft, worin man sich bei Spiel und Tanz vergnügte. Als neuer Vergnügungsort kam der Tornow auf. Als beliebtes Ziel eines ländlichen Spazierganges galt damals schon der Ruhfort. Außerdem sorgten einige dreißig Tabagien, Gärten und Tanzsäle in der Stadt und den Vorstädten für die Unterhaltung der Besucher.

Neben der Beschäftigung mit Wissenschaften und Literatur hatte sich in Potsdam eine große Musikpflege entwickelt, welche ebenfalls auf den Einfluß Friedrichs zurückzuführen ist. Der König war selbst von hervorragender musikalischer Begabung. Bereits als Kronprinz war er durch Quanz ohne Wissen des Königs, unter dem Schutze der Königin, im Flötenspiel unterrichtet worden. Seinen Vortrag hatte er nach den größten Sängern und Instrumentisten, besonders nach dem ergreifenden Spiele Franz Bendas gebildet. Nach der Thronbesteigung folgte ihm seine Rheinsberger Kapelle, deren Hauptzierden die Gebrüder Benda und Braun waren, nach Potsdam, wo sie neugeordnet und verstärkt wurde. Potsdam erhielt dadurch einen starken Zuzug künstlerisch gebildeter Musiker. Alle Abend von 7 bis 9 Uhr, später, als der König nicht mehr zu Abend speiste, um 6 Uhr, fand im Musiksaale des Stadtschlosses oder in Sanssouci Kammerkonzert statt. Außer dem Könige waren Hauptmitwirkende dabei die Brüder Benda und Braun, Agricola, Quanz, Em. Bach, Nichelmann, Haffe, Baron, Fasch u. a. Vor dem Konzerte prälu-dierte Friedrich gewöhnlich eine viertel Stunde. Mit den Noten unter dem Arme betrat er das Konzertzimmer, verteilte die Stimmen für 2 Violinen, 1 Bratsche, 1 Violoncell, 1 Fagott und 1 Fortepiano und legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Die 300 Konzerte von Quanz wurden meist der Reihe nach, wie sie entstanden waren, durchgespielt. Zuweilen trug auch Quanz eine seiner Kompositionen für Flöte vor, auch wurde ein Solo auf dem Violoncell gespielt oder eine Arie gesungen. — Reisende Virtuosen hörte der König selten. Als aber Sebastian Bach am 7. Mai 1747 zum

fuch seines Sohnes nach Potsdam kam, wurde er sofort zum Könige befohlen, Friedrich gab selbst das Thema zu einer Fuge, die Bach sogleich auf einem Pianoforte sehr gelehrt und kunstvoll ausführte. Auch eine sechsstimmige Fuge führte er dem Könige über ein selbstgewähltes Thema vor. Am folgenden Tage spielte er in der Heiligengeistkirche vor einer größeren Zuhörermenge und prüfte auch die übrigen Orgelwerke der Stadt.

Zu den zahlreichen Musikern der Kgl. Kapelle kamen noch viele Künstler anderer Kapellen, da die Musikliebhaberei des Königs bei allen Prinzen und Prinzessinnen sowie andern vornehmen Leuten Nachahmung gefunden hatte. In Potsdam war an Lehrenden und künstlerischen Vorbildern kein Mangel. Bald hatte die Liebe zur Musik in der Bevölkerung Wurzel gefaßt und wuchs so schnell, daß bereits Friedrichs Kapellmeister Reichardt klagen konnte, daß Musik nicht mehr Herzens- sondern Modesache sei. Die Flöte war das Modeinstrument, aber auch das Klavier zog in die Bürgerhäuser ein und Familien, welche auf Bildung Anspruch machten, ließen ihren Kindern Unterricht im Gesang und Klavierspiel geben.

Um während des Sommers das Vergnügen der Oper nicht zu entbehren und Unterhaltung für seine Gäste zu haben, richtete Friedrich als Potsdamer Oper das Intermezzo ein, d. h. er ließ hier die lustigen Zwischenakte der großen Opern aufführen, aus denen das Komische streng verbannt war. Die Aufführungen fanden in dem von Knobelsdorf erbauten Theater des Stadtschlosses und nach dem siebenjährigen Kriege auf der Bühne des Neuen Palais statt. Daher konnte der Zuhörerkreis nur ein beschränkter sein.

Auch war die berühmte Tänzerin Barbarina Campanini häufig in Potsdam tätig. Sie wohnte dann im „roten Adler“ Humboldtstraße 3; der Palast Barberini steht in keiner Beziehung zu ihr.

Im Frühjahr 1779 ließ Friedrich seine Flöten und Musikalien einpacken und sagte gerührten Tones zu Benda: „Mein lieber Benda, ich habe meinen besten Freund verloren.“ Mit dem Aufhören der eigenen Tätigkeit hörte auch die Freude am Anhören von Musik bei ihm auf. Potsdam aber entwickelte sich weiter zu einer hervorragenden Musikstadt. Die hier wohnenden Künstler veranstalteten unter sich Konzertaufführungen und gaben dabei vor eingeladenen Kunstfreunden ihre eigenen Arbeiten zu hören. Auch der musikalisch gut angelegte und sorgfältig ausgebildete Thronfolger veranstaltete große Konzerte. Da seine Wohnung im Rabinettshause nicht Raum genug bot, so fanden sie häufig im alten Orangeriegebäude des Lustgartens statt. Jeder anständig gekleidete Einwohner Potsdams konnte unentgeltlich an den Sonntagskonzerten teilnehmen und sich an klassischen Aufführungen wie dem Händelschen Messias oder Haydns Sinfonien erfreuen.

Nach dem Regierungsantritte vereinigte er seine Kapelle mit der bisherigen Königlichen Kapelle. Was Quanz für Friedrich gewesen, wurde der berühmte Violoncellist Dupont für Friedrich Wilhelm II. Kammerkonzerte fanden in dem ovalen Konzertsaale des Marmorpalais statt. Dabei wirkten bei den Potsdamer Kammermusikern die Prinzessinnen und Prinz Louis Ferdinand mit, welche virtuos Klavier spielten, sowie der König selbst, welcher ein vorzüglicher Violoncellist war. Für große Musikaufführungen wurde das Orangeriehaus im neuen

Garten erbaut, dessen mittlerer Teil einen Konzertsaal erhielt, in welchem die Künstler und der Hof saßen, während die übrigen Zuhörer die eigentlichen Orangeriefäle füllten. Zu diesen großen Aufführungen kamen auch die in Berlin wohnenden Kammermusiker und Sänger des National Theaters herüber. Außerdem wirkten Potsdamer Dilettanten mit. Während der elfjährigen Regierung Friedrich Wilhelms II. wurde die Kapelle durch Heranziehen und königliche Bezahlung fremder Meister zu einer der besten in Europa erhoben.

Im April und Mai 1789 weilte Mozart in Potsdam und spielte mehrfach vor dem Könige. Er wohnte während dieser Zeit bei seinem Freunde dem Waldhornisten Türschmidt in dem Hause Bassin 10.

Friedrich Wilhelm II. begünstigte eifrig die Entwicklung der deutschen Oper und des deutschen Schauspiels. Um einer größeren Anzahl von Einwohnern Potsdams die Teilnahme an den Aufführungen möglich zu machen, fanden sie im alten Komödienhause am Kanal statt, welches unter Friedrich Wilhelm I. zur griechischen Kirche, später aber zur Montierungskammer bestimmt wurde. Schließlich ließ der König am Kanal ein größeres für die hiesigen Verhältnisse berechnetes Schauspielhaus erbauen. Es wurde im Oktober 1795 mit dem Schauspieler „Maske um Maske“ eröffnet und dient noch heute „dem Vergnügen der Einwohner.“

Auf dem Gebiete des Schulwesens war die Frankesche Richtung seit dem Regierungsantritte Friedrichs nach und nach um ihr Ansehen gekommen, ohne daß anfänglich etwas besseres an ihre Stelle getreten wäre. Gegen das Jahr 1780 hin, als die von Rousseau und Basedow

angeregte Umwälzung im Erziehungswesen eintrat und der märkische Pestalozzi, der Domherr v. Rochow in Relahn, an seinen Dorfschulen zeigte, wieviel bei zweckmäßiger Methode gefordert und geleistet werden könne, trat auch für Potsdam eine pädagogische, philanthropische Bewegung ein. Zu den treibenden Kräften gehörte der bedeutende Pädagoge Joachim Heinrich Campe, der Verfasser des Robinson Crusoe, welcher, nachdem er Hauslehrer in der v. Humboldtschen Familie gewesen war, in der Zeit von 1772—76 zuerst Feldprediger beim Regiment Prinz Heinrich, später Hilfsprediger an der Heiligengeistkirche war. — Eine andere, für die neuen Erziehungsideale begeisterte Persönlichkeit war der Kriegsrat Deutsch vom großen Militärwaisenhause. Mit allen im Erziehungsfache berühmten Männern der Zeit stand er in beständigem Briefwechsel, kannte sie persönlich und besuchte ihre Anstalten. Unter Zustimmung des Ministers arbeitete er einen neuen, brauchbaren Plan für die Anstalt aus. Einer der besten Lehrer v. Rochows, Lindemann, wurde nach Potsdam berufen und der Kandidat Riemann auf mehrere Monate nach Relahn geschickt, um die dortige Methode zu studieren. Riemann wirkte bis 1786 mit großer Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit am Waisenhause und verfaßte daselbst ein in der pädagogischen Welt geschätztes Buch: „Versuch einer Beschreibung der Relahnschen Schuleinrichtung und Lehrart“. Er wurde durch dieses leicht faßlich geschriebene Buch der Verbreiter einer verbesserten Schulmethode in ganz Norddeutschland.

Für die Stadtschulen hatte der König eine eigene Kommission eingesetzt, welche aus zwei Magistratsmitgliedern, dem Oberprediger der Nikolaikirche und dem

Rektor der großen Stadtschule bestand. Letztere erhielt 1784 einen neuen Plan, auch wurde eine kleine Schulbibliothek angelegt. Die stark in Verfall geratene Garnisonsschule wurde durch den Generalleutnant v. Rohdich und den Feldpropst Kletschke wieder hergestellt und zweckmäßiger eingerichtet. Auch die Elementarschulen erhielten eine Neuorganisation.

Friedrich Wilhelm III. verfolgte die Resultate der neuen Erziehungssysteme mit reger Theilnahme. Bereits 1798 erklärte er, daß es an der Zeit sei, endlich für die zweckmäßige Erziehung und den Unterricht der Bürger- und Bauernkinder zu sorgen und daß viele zweckwidrig eingerichtete Gelehrtenschulen zu Bürgerschulen umgewandelt werden müßten. Aber erst in der Zeit der Noth, als Fichte 1807—08 seinen Plan einer großartigen National-Erziehung entfaltete, reifte der Vorsatz zur That. 1809 entstand in Potsdam die höhere Bürgerschule und fand bald so guten Zuspruch, daß mehrere Klassen mit Lehrern und Lehrerinnen erforderlich waren. Nach kurzer Blüthe trat durch den Abgang mehrerer Lehrkräfte, die bei dem damaligen Lehrermangel nicht ersetzt werden konnten, ein Rückgang der Anstalt ein. Zwar half Prediger Hanstein mit zwei Schulamtspräparanden aus, doch sank die Schülerzahl bis auf 30. 1817 berief die Regierung Wilhelm v. Türk als Schulrat nach Potsdam. Er hatte dem Drange seines Herzens und dem Zuge der Zeit folgend, den Beruf des Juristen mit dem des Pädagogen vertauscht. Seine erste Amtstätigkeit galt der Errichtung eines Schullehrer-Seminars in Potsdam. Am 17. Oktober 1817 wurde es mit 60 Seminaristen eröffnet. Die Anstalt war in den Räumen einer ehemaligen Tabakmanufaktur untergebracht worden, welche

am Kanal, nahe der Berliner Brücke, dem Schauspielhause gegenüber gelegen war. Zum Leiter wurde der Lehrer an der Plamanschen Anstalt v. Klöden ernannt. Rektor der Bürgerschule aber wurde der Lehrer Löffler vom Annaburger Militär-Waisenhause, unter dessen Leitung sich die Schule glänzend entwickelte. Sie wurde neben dem Seminar untergebracht und bildete dessen Übungsschule, bis sie später ein eigenes großes Gebäude unweit der Breiten Brücke erhielt. Von ihr zweigten sich ein halbes Jahrhundert später die Höhere sowie die Mittlere Töchterschule, jetzige Charlottenschule, ab. 1821 wurde auf v. Türks Veranlassung hier eine Baugewerkschule errichtet, an deren Stelle später die Provinzial-Gewerbeschule trat.

Um unbemittelten jungen Leuten von Talent zum Studium der Wissenschaften oder Künste verhelfen zu können, hatte v. Türk 1818 die Friedensgesellschaft ins Leben gerufen. Ihm lag aber auch die körperliche Erziehung der männlichen Jugend am Herzen. Damit sie nicht nur kräftig und stark, sondern zum vollen Bewußtsein ihrer Kräfte käme, führte er den Turn- und Schwimmunterricht ein. 1818 errichtete er die heute noch blühende und seinen Namen tragende Schwimmanstalt im Vereine mit der Direktion des großen Militärwaisenhauses, welche die Hälfte der Kosten trug, während v. Türk die andere Hälfte bestritt.

Zwei Jahre später rief er das Zivil-Waisenhaus ins Leben. Um ein Grundkapital für die Anstalt zu haben, opferte er seine Sammlung von Ölgemälden. Eine darüber veranstaltete Lotterie ergab 3000 Thlr. Bereitwillig stellte sich eine Reihe tüchtiger Persönlichkeiten in den Dienst dieser guten Sache. Vorzüglich tätig erwies

sich für die Anstalt Professor Dr. Schleiermacher, sowie der Bischof Dr. Eylert. Regimentsarzt Dr. Brettschneider und nach ihm der spätere Generalarzt Dr. Puhlmann erboten sich zur unentgeltlichen ärztlichen Behandlung der Zöglinge, während der Apotheker Frank die erforderlichen Medikamente umsonst hergab. So wuchs die Anstalt unter dem umsichtigen Räte des Regierungspräsidenten v. Bassewis und dem tätigen Beistande verschiedener Beamten, welche für die kostenlose Verwaltung der Anstalt sorgten.

v. Türk betrieb auch die Einrichtung einer Kinder-Bewahranstalt. Frau v. Bassewis nahm sich mit Damen ihres Bekanntenkreises eifrig der Sache an. Die erste Anstaltsmutter war Frau Schütz, die Frau eines Maurergesellen, welche eine Stube ihres Wohnhauses und einen Spielplatz in ihrem Garten für die Kinder einrichtete. Zwölf Frauen aus dem Militär-, Beamten- und Bürgerstande führten abwechselnd die Aufsicht. In die gleiche Zeit fällt die Stiftung des heute noch segensreich wirkenden Wohltätigkeitsvereins auf Anregung v. Türks. Bald nach dem Inslebentreten der letzten beiden Einrichtungen zeigte sich deren Notwendigkeit recht augenscheinlich. 1831 herrschte ein lange anhaltender, hoher Wasserstand. Fast alle Keller der Stadt standen unter Wasser. Bössartige Fieber waren die Folge davon und im Herbst brach die Cholera aus. Die Kinder der Anstalt blieben völlig von Erkrankungen verschont infolge der sorgfältigen Verpflegung in einem gesunden Lokale. Der Wohltätigkeitsverein aber konnte während der gefährvollen Zeit täglich 400 Portionen kräftiger Nahrung an schwache, ältere Personen und Kinder verteilen.

Anderere wichtige Gründungen v. Türks sind die Waisenversorgungsanstalt in Kl. Glienice und das

Elisabeth-Stift für verwaiste Mädchen. Das Grundkapital für letzteres bildeten auf v. Türks Vorschlag 2000 Thlr., welche der Magistrat zur Feier des Huldigungsfestes und der damit verbundenen Illumination am Geburtstage des Königs, dem 15. Oktober, bestimmt hatte. Der König war mit dieser Verwendung des Geldes völlig einverstanden und die Königin Elisabeth übernahm das Protektorat der neuen Anstalt, welche am 13. November 1840, dem Geburtstage der Königin, eröffnet wurde. — Der Hofapotheker Frank begründete 1843 eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, das noch heute bestehende Frank'sche Stift in der neuen Königsstraße.

In das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fällt auch die Stiftung zur Gedächtnisfeier der Königin Luise durch den Bischof und Hofprediger Dr. Eylert. Die Königin hatte gewünscht, daß eine Reihe von Predigten, welche Eylert im Frühjahr 1810 gehalten hatte, gedruckt würden. Noch vor der Ausführung des Werkes, am 12. Juli 1810 starb die Königin. Eylert eröffnete nun auf die Herausgabe der Predigten eine Subskription mit der Anzeige, daß von den Zinsen des Kapitals, welches sich hieraus bilden würde, alljährlich am Todestage der Königin unbescholtene arme Mädchen als Bräute ausgestattet würden, um das Andenken der Königin zu ehren und es als heiliges Vermächtnis an künftige Generationen zu überliefern.

Auf Anregung und Betreiben des Seminardirektors von Klöden wurde Potsdam vorübergehend ein *B a d e o r t*. Klöden hatte in dem Wasser eines Brunnens auf dem Grundstücke Neue Königsstraße 26 eine mineralische Heilquelle von der Art der Freienwalder festzustellen geglaubt. Friedrich Wilhelm III. gab 2000 Thl.

zu zweckmäßiger baulicher Einrichtung und es entstand in einem über sechs Morgen großen Parke ein mit Wirtschaft, Kursaal, Bade- und Duschezimmer ausgestattetes Bad. Die Zahl der Badegäste stieg im Sommer 1827 auf 275. Mangelhafte Bewirtschaftung und veränderte Anschauung über den Wert des Wassers führten zum Eingehen der Anstalt.

Durch den Polizeidirektor Flesche wurde zu Anfang des Jahrhunderts „zum Nutzen der Einwohner, besonders der Gewerbetreibenden“ das „Potsdamsche Wochenblatt“ gegründet. Die Ueberschüsse davon kamen einer Stiftung, dem Flescheschen Stipendium für studierende Bürger-söhne zugute. Das Blatt hielt sich von 1812—1856.

Schon zu Lebzeiten Friedrichs des Großen bestand in Potsdam eine altägyptische Rosentkreuzerloge, welche noch unter Friedrich Wilhelm II. eine gewisse Bedeutung hatte. Eine andere Loge, zum Diamant, wurde 1763 von Gardeoffizieren gegründet, doch bestand sie nur kurze Zeit. Auch die von mehreren Offizieren eines hier garnisonierenden Infanterie-Bataillons gestiftete Loge Herkules siedelte bald mit ihren Stiftern nach deren schlesischer Garnison über. Inzwischen hatte der Generalchirurgus Zimmersdorf 1768 die Loge Minerva begründet, welche noch heute besteht und Besitzerin des Hauses Riezstraße 10 ist. Unter dem Namen „La sagesse“ entstand 1777 eine sogenannte Deputationsloge der Loge Royal York de l'amitié in Berlin, welche bereits 1790 wieder einging. Einige ihrer Mitglieder errichteten eine Loge Constantia, welche bis 1854 bestand. Sie fand ihre erste Unterkunft in dem Hause des Kapitäns v. Borghesi, Kanal 66, in welchem sich heute die Oberrealschule befindet; später wurde sie in das Haus Kreuzstraße 3 verlegt. Als die

R
Franzosen nach der Schlacht bei Jena, im Oktober 1806, nach Potsdam kamen, traten nach und nach 50 französische Offiziere, Aerzte und Militärbeamte dem Logenverbände bei, darunter auch der Stadtkommandant Colonel Sebastiani Cappellini. Infolge Abberufung nach Spanien und Oesterreich verließen sie aber nach und nach Stadt und Loge. Als 1809 die Kgl. Regierung nach Potsdam verlegt wurde, stifteten hierher versetzte Beamte die Loge Teutonia zur Weisheit. Sie war anfänglich Mitmieterin der Räume, welche die Loge Minerva damals im Hause Kanal 5 inne hatte. 1817 erwarb Teutonia das Haus Priesterstraße 2 mit seinem 3 Morgen großen Garten; doch verkaufte sie ihren Besitz der Militärverwaltung und errichtete sich ein neues, zweckmäßiges Logenhaus Kurfürstenstraße 60.

Nach dem Kriege i. J. 1814 wurde durch mehrere Musikfreunde und Tonkünstler der heute noch blühende „klassische Gesangverein“ ins Leben gerufen. Der erste technische Leiter war Wessely, welcher beim Prinzen Heinrich in Rheinsberg Kapellmeister gewesen war. Der junge Verein wirkte bereits bei der Einweihung des Denkmals für die in den Freiheitskriegen Gefallenen auf dem Alten Kirchhofe, am 18. Oktober 1815, öffentlich mit. Als am Abend des gleichen Tages auf der Sternschanze des Brauhausberges zum ersten Male ein Holzstoß entzündet und verbrannt wurde, zog der Gesangverein wieder mit hinaus.

Im folgenden Jahre, am 12. Juni 1816, bildete sich aus dem regelmäßigen Zusammenspielen einiger Künstler und Musikfreunde der Musikverein, die jetzige Philharmonische Gesellschaft, „zum Zwecke der Ausbildung in der Instrumentalmusik“. Beide Vereine veranstalteten fleißig

gemeinschaftliche Aufführungen, welche, soweit sie Oratorien und Messen betrafen, meist in der katholischen Kirche auf dem Gewehrfabrikhofe stattfanden, deren fahler Fachwerkbau eine wundervolle Akustik besaß. Unter lebhafter Theilnahme der Potsdamer Bevölkerung gaben beide Vereine: Grauns Tod Jesu, Schichs Ende des Gerechten, Beethovens drei Hymnen, Fr. Schneiders Weltgericht, Beethovens Christus am Delberg, J. Haydns die letzten 7 Worte und eine Anzahl Messen verschiedener Meister. Ein anderes Lokal, welches die Musikvereine jener Zeit für ihre Aufführungen benutzten, war der Schilpsche Saal, Waisenstraße 50, jetzt Café Bismarck; später wurde es der Konzertsaal des Kgl. Schauspielhauses.

Der Leiter des Seminars, v. Klöden, war ein tüchtiger Sänger und großer Musikfreund. Er unterstützte mit den Lehrern und Zöglingen des Seminars die Musikaufführungen beider Vereine und rechtfertigte dies dadurch, daß Musik und Gesang wesentliche Lehrgegenstände der Seminaristen seien, welche dadurch gute Gelegenheit fänden, beides zu üben. — Von ganz besonderer Bedeutung für das Potsdamer Musikleben wurde der 3. Lehrer des Seminars Joh. Christ. Schärtlich. Herr v. Türk hatte ihn in dem Soldatenkinder-Erziehungsinstitut zu Annaburg kennen gelernt und seine Berufung nach Potsdam veranlaßt. Er unterrichtete im Gesang, Orgelspiel und Generalbaß, Schreiben und Rechnen. Mit großem Fleiße bildete er sich als Organist weiter und wirkte als Mitglied der beiden Musikvereine. In den zwanziger Jahren gründete er ein Lehrinstitut für Musik, die musikalische Akademie, aus welcher eine Reihe bedeutender Musiker Deutschlands und des Auslandes hervorging.

Friedrich Wilhelm III. hatte sich einst an den ernstesten, vierstimmigen Volksliedern russischer Soldaten erfreut und wünschte sich ein gleiches für sein Heer. Durch diesen Wunsch des Königs wurde Zelter in Berlin mit einigen Freunden angeregt, die alte Sängerkunst, welche bei fröhlichem Mahle geübt wurde, wieder zu erwecken und eine neue Tafelrunde, gleich der des Königs Artus zu gründen; daher der Name Liedertafel. Es durften nur Dichter, Tonkünstler und Berufssänger teilnehmen, welche volkstümliche Männerchöre schaffen und vortragen konnten. Die Mitgliederzahl war in der doppelten Zwölfzahl, also 24, beschränkt, und durfte höchstens auf 30 steigen. Schärtlich wurde Ehrenmitglied der Zelterschen Liedertafel und gründete nach deren Vorbild mit Freunden und Gesinnungsgenossen am 2. November 1826 die Potsdamer Liedertafel, an deren Spitze er trat und für welche er die meisten seiner tiefempfundenen Lieder schuf. Von Potsdam nahmen sie ihren Zug durch ganz Deutschland und weiter hinaus. — Zu Beginn der dreißiger Jahre rief Schärtlich den brandenburgischen Lehrergesangverein und den Brandenburgischen Sängerbund ins Leben, dem im Oktober 1841 der Potsdamer Männer-Gesangverein folgte.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. flossen die Konzerttragnisse der Vereine dem Fond zur Errichtung des Rißschen Denkmals des Königs auf dem Wilhelm-plate zu. Auch die hiesigen Militärkapellen gaben fleißig Konzerte auf dem Plateau bei Kast, auf dem Bahnhofe, im Apollosaale, im Kaisersaale, auf dem Tornow usw.

Die hier lebenden Kunstmaler und Bildhauer hatten sich im St. Lukasvereine zusammengeschlossen. 1833 wurde durch den Kgl. Bauinspektor Ziller, Stallmeister v. Kessel,

Dr. Puhlmann u. a. der Potsdamer Kunstverein ins Leben gerufen. Er kaufte Gemälde an, welche er verlosste, verteilte ansprechende Kunstblätter und unterstützte bedürftige Künstler.

„Zur Anregung und Förderung einer höheren, edleren Geselligkeit und des wissenschaftlichen geistigen Lebens auf freundschaftlichem, geselligem Wege, durch Austausch von Ideen, Mitteilung von allgemein interessanten Gegenständen aus dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur“ war am 2. Februar 1830 die literarische Gesellschaft hauptsächlich durch die Bemühungen des Gymnasialdirektors Dr. Blume ins Leben getreten.

Der Wunsch der angeführten Vereine, zu denen sich noch der vom Regierungsrat Richter gegründete Opernverein gesellte, ging auf eine gemeinschaftliche Heimstätte, wie sie der geistvolle und kunstsinige Friedrich Wilhelm IV. den Berlinern in der Kunstakademie geschaffen hatte. Anfänglich zeigte sich der König dem Plane geneigt, doch ließ er schließlich den Palast Barberini, in dessen mittlerem Teile sich eine Gastwirtschaft befand, in der Art umbauen, daß das Untergeschoß durch die Arkadenhalle ersetzt und die darüber liegenden Stockwerke zu Sälen mit Nebenräumlichkeiten umgewandelt wurden. Den Umbau leitete in geschickter Weise der Baumeister Laucke, unter welchem der spätere Hofmaurermeister Pesholz mitarbeitete. Die Rechte des Hausbesizers und der Vereine wurden genau geregelt. Die Vereine, welche gewissermaßen einen Gesamtverein bildeten, hatten für die innere Einrichtung zu sorgen.

— Bald nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich Wilhelm IV. den damals schon leidenden Ludwig Tieck

an seinen Hof gezogen. Der Dichter lebte während der Sommermonate bis 1850 in Potsdam, (im heutigen Elisabethhause). Längere Zeit hindurch hielt er hier seine berühmten Vorlesungen. Er las die Antigone, Shakespearesche Dramen und eigene Dichtungen. Hier verwirklichte er auch seinen Lieblingsplan, eine der antiken Tragödien aufzuführen. Er wählte die Antigone des Sophokles, weil sie dem modernen christlichen Verständnis am nächsten läge und durch Donners eben erschienene Uebersetzung ausführbar geworden war. Am 28. September kam die Aufführung im Neuen Palais auf der attisch hergerichteten Bühne zustande und machte mit den dazu von Mendelssohn in Musik gesetzten Chören tiefen Eindruck auf die Zuhörenden.

Seit 1847 lebte auch August Kopisch in Potsdam. Er war mit einer Beschreibung der Königl. Schlösser in und bei Potsdam beschäftigt, welche ihm der König übertragen hatte. Er dehnte diese Aufgabe auf eine geschichtliche Entwicklung der Stadt aus. Daneben malte und modellierte er und stellte unter anderem ein Relief der Insel Capri, der Sireneninseln und der blauen Grotte dar, welche er einst schwimmend entdeckt hatte. Er wohnte in einem Hause des Bogelschen Weinberges, welcher Sanssouci einverleibt wurde. Das Haus ward später zum heute verschwundenen Café Blume umgebaut.

Auch Ernst Raupach, der Verfasser von mehr als 100 Bühnenstücken, zog als Greis mit seiner Frau für mehrere Jahre nach Potsdam und war häufig Gast des Königs auf Sanssouci, wobei er stets mit Alexander v. Humboldt zusammentraf.

Auch zahlreiche andere geistig hervorragende Persönlichkeiten fanden in Potsdams herrlicher Lage und der

früher oft getadelten dörflichen Stille Anregung und Sammlung für ihre Arbeiten. Hier lebten die gefeierten Erzähler Balduin Möllhausen, Philipp Galen, der Dichter Gerhard v. Amyntor u. a.

Unter ihre Ehrenbürger zählt die Stadt neben den unermüdlichen Wohltätern Wilhelm v. Türk und Bischof Eylert den seelsorgerisch und literarisch bedeutenden Prediger Eltester. Potsdam ist die Geburtsstadt von Wilhelm v. Humboldt, Moriz Hermann Jakobi, dem Erfinder der Galvanoplastik, seinem Bruder Karl Gustav Jakobi, dem berühmten Mathematiker, des Physikers Hermann v. Helmholtz, des Naturforschers Ernst Haeckel u. a.

Hat sich auch das stille Potsdam inzwischen zu einer Stadt mit lebhaftem Verkehr entwickelt, so vermag es doch immer noch in seinen zahlreichen vorzüglichen Bildungsstätten der heranwachsenden Jugend, in seiner herrlichen Umgebung, seinen Kunstschätzen, seinen historischen Erinnerungen dem Ruhe und Sammlung und geistige Anregung Suchenden reichlich zu geben, was sie brauchen.





Ausblick.

War die geographische Lage der Ausgangspunkt, so möge ein Ausblick den Schluß bilden. Denn eine Stadt läßt sich nicht aus ihrer Umgebung loslösen, besonders nicht eine Fremdenstadt.

Die Wasserverhältnisse der Potsdamer Landschaft haben sich durch natürliches Absinken des Spiegels und durch Menschenwerk verändert. Die sumpfige Fortsetzung der Riezucht bis zur Charlottenstraße und der große Sumpf von der Breiten Brücke über Wilhelms- und Bassin-Platz zum Heiligen See sind verschwunden. Der letzte Teil, der Widam (Stieffsche Wiesen), erst im letzten Menschenalter. Die „neue Fahrt“ des linken Havelarmes und die Aufschüttung beim Brückenbau haben die Freundschaftsinsel zu einer größeren geschlossenen Insel gemacht. Der Steg von ihrem Pallisaden-Wachtgange zur Heiligen Geist-Kirche ist verschwunden. Der Kanalmündung haben sich die Planitz-Inseln vorge-lagert. Die Nuthe, deren zahlreiche Mühlarme beseitigt sind, ist reguliert.

Die Umgebung hat sich stark verändert durch weiter hinaus dringende Besiedelung der Vorstädte, durch die

Umwandlung ganzer Ortschaften (wie Neubabelsberg und Wannsee) in Villen-Vororte von Berlin, durch den großen Aufschwung der Nachbargemeinde Nowawes (mit Neuen-
dorf) und durch den gesteigerten Verkehr. Der ist auf der Havel zeitweise recht lebhaft mit Ruder- und Segelbooten, Motorbooten und Dampfern, Getute, Qualm und Benzingeruch. Der Einzeltahn, die „Zille“, mit dem großen Segel verschwindet und macht dem Dampfer-Schleppzug Platz, der sechs Güterzüge bewegen kann. Im Jungfernsee teilt sich die stark angewachsene Frachtschiffahrt von der Elbe her: über Sakrow nach Berlin und über Glienicke in den 1906 eröffneten Teltowkanal für Durchgangsgüter nach dem Osten. Für immer ist die dörfliche Stille dahin, die Bischof Eylert vor 100 Jahren rühmte. Wer sie heute finden will, muß sie in weiter Entfernung suchen. Denn auch der ländliche Charakter der alten Erholungsstätten, (wie im einstigen Herrenitz Templin, Kaputher Fährhaus, Baumgartenbrück, Ruhfort, Nedlitz, Sakrow und Glienicke) ist zerstört. Man ist auf Berliner Massenverkehr eingerichtet, der Sonntags die einst stille Umgebung Potsdams überflutet, soweit Eisenbahn und Dampfschiffahrt reichen. Vorbei sind die Zeiten, in denen breite überdachte Gondeln im Stadt-Kanal ihre Gäste abholten und vom Tornow, wo warme Abendmahlzeit mitgenommen wurde, im Mondschein auf den Templiner See führten.

Auch die Eisenbahn veränderte die Landschaft. Zur Berlin—Potsdam—Magdeburger Stammbahn ist die vorortreiche Wannseebahn mit Anschluß an die Berliner Stadtbahn gekommen mit im ganzen 100 Zügen in jeder Richtung. Für die neue Bahn Nauen—Jüterbog ist die Wildparkstation Knotenpunkt.

Den Dörfern geben Sommerhäuser und Villen mehr und mehr städtischen Charakter — nicht immer zu ihrem Vorteil. In den Dörfern von Kaputh über Töplitz bis Nedlitz haben fleißige Kleineigentümer oder Pächter nach dem Muster von Werder, der Obstkammer Berlins schon im 18. Jahrhundert, riesige Obstplantagen geschaffen. So haben die Bestrebungen des Großen Kurfürsten reichen Erfolg. Der größte Teil des Obstes wird nach Berlin verschickt, ein Teil in den bedeutenden Potsdamer Konservenfabriken verarbeitet. Der Weinbau hat gänzlich aufgehört. Frostjahre hatten die meisten Reben vernichtet. Auch hatte er bei mangelhaften Verkehrsverhältnissen seine Aufgabe erfüllt. Bei dem billigen und schnellen Transport könnte er heute den Wettbewerb mit Rhein-, Mosel- und Bordeaux-Wein nicht aushalten.

Unverändert aber ist der allgemeine Charakter der herrlichen Landschaft geblieben mit ihrem mächtigen gepflegten Waldgürtel und der reich gegliederten Havel, deren Ufer Friedrich Wilhelm IV. anmutig mit Laubholz verbräunte. Er hob die Schönheit der Landschaft durch eingestreute romantische Bauwerke — auch im Sinne des Großen Kurfürsten — und erschloß sie in Gemeinschaft mit dem verdienten Hofgärtner Herman Sello durch schöne Wege, besonders an den Ufern, deren Schatz die Stadt selbst nicht zu erhalten verstand. Aber schon beginnt der begehrlche Reichtum der benachbarten Weltstadt an den Waldufern Fuß zu fassen, unbekümmert um die Interessen der Allgemeinheit.

Auch das wirtschaftliche Leben der Stadt wird stark von der Weltstadt und seinem Großkapital beherrscht. Die Automobile der Berliner Warenhäuser, Geschäfte und Brauereien neben denen der eigenen Warenhäuser

durchheilen täglich die Straßen Potsdams ebenso wie die Riesenautos der Berliner Fremdenführerei. Potsdam wird immer mehr zum Berliner Vorort; eine Entwicklung, die (z. B. durch Anpreisung an steuerkräftigen Zuzug und Schaffung eines Luftschiffplatzes an der Pirschheide) noch künstlich beschleunigt wird.

Konnte 1830 die Literarische Gesellschaft als Sammelpunkt der geistigen Interessen aller gebildeten Kreise Potsdams gegründet werden und ausreichen, so heute nicht mehr bei der vermehrten Einwohnerzahl, dem fast übermäßig gesteigerten Vereinsleben und dem lebhaften persönlichen Anschluß an das geistige Leben der Reichshauptstadt. Mit dem Musikleben ist es ähnlich.

Im Gegensatz zu diesen Strömungen hat es die Stadtverwaltung verstanden, in kluger Ausnutzung stadtwirtschaftlicher Erwerbszweige nicht nur der Stadt ihre Selbständigkeit zu erhalten, sondern ihr einen neuen Einfluß auf die weitere Umgebung zu sichern. Zunächst kommt da der Gutsbezirk der Potsdamer Forst in Frage, in dem sich außer den Arbeiterkolonien Cäcilienhöhe und Dabem der großen Potsdamer Eisenbahnwerkstätten eine Reihe von großen Instituten an Potsdam angelehnt hat. Wirtschaftlich hängen sie von Potsdam ab und zehren von ihm. Ihre Beamten wohnen zum Teil in Potsdam und haben auch an dem geistigen Leben Potsdams nehmend und gebend teil. Die Eingemeindung wäre daher um so mehr gerechtfertigt, als Potsdam bereits zum Teil für Wasser und Elektrizität sorgt. Der Gutsbezirk umfaßt die Oberförsterei (schon vor 200 Jahren des Hegereiters Haus), die Provinzialanstalten in der Saarmunderstraße (die Idiotenanstalt Wilhelmstift — s. S. 148, 1894 von der Provinz

Brandenburg übernommen, wie 1895 die von der Inneren Mission 1886 gegründete, jetzt stark vergrößerte Anstalt Pniel für Epileptiker und das Erziehungshaus Bethlehemsstiftung 1906) mit im ganzen etwa 1100 Insassen und 200 Ärzten, Wärtern und Beamten; ferner die wissenschaftlichen Institute der Berliner Sternwarte (Astrophysikalisches Observatorium 1875, Magnetisches 1888 Geodätisches und Meteorologisches 1892, der Riesensrefraktor 1899; für den Rest der hinausverlegten Berliner Sternwarte werden jetzt im Nebenpark von Babelsberg auf der Glienicker Höhe Gebäude errichtet), die Kriegsschule (1902), endlich die bedeutende Stiftung Hermanswerder des Berliner Großkaufmanns Herman Hoffbauer und seiner Gattin. Die Stifter hatten die Badeanstalt des Medizinalrats Augustin (früher Wacht haus am Alt-Wassertor) in eine kunstgeschmückte Villa umgebaut und den Sumpf zwischen Eisenbahndamm und Wall nach Aufschüttung in einen Park verwandelt. Ihre große Stiftung für Kranken- und Mädchenwaisenspflege sowie Diakonissen-Ausbildung ist in den letzten 20 Jahren auf dem südlichen Tornow weithin sichtbar und stattlich erbaut.

Aber weit über den Gutsbezirk hinaus versorgt die Stadt Wilhelmshorst, Bergholz und Rehbrücke mit Wasser, und diese Kolonien, sowie Michendorf, Drewitz, Kaputh, Alt- und Neu-Geltow, Bornstedt, Glienicke, Sakrow, Neubabelsberg, zum Teil sogar Wannsee und vor allem den aufblühenden Industriort Nowawes, den sie auch an das Straßenbahnnetz angeschlossen, mit Elektrizität. Das städtische Elektrizitätswerk ist zur kleinen Überlandzentrale ausgebaut. Hier hat sich die Stadt eine neue Bannmeile geschaffen. Gab das Land der alten Bannmeile seine Lebensmittel an die Stadt und

bezog von ihr gewerbliche Erzeugnisse, so liefert die Stadt an die neue Bannmeile Licht, Kraft (zum Teil auch Wasser), um mit dem Geldertrag den Stadtsäckel zu füllen und die Steuerlast der Bürger zu erleichtern; für Potsdam besonders wichtig, weil die Beseitigung des Beamten-Steuer-Privilegs erst nach Jahren voll wirksam sein wird.

Bei allen modernen Fortschritten darf aber Potsdam seinen Vorzug vor allen übrigen Berliner Vororten, seine glänzende, schon im äußeren Stadtbilde wieder gespiegelte, Vergangenheit nicht vergessen und zerstören. Darum entspricht der Verein für die Geschichte Potsdams, der 1902 an einen von dem Hofrat Louis Schneider von 1862 bis 1879 geleiteten Verein anknüpfte, ebenso wie der an das junge städtische Museum 1908 angegliederte Museumsverein der Stadt Potsdam einem Bedürfnisse. Beide bemühen sich, den Sinn für Potsdams Geschichte und Kultur, der in letzter Zeit auch für die Baugeschichte in weitere Kreise zu dringen scheint, und das pietätvolle Verständnis für Potsdams Schönheiten zu pflegen und zu vertiefen. Denn wir müssen eingedenk bleiben, daß Potsdam sein Dasein und sein Bestes dem Hohenzollernhause verdankt.



Register.

- Abgaben 7. 13 f. 21 ff. 29. 35.
48. 69. 97. 114. 123. 153 f.
Ackerbau, Ackerkommune 11.
17 f. 36. 99.
Akademie, musikalische 235.
Albrecht Achilles 15.
Albrecht der Bär 9. 11.
Alexander, Villa 71. 98. 155.
202.
Alexandrowska 128. 194.
Amt, Amtshauptmannschaft 15.
22 f. 30. 33 f. 44. 46 f.
57 f. 74. 98.
Armenpflege 40. 98. 107. 121.
186.
Arnim, Baumeister v. 199.
201 f. 207.
Askanier, Zeit der 9 ff.
August Wilhelm, Prinz 156.
Ausstellungen 136 f.
- Babelsberg 2 f. 156. 192 f. 197.
Bach, Sebastian 224 f.
Badeort, Potsdam als 232 f.
Badestube 24.
Bär auf den Straßen 52.
Bassewitz, Oberpräsi. v. 118.
231.
Bassin 66. 68. 81.
Bau der Stadt (s. auch Er-
weiterung) 35. 40. 52 f. 62.
67 ff. 81 f. 102 f. 109 f. 139.
150 f. 155. 159 ff.
Baumgartenbrück 4. 44.
Bauverein, Arbeiter- 151.
- Beleuchtungswesen 52. 131. 151.
Bellamintes 215.
Belvedere (Klausberg) 171.
Berend, Schutzhude 114.
Berlin, Verhältnis zu 13. 22.
129 f. 133. 242 f.
Betsche, Ratmann 62. 83.
Bettgelder, Potsdamsche 51.
Bewahranstalt, Kinder- 231.
Beyer, Erzpriester 149.
Bildergalerie 172.
Bittschriftenlinde 94.
Blücherplatz 16. 48.
Boden, Staatsminister 62 f.
Bodt, Baumeister de 163
Borchert, Sophie und Mathilde
156.
Bornim 4. 28. 34. 42 f. 129.
135. 162. 197.
Bornstedt 26. 28. 34. 63. 81.
88. 197. 203.
Boumann, Oberbaudirektor 67.
166. 173. 176.
Bournier, franz. Gouverneur 112.
Brandenburg 7. 22. 24. 129.
Brandt, Schuhmacher 149.
Brauwesen s. Gewerbe.
Broebes, Architekt 163.
Brücken 19. 35 f. 80. Breite
Brücke 178. Glienicker Brücke
44. 129. 150. 207. Lange
(Teltower) Brücke 11. 13 f.
24. 35 f. 82. 129. 145 f. 188. 207.
Bruno, Pater 61. 74.
Büding, Baumeister 98. 176 f.

Burg (s. auch Amt, Stadtschloß)
9 f. 13. 15.

Campanini, Tänzerin Barbarina
226.

Campe, Pädagog 228.

Caputh 42. 47. 49. 71. 83. 162.

Cecilienhöhe 151. 243.

Charlottenhof 98. 156. 191.
197. 205.

Chaussee, erste in Preußen 106.

Chiese, Baumeister de la 43. 161 f.

Cholera 133. 231.

Communis 170 f. 178 f.

Dahheim 151. 243.

Dampfmaschinenhaus 127. 203.

Dampfschiffahrt s. Schiffahrt

Daun, Kaufmann 54.

David, Schusjude 65. 91.

Denkmäler 48. 119. 140. 146.
150 f. 171. 178. 236.

Deutsch, Kriegsrat 228.

Dorothea, Kurfürstin 43. 47.

Drachenhaus 177.

Dreikönigszusammenkunft(1709)
49 f.

Drewitz 34. 37 f. 52.

Droschken 130.

Duport, Musiker 226.

Ebenhecht, Bildhauer 177 f.

Editt, Potsdamer (1685) 46.

Ehrenpfortenberg 42.

Eichberg s. Pfingstberg

Einsiedel, Kapitän v. 63. 71.

Einwohnerzahl 29. 59. 69. 75.
104 f. 137. 141 f. 152.

Eisenbahn 128 ff. 132 f. 136
202. 241.

Eisenhardt, Kaufmann 62. 139 f.

Eitel-Friedrich, Prinz 156.

Elektrizitätswerk 151. 155. 206.
244.

Elendsgilde 25. 110.

Elisabeth, Königin 148. 232.

Eltester, Prediger 239.

Ephraim, Münzjude 86 ff.

Esterhazy, General Graf 100.
Eylert, Bischof 231 f. 239.

Fabriken, s. Gewerbe.

Fabrikengericht 109.

Fahrland 13. 48. 71. 129.

Fahrt, neue 240.

Falkenrehde 69. 112.

Fasanengarten (s. auch Jäger-
hof) 40. 42. 52.

Fasanerie 198 ff.

Fassadenzwang 102.

Feste, höfische 47. 49 f. 157.

Feuer, Feuerwehr 17 f. 110.

Fintelman, Hofgärtner 135.

Fischerei (s. auch Riez) 6. 11 ff.
15 f. 22. 24. 36. 44. 48. 59 f.

Fortunaportal 48. 163.

Frank, Apotheker 231.

Frank, Prediger 27 ff. 210 f.

Franzosenzeit 112 ff.

Freiheit, kurfürstl. 36 f. 40. 53.
56 (s. Stadtfreiheit)

Freundschaftstempel 171.

Friedhöfe 17 f. 93 98.

Friedrich I., Kurfürst 14.

Friedrich I., König 39. 42. 47 ff.
159. 162 ff.

Friedrich II., Kurfürst 18.

Friedrich II., König 76 ff. 162.
168 ff. 219 ff.

Friedrich III., König 156.

Friedrich IV., König v. Däne-
mark 49 f.

Friedrich August I. von Sachsen-
Polen 49 f.

Friedrichstadt 48. 53. 56.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst
23. 30 ff. 160 f. 211.

Friedrich Wilhelm I. 40. 50 ff.
82. 84 ff. 89. 91. 96. 108.

160. 164 ff. 213 ff.

Friedrich Wilhelm II., 99. 101
ff. 183 ff. 226 f.

Friedrich Wilhelm III., 111 ff.
120. 127 ff. 156. 187 ff. 229 ff.

Friedrich Wilhelm IV. 127. 129.
136. 191 ff. 237 ff. 242.

Galen, Philipp 239.
Galgen 74.
Garmatter, Schweizer Kolonistenfamilie 44.
Garnison (s. auch Krankenhäuser) 28. 35. 45 f. 49 ff. 68. 72 ff. 77 ff. 82. 84 ff. 103 ff. 107. 114 f. 127. 157 f. 181.
Im einzelnen sind erwähnt:
1. Bat. Garde (Leibgardebat.) 77 ff. 82. — Exerzierbatterie, reitende 79. — Feldjäger 80. — Füß.-Reg. Prinz Heinrich 78 f. 85. — Garde du Corps 78 f. 157. 173. 206. — 2. und 4. Garde-Feldart.-Reg. 157. 206. — Garde-Jägerbat. 157. — Garde-Landw.-Kav.-Reg. 157. — Garde-Husaren-Reg. 127. 157. 204. — 1. Garde-Reg. z. F. 78. 128. 156 ff. 204. — 1. Garde-Ulanen-Reg. 149. 157. 206. — 3. Garde-Ulanen-Reg. 144. 157. 204. — Gren.-Gardebat. (alte Garde) 77 ff. — Grenadiere, rote (Krongren.) 50. 52 f. 60 f. — Husaren, Zietzen 80. — Invalidenbat. 157. — Kadetten 80. 150. 158. 188. 207. — Kriegsschule 150. 158. 207 f. 244. — Lehrinfanteriebat. 157. — Leibgardarmerie 127. 157. — Leib.-Reg. 53. 63. 72 f. 75. 77. — Leibwache, kurf. 46. 51. — Maschinengewehrabt. 157. — Reg. Camas 78. — Reg. Garde 77 ff. — Reg. Holstein 78. — Reg. v. Münchow 78. — Reg. v. Preußen (Königsreg.) 78 — Unteroffizierschule 40. 127. 158. 188.
Garten, neuer 99. 106. 185. 199.
Gasthäuser 63. 135. 217. 223.
Gayette, Baumeister 71.
Geltow, (Geliti) 7. 34.
Generaldirektorium soll n. P. 58.

Georg Wilhelm 46.
Gerichtswesen 10. 13. 19 f. 49. 57 f. 65. 68. 74. 93 f. 117. 137 f. 144. 148. 150. 206. (s. auch Kaufmannsgericht).
Gercke, Lehnrichterfamilie 20.
Gerlach, Baumeister 62. 166 f. — Rektor 218.
Gertraudthospital s. Krankenhäuser.
Gesangverein. Kass. 234 f.
Gesellschaft, Friedensliterarische 237. 243. philharmon. 234 f.
Gewehrfabrik s. Gewerbe.
Gewerbe (s. auch Monopolindustrie) 12. 20 f. 36 ff. 48 f. 54 f. 59 f. 63 f. 65 f. 71 f. 82 ff. 107 ff. 132 ff. 142 f. 154 f.
Besonders zu nennen:
Bäcker 20. 59. 97. — Brauwesen 48 f. 59. 63 f. 97. 135 f. 155. — Drahtzieherei 83. 86. 108. — Färberei 72. 83. 135. — Schmiede 20 f. 135. — Glasfabrikation 37 f. 71. — Gewehrfabrik 54. 58. 62. 66. 133 f. 138. 176. 181. — Holzbearbeitung 72. 97 f. 135 f. 155. — Keram. Industrie 37. 83. 108. — Mühlenwesen 36. 96 f. 133. 135 f. 155. — Schiffsbauerei 130. 133. 155. — Tabacksfabrikation 44. 83. 108. 134. — Textilindustrie (s. auch Seidenindustrie) 20. 37. 65 f. 72. 83 ff. 97. 107 f. 135 f.
Gewerke 20 f. 57. 72.
Gleim 220.
Glasfabrikation s. Gewerbe.
Gleisberger, Sattler 72.
Glienicke 26. 34. 42 ff. 48 f. 51. 96. 135. 156. 192. 197. 207.
Gloriette im Bassin 67. 166.
Gogele, Baumeister 167.
Golm 26. 28. 34. 44.

Gontard, Baumeister v. 162.
168. 178 ff. 184.
Graun, Musiker 224.
Grabl, Baumeister 167.
Großglienicke 9.
Grube 34. 88.
Grumbkow, General v. 58.
Grundbesitz s. Vermögen.
Gustav Adolf 29.

Haake (Hacke), Amtshauptmann
v. 30. 33. f.
Haedel, Ernst 239.
Hafendamm 37. 41. 96.
Handel s. Gewerbe
Handelskammer 154.
Handwerk s. Gewerbe.
Handwerkskammer 154.
Hasengraben 68.
Haus, altes, s. Stadtschloß.
Heide, Potsdamer 13.
Helmholz, Hermann 239.
Hermannswerder s. Hoffbauer.
Herrschaft Potsdam (s. auch
Amt) 31. 34.
Hesse, Baumeister 198 ff.
Heydert, Planteur 43.
Heym, Hofprediger 149.
Heymüller, Bildhauer 178.
Hoffbauer 204. 207. 244.
Hoffmann, Brauereibesitzer 136.
Holländisches Viertel 68 f. 158.
166.
Horiz, Prediger 27.
Hospital, s. Krankenhaus.
Hudemann, J. L. 221.
Humboldt, Alex v. 196. 238.
—, Wilhelm v. 239.

Industrie, s. Gewerbe.
Ingenheim, Villa 30. 71. 98.
155 f.
Innungen, s. Gewerbe.
Jacobs, Fabrikbesitzer 134. 140.
202.
Jaczo, Slawenfürst 9.
Jägerhof (s. auch Fasanengarten)
52. 58. 90.

Jagd 15. 32. 35. 44 f. 47. 51 f.
Jahrmärkte 21.
Jakobi, Karl Gustav 239.
—, Moriz Hermann 239.
Joachim I. 15. 34. 36. 43.
Joachim II. 34.
Joachim Friedrich 160.
Joel, Fabrikant 87.
Judenschaft 93.

Rabinettshaus 111.
Kämmerei s. Vermögen.
Kammern, neue 172. 198.
Kammerode 13.
Kanal 16. 36 45. 52. 81. 99.
Kanalisation 145. 152. 155.
Kantonfreiheit 83.
Karl IV. 13.
Karl, Prinz 156. 191 f.
Kasernen s. Garnison.
Kasino, Zivil- 127. 189.
Katharina, Kurfürstin 15. 160.
Kaufmannsgericht 154.
Kiez (s. auch Fischerei) 11 ff.
16 f. 26. 28. 40. 53. 56.
Kirchenwesen 12. 25 ff. 35 f.
61 f. 64 f. 113. Die einzelnen
Kirchen: Christusk. 150. —
Erlöserk. 150. 206. — Französl.
K. 64. 113. 174. — Friedensk.
127. 200 f. — Garnisonk. 61 f.
75. 100. 113. 167. — Heilige
Geistk. 61. 113. 167. — Kathol.
K. 61. 144. 206. 235. — Pfingst-
kap. 150. 206. — Reform.
Schloßk. 36. 61. 64. — Russ.
K. 61. 128. 194. — St. Josephs-
kap. 149. — St. Katharinen =
S. Nikolait. 17. 25 ff. 36. 54.
62. 110. 113. 127. 167 f. 174.
189 ff. — Synagoge 93. 127.
207.

Kirchhöfe s. Friedhöfe.
Klärstation s. Kanalisation.
Kleist, Ewald v. 220 f.
— Heinrich v. 222.
Kletsche, Feldproft 107. 229.
Klinte, Bürgermeister 93.

- Klöden, Seminardirektor v. 230.
 235.
 Knobelsdorff, Baumeister v.
 163. 168 ff. 176. 184.
 Königswall, f. Römerschanze.
 Kollekten 56. 62. 69.
 Kolonie, Französi. 46 f. 58. 64 f.
 93. 105 f. 137.
 —, Russische f. Alexandrowsta.
 —, Schweizer 44.
 Kommandantur 175. 178.
 Kommandantenhaus 68. 167.
 Kopisch, August 238.
 Kornhandel 22 ff.
 Krankenhäuser 25. 40. 51. 54.
 87. 98. 119. 125. 140. 150.
 158. 181. 206. 210 f. 244.
 Krieg, Befreiungs- 119. dreißig-
 jähr. 28 f. 31 ff. siebenjährig.
 100.
 Krüger, Baumeister 182 f. 185.
 Kunkel, Alchimist 37 ff.
 Kutschstall 183.
 Landbuch Karls IV. 13.
 Landesverteidigungspflicht 28 f.
 Landfriedensbund, P. im 28.
 Landtag, Vertretung a. d. 24.
 Landwehr 36.
 Langelaer, Planteur 41 f.
 Langhans, Baumeister 184 ff.
 Lebensversicherung 145.
 Lenné, Hofgärtner 196 ff.
 Leopold, Fürst v. Anhalt-Deffau
 51 f. 58.
 Lesevereine 222 f.
 Lessing 221.
 Lichtenau, Gräfin f. Ries.
 Liedertafel 236.
 Liegnitz, Villa 156. 201.
 Lindemann, Lehrer 228.
 Lüpfler, Rektor 230.
 Loge 202. 204. 223 f.
 Ludewig, Glasmacher 38.
 Luise Henriette, Kurfürstin 37.
 Luisenstiftung 232.
 Lustgarten 40. 51. 164.
 Madersteg, Baumeister 50.
 Manger, Hofbaurat 101.
 Manufaktur f. Gewerbe.
 Manufakturkommission 92.
 Mansfeld Graf Ernst v. 28.
 Marie Eleonore, Königin v.
 Schweden 33.
 Markt, alter 17. 81. 173 f. 179.
 Marmorpalais 106. 109. 156.
 184 f. 199.
 Marschall, Minister v. 90.
 Marstall, (f. Drangenhäus) 51.
 162. 173.
 Mathilde, Äbtissin v. Quedlin-
 burg 7.
 Mauer 53 f. 66. 113. 152. 155. 164.
 Maulbeerplantagen f. Seiden-
 bau.
 Meierei des Rats 56. 60.
 Meierei, fgl. 203.
 Memhardt, Kartograph 40.
 Menken, Rabinettsrat 108.
 Mitisch, Bürgermeister 49.
 Militär f. Garnison.
 Monopolindustrie 38. 83. 86.
 88. 91.
 Moritz, Prinz v. Oranien 32.
 Mozart 227.
 Mühle, historische 94. 198.
 Mühlenwesen f. Gewerbe.
 Müller, Fährkrugsbes. f. Nebliß.
 Musikpflege 208. 213 f. 224 ff.
 Name der Stadt 8.
 Napoleon 112.
 Nationalgarde 115.
 Nebliß 24. 26. 28. 44. 90. 129.
 197. 203.
 Nehring, Baumeister 162.
 Neptunsteich 49 f. 60.
 Neuendorf 23. 26. 28.
 Nillaussee 16. 36. 53. 58. 66. 82.
 Nikolskoe 194.
 Nowawes 83. f. 90. 107 f. 241.
 Numerierung der Häuser 115.
 Obelisk 174. 178.
 Oberrechnungskammer 111. 118.
 180.

Observatorien 206. 244.
 Omnibus 130.
 Oranzenhaus 40. 51. 162. 164.
 226.
 Orangerie 197 ff. 205.
 Ordonnanzhaus 80.
 Otto III. 7.

Pachhof 74,
 Palais, Neues 80 f. 156. 170 f.
 176 ff. 225.
 Palaß Barberini 179. 226. 237.
 Pannberg 41.
 Paradiesgarten 90.
 Pares 6. 111.
 Parforceheide 52. 67.
 Pepusch, Kapellmeister 213 f.
 Perrius, Baumeister 189 f.
 199 f. 203.
 Pest 29 f.
 Peter der Große 60 f.
 Pfaueninsel 4. 38. 111. 156. 186.
 Pfingstberg 42. 90. 197. 199.
 Pflasterung f. Straßen.
 Pirschheide 4. 43.
 Plantagenhaus, Forsthaus 87.
 90.
 Polizei (f. auch Verfassung) 97.
 105. 117.
 Pomonatempel 187.
 Post 58. 106. 127. 129 ff. 150.
 181. 207.
 „Potsdamer“ als Spottname
 105.
 Poztupimi 7 f.
 Pranger 74.
 Pribislav, Slawenfürst 9. 11.
 Prochaska, Elenore 119 f.
 Proviantamt 127. 155. 158. 204.
 Prüfer, Baumeister 129.
 Publikandum v. 1787 102.
 Puhlmann, Generalarzt 231.
 237.

Quanz, Musiker 224.

Rat f. Verfassung.
 Rathhaus 18 f. 41. 56. 174.

Rauch, Bildhauer 198.
 Raupach, Ernst 238.
 Ravené, Kaufmann 133.
 Rechnungshof 150. 207.
 Reformation 26.
 Regierung 117. 150. 207.
 Rehgarten f. Sanssouci.
 Reichardt, Kapellmeister 225.
 Reiberberg 45.
 Renz, Bildhauer Brüder 178.
 Rezeß v. 1699 48 f.
 Riegel, Buchhändler 125.
 Riemann, Pädagog 228.
 Riez, Kämmerer 106. 186
 Rochow, Abraham v. 23.
 —, Hans Friedrich v. 71.
 —, Richard v. 14.
 Rode, Bildhauer und Maler
 185.
 Römerschanze 5 f.
 Rodich, General v. 107, 229.
 Rohde, Bauunternehmer 151.
 Rudolphi, Caroline 221.
 Ruinenberg 81. 99. 170. 203.
 Saarmund 11. 58. 87. 129.
 St. Paul, Oberbürgermeist. 125.
 Sakrow 197. 200.
 Sanssouci 80 f. 156. 169 ff.
 178. 184. 197 f. 205.
 Shadow 185. 187. 200 f.
 Schärtlich, Seminarlehrer 235 f.
 Scharnhorst 105.
 Schauspielhaus 110. 186 f. 227.
 Schifffahrt 6. 99 f. 128. 130. 241.
 Schildhorn 9.
 Schinkel 129. 188 ff.
 Schlachthaus 95. 152. 206.
 Schleiermacher, Professor 231.
 Schlüter 48. 164.
 Schock, Tabakfabrikant 108.
 134.
 Schönow, Dr. Moriz v. 25 f. 210.
 Schützengilde 25. 28 f. 48.
 Schuldendienst f. Vermögen.
 Schulwesen 26. 69. 86. 90. 105.
 107. 133. 140. 145 ff. 150.
 154. 166. 206 ff. 227 ff.

Schulze, Baumeister 182.
Schumacher, Rabinettsrat 62.
Schweinegruber, schweizer Ro-
lonistenfamilie 44.
Schwimmanstalt 230.
See, Fauler s. Niklaussee.
Seidenbau und -industrie 37. 65.
87 ff. 98. 107. 134 f.
Sello, Hofgärtner 135.
Semnonen 5.
Sittlichkeit 105. 111.
Slawen (s. auch Ries) 6 ff. 21.
Sparkasse 125.
Spiegel, Amtshauptm v. 23.
Splittgerber, Kaufmann 54.
Stadtbuch 19.
Stadtfreiheit 37.
Stadtschloß (s. auch Burg) 33 ff.
39 f. 47 ff. 81. 156. 160 ff.
171 ff. 178. 187. f. 225.
Stadtverordnetenversammlung öffentl.
125.
Stall, Langer 61. 113. 167.
Stamford, Hauptmann 221 f.
Stegmann, Baumeister 71.
Stern, Jagdschloß 52. 67. 166.
Stieff, Seidenfabr. 134. 151.
Stifte 107. 148. 150. 155 f.
202. 206. 243 f. (s. auch
Waisen-, Witwenhäuser).
Stilrichtungen: holländ.-französl.
67 f. 160 ff. — franz.-ital.
Klassizismus. 168 ff. — palla-
dianisch.-englisch. Klassizismus.
174 ff. — klassiz. Barock 178
ff. — Zopfstil 183 ff. —
Schinkel u. s. Schule 188 ff.
— Nachklänge 194 ff.
Straßen 16 ff. 19. 40 f. 58. 70 f.
145. 152. 156. Besonders zu
nennen: Behlertstr. 58. —
Berlinerstr. 48. 82. — Breite
Str. 37. 41. — Burgstr. 16.
53. 56. 95. — Charlottenstr.
53. 80. — Französl. Str. 48.
— Friedrichstr. 48. Hohen-
zollernstr. 66. — Jägerallee
42. — Kaiser Wilhelmstr. 66.

— Königstr., alte 41; neue
48. 106. — Kronprinzenstr. 42.
— Kurfürstenstr. 66. — Leip-
zigerstr. 63. — Lindenstr. 42.
68. — Moltkestr. 66. —
Nauenerstr. 58. — Peterfilien-
str. 18. — Pflug- s. Char-
lottenstr. — Türckstr. 82. —
Yorkstr. 36.

Straßenbahn 146. 151 f. 155. 244.
Stüler, Baumeister 189. 198.
Suchböhle, Ingenieurkapitain
31.

Tabaksbau s. Gewerbe.
Tabakskollegium 67. 216 f.
Tafelrunde Friedrichs d. Gr.
219 f.

Tamm, Kommerzienr. 108 f.
Teltowkanal 241.

Templin 106. 109. 197.

Tiergarten 32. 43. 50 f.

Tiedt, Ludwig 202. 237 f.

Töpliz 44.

Tore 13. 17. 35. 66. 82. 152.

155. Einzelne zu nennen:

Berliner T. 66. 82. 164. 174.

— Brandenburger T. 66 f.

179. — Jägert. 66 f. 82. 164.

Neustädter T. 173. — Nau-
ener T. 58. 66 f. 177.

Tornow. 43. 204 f. 244.

Türck. Regierungsrat v. 134 f.

229 ff. 235. 239.

Turnhallen 90. 145.

Unger, Baumeister 171. 178. 181.

Universität Halle 117.

Unruhen, bürgerl. 18. 126.

Urnenfunde 3 ff.

Behme 20.

Verein, Geschichts- 245. Kunst-

237. Museums- 245. Opern-

237. St. Lukas- 236. Wohl-

tätigkeits- 231.

Verfassung 10 ff. 18 ff. 23 f.
36. 49. 56 f. 65 70. 93 f.
108 ff. 115 ff. 124 f. 126 f.
243 f.

Vermögenslage 26. 45. 49. 57.
69 f. 97. 109 ff. 113 f. 120 ff.
132. 143. 152 ff. 245.

Verpfändungen 12 f. 33.

Verschöderung der Soldaten 74.

Verwaltung f. Verfassung.

Wache, Königs- 183.

Waisenhäuser 49. 54. 86 ff. 149.
Gr. Militärw. 54 f. 58. 66.
80 f. 86 ff. 106 f. 138. 180 f.
213. 230 ff.

Wallenstein 29.

Wasserleitung 145. 152. 155.

Weinbau 32. 43 f. 64. 98. 106.
242.

Weinberg, Egl. 201 f.

Weinteller, 43. 61.

Weinlöben, kurf. Rat 26.

Wenden f. Slawen.

Widam 58. 66. 68. 240.

Wiebe, Geh. Oberbaurat 145.

Wildpart, 129. 131. 198 ff.

Wilhelm I. 141. 156 f. 191 f.

— II. 156.

—, Kronprinz 156.

—, Prinz v. Oranien 47.

Wilhelmsplatz (Rauensche Plan-
tage) 82.

Wilhelmswarte 187.

Witwenhaus 37. 148.

Wohnungsverein, Beamten-
151.

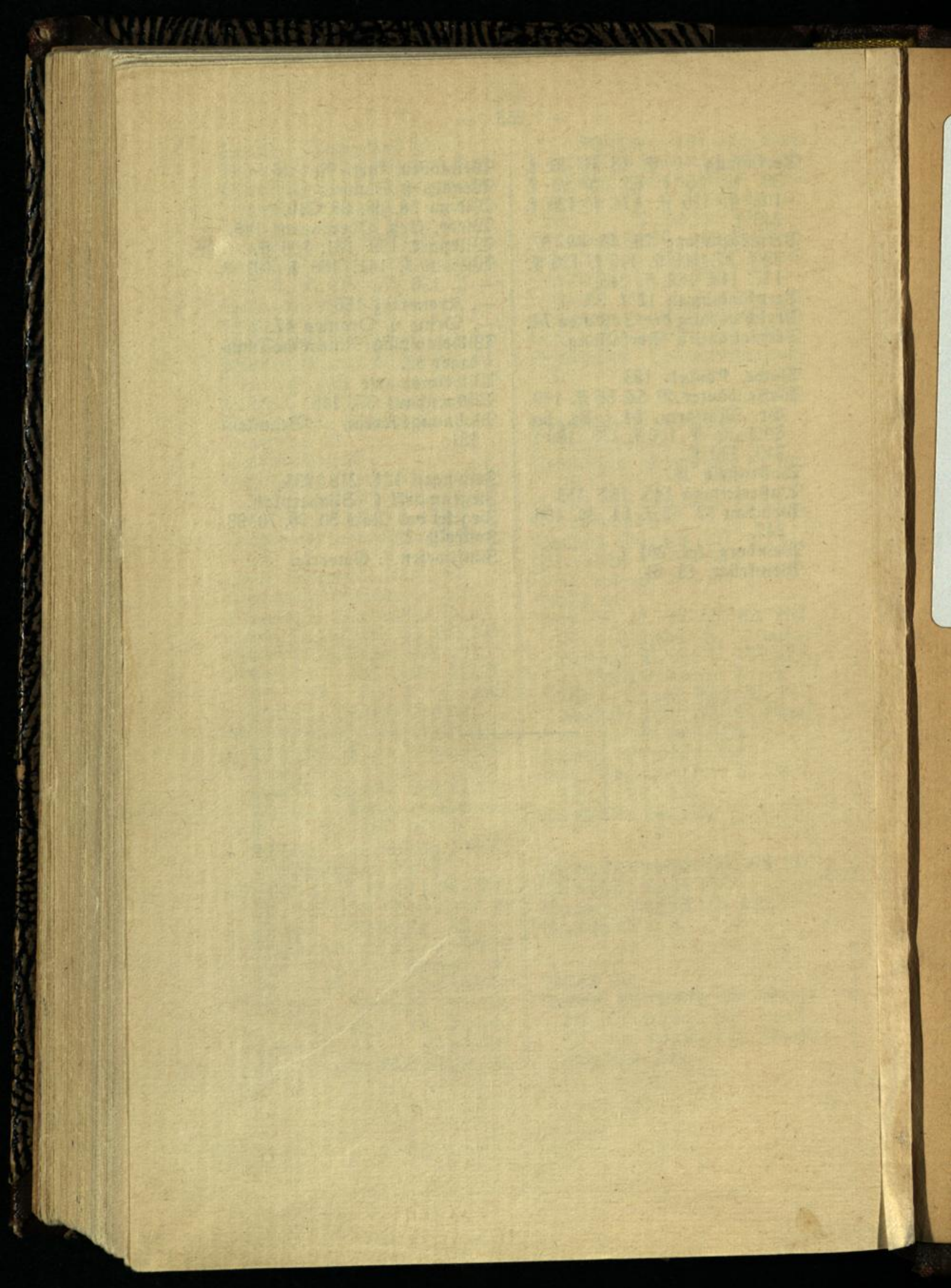
Zeitungen 121. 218. 233.

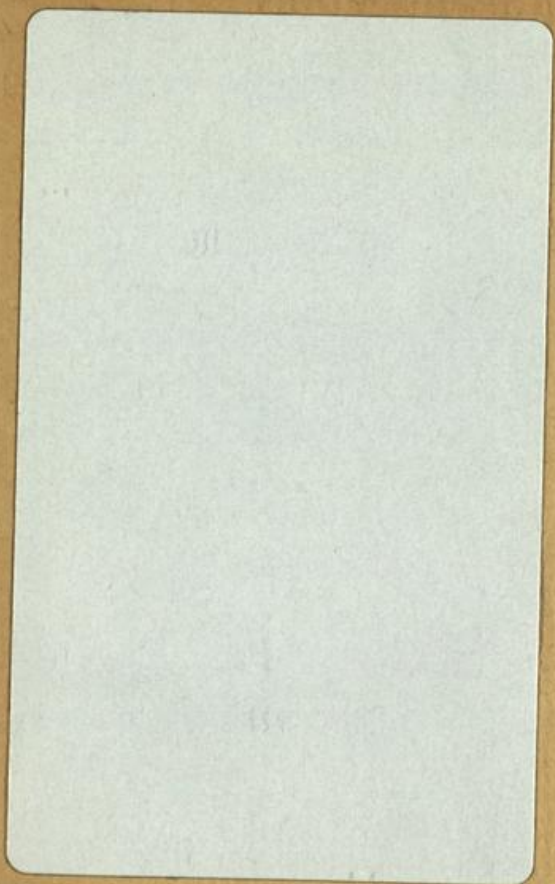
Ziegenmarkt f. Blücherplatz.

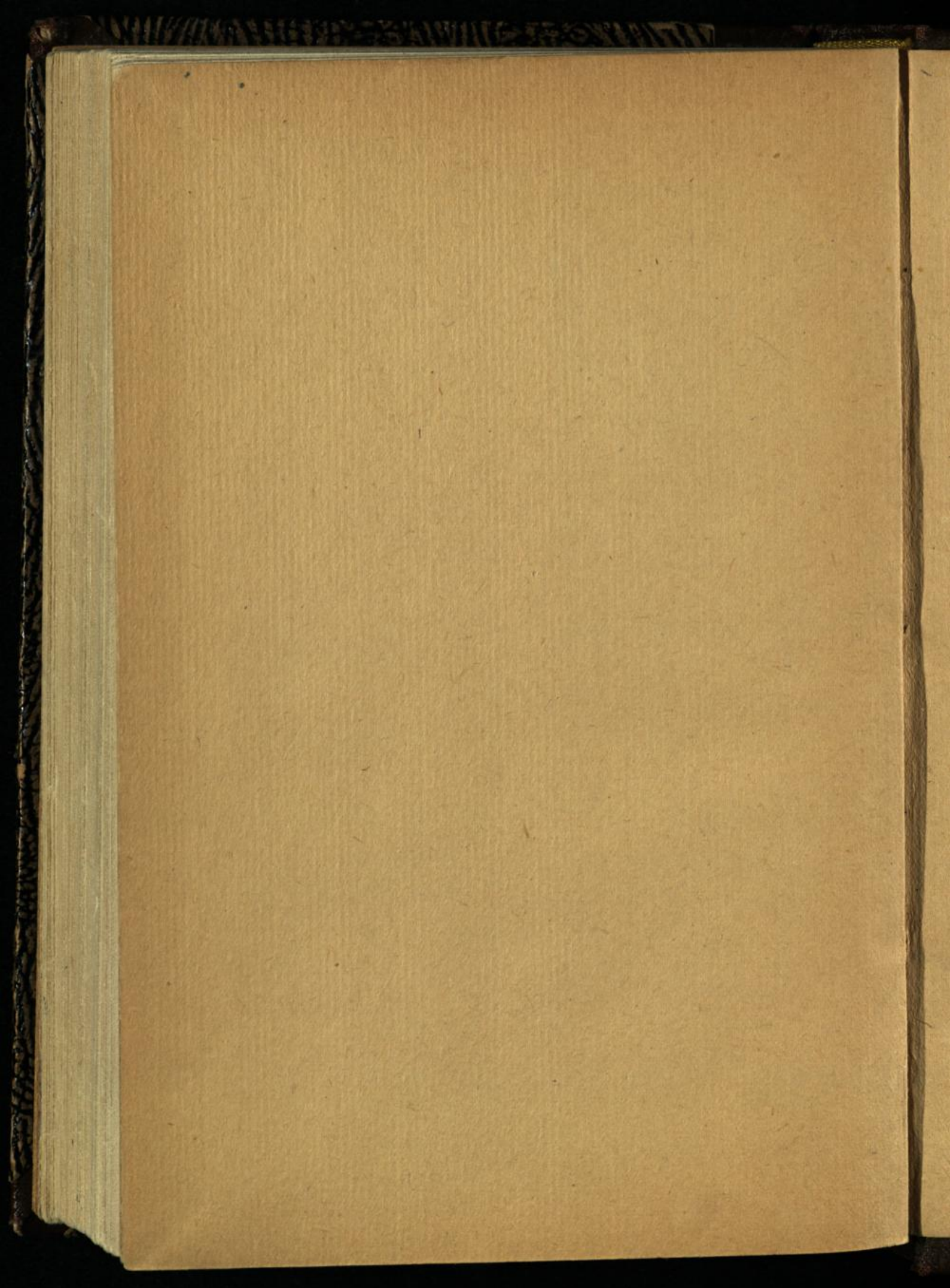
Ziegelei des Rats 30. 60. 70. 98.

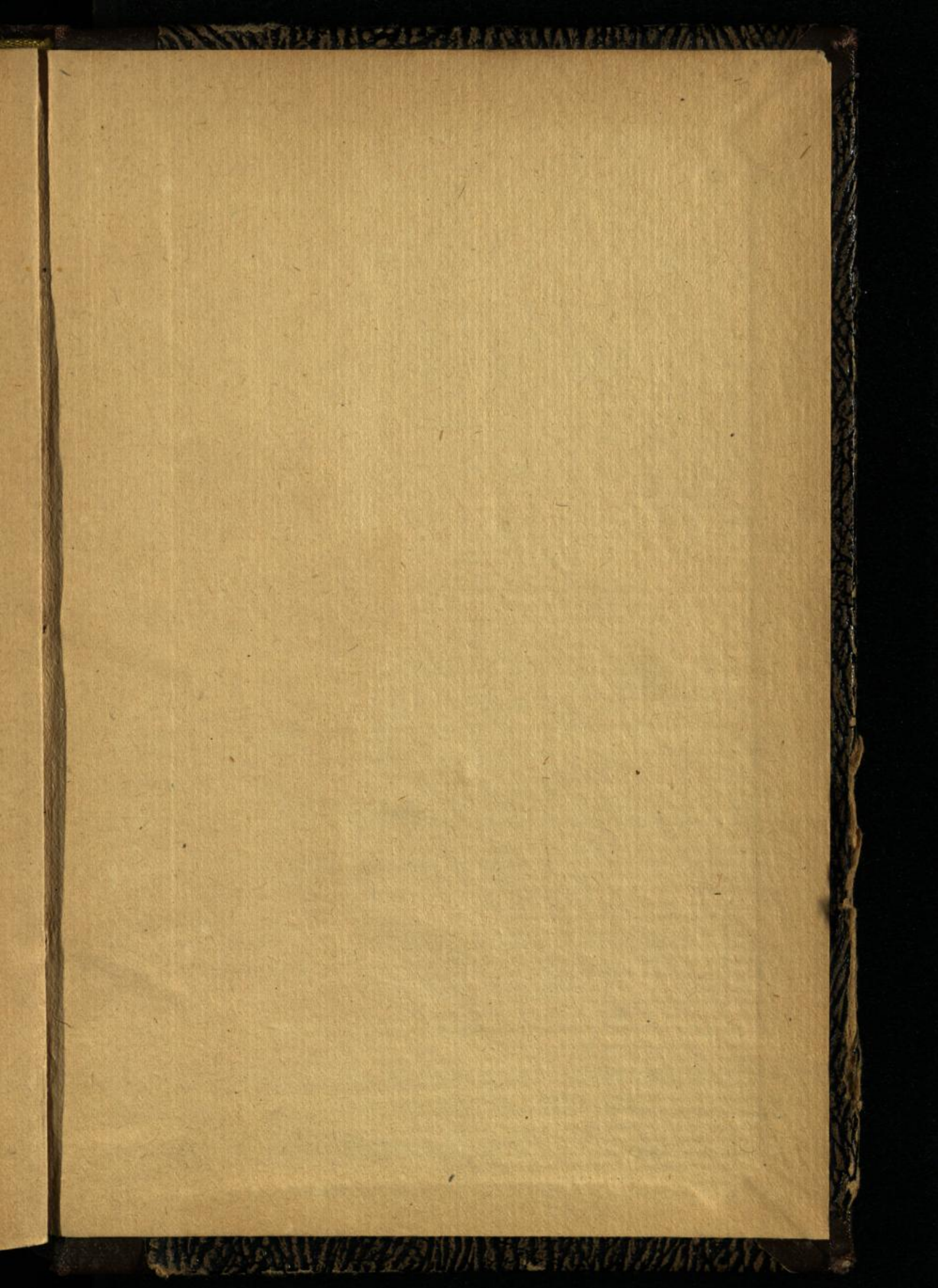
Zollrolle 22.

Zunftwesen f. Gewerke.









Universitätsbibliothek Potsdam

Ausleihnr.



96969351